

Das
hannoversche Wendland.

Festschrift,

dem

Central-Ausschusse der Königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle

bei seiner Anwesenheit im Wendlande im Sommer 1862,

gewidmet von

dem Landwirthschaftlichen Lokalverein des Wendlandes

zu Lüchow.

(Hennings.)

Lüchow, 1862.

Selbstverlag des Vereins.

Wenn der Reisende seinen Weg von der Residenzstadt unseres Hannoverlandes nach Nordost nimmt, so kommt er durch einen Landstrich, der unter dem Namen „die Lüneburger Haide“ vielfach im Verruf stand, und bei uns und unsern Nachbarvölkern als der Schrecken des Wanderers hingestellt wurde. Ein Landstrich, der in seiner Kahlheit und Dürre eine solche spärliche Vegetation zeigte, daß er seit langer Zeit nur den genügsamen Generationen der Haidschnucken ein bescheidenes Stillleben gönnte. Die Hannover-Harburger Eisenbahn führt uns jetzt im Fluge durch diese Gegend und wer beim flüchtigen Rollen der dampfbewegten Räder nur irgend etwas aufmerksam das Auge auf die jetzige Kultur der Lüneburger Haide wirft, der wird ein freundlicheres Bild finden, als er vor Jahren selbst gesehen oder ihm Andere beschreibend gemalt haben. Fortgeschrittene landwirthschaftliche Erfahrungen und emsiger Fleiß haben vielfach die schlummernde Keimkraft des Bodens geweckt, und der freundliche Mai vermag schon die lange, braune, dürre Haide hier nnd da in ein frisches, saftiges Grün zu kleiden. Ein sehr steriler Strich dieser Gegend, die Celle-Uelzener Strecke, meist mit Kiefern und Tannen bestanden, liegt hinter uns, wiederum tönt die Dampfpfeife, und wir haben die freundliche Stadt Uelzen erreicht, welche durch ihren feinen, weichen, weißen Flachs, der von hieraus bis tief in den Süden unseres deutschen Vaterlandes, und nach Norden über's Meer, verschleißt wird, — rühmlichst bekannt ist. Die Felder zeigen schon überall das Zeichen der Kultur, und wenn auch hin und wieder noch einige Strecken unbebaut liegen, so deutet doch alles darauf hin, daß wir uns am östlichen Auslaufe der Haide befinden. — Nach Osten soll uns unser Weg nun auch weiter führen. — Die Eisenbahn ist verlassen, und statt des modernen, weltenbewegenden Dampfes dient uns das Wahrzeichen der alten Sachsen, das Pferd, als Zugkraft. Hügel auf, Hügel ab führt uns unser Pfad, denn wir haben uoch den vom Stöckener Damm sich abzweigenden Höhenzug, der, von Südost gegen Nordwest sich hinziehend, die Wasserscheide der Ilmenau und Jeetzel bildet, zu überschreiten. Ein mittelmäßiger, zum Theil sogar schlechter Boden zeigt uns, was Fleiß und Ausdauer bei kluger Umsicht vermögen. Rechts und links zu Seiten unsers

Weges grüne Saatfelder, fast schon vorwiegend gegen die dürre nackte Haide, bis die Gegend wieder trister wird und nochmals ansteigt, — wir haben den letzten Höhenzug erreicht, — und vor uns liegt eine weite herrliche Thalebene, wellenförmig gebogen, worin vereinzelte Hügel inselartig hervortreten. — Man hat der Gegend der Kreyenhagener Berge den Namen „die wendische Schweiz" beigelegt; nimmt man den bescheidenen Maßstab eines Flachlandes an, so ist sie in der That überraschend, wenn sie auch selbstverständlich keine Vergleichungen mit der sächsischen Schweiz zuläßt. Schön, freundlich und lachend, selbst für ein mehr verwöhntes Auge, ist aber der Blick von dieser sogenannten wendischen Schweiz über den Flecken Clenze in die vor uns liegende Thalebene des hannoverschen Wendlandes.

Beim Eintritt in diese Gegend fühlt sich der Wanderer angenehm überrascht und gefesselt, denn Boden, Lage der Dörfer, Sitte und Tracht des uns nun begrüßenden Volkes hat etwas ganz bestimmt Karakteristisches, und sticht wesentlich gegen die Gegenden ab, welche hinter uns liegen. Man fühlt, daß hier ein Stück Kulturgeschichte gespielt hat, und forschend verlangt man einen tiefern Blick in die Verhältnisse dieser Gegend und ihrer Bevölkerung zu thun. Diesem Triebe nachhängend, haben wir gern die für diesen Sommer in Aussicht stehende höchst erfreuliche Anwesenheit des Central-Ausschusses der Königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle als Veranlassung benutzt, eine Beschreibung des hannoverschen Wendlandes zu geben und durch den Druck zu veröffentlichen.

Im Interesse der Sache wäre es ohne Zweifel wünschenswerth gewesen, wenn schon im vorigen Jahrhundert, wo manche wendische Sitte noch fester und treuer saß, wo selbst die wendische Sprache sich aufrecht erhalten hatte — wenn schon in jener Zeit mit unserer Idee vorgeschritten worden; man hätte den nachkommenden Forschern mehr und bestimmteren Anhalt gegeben. Versuchen wir indeß, das uns vorliegende Material, welches durch manche fleißige Hand zusammengetragen ist, geordnet und in faßlicher Form unsern Lesern vorzulegen.

Erste Abtheilung.

Das Wendland in geographischer und historischer Hinsicht.

Erster Abschnitt.

I.

Wenn es zunächst unsere Aufgabe ist, die Grenzen des hannoverschen Wendlandes zu bestimmen, so könnte man über diese Grenzen in Zweifel kommen, da es feststeht, daß wendische Stämme noch viel weiter als hier nach Norden und Westen vorgedrungen sind. Wir unsererseits haben dabei einen in hiesiger Gegend ansässigen, kleinen Wendenstamm vor Augen, der durch Jahrhunderte sich unvermischt die reine wendische Race erhalten hat; ein Stamm, der sich vor seinen Nachbarn, welche vielfach slavisches Blut in ihren Adern haben mögen, durch einen ganz besondern Typus auszeichnet. Wie wir im historischen Theile des Näheren erörtern werden, kann eine solche Bewahrung volksthümlicher Sitten und Gebräuche, und die Erhaltung der wendischen Mundart bis in's letzte Jahrhundert nur einer Entwickelung friedlicher Verhältnisse zugeschrieben werden, und als die Nachkommen einer solchen friedlichen Niederlassung sehen wir den hier wohnhaften kleinen Stamm der Wenden an. — Wenn wir darnach unsere Grenzen ziehen, so rechnen wir zum Wendlande fast den ganzen Komplex des jetzigen Amtes Lüchow, also die früheren Aemter Lüchow, Wustrow und Clenze zu Lüchow. Müssen wir einzelne Dörfer ausnehmen, so sind es höchstens die westlichen am Fuße des Haidrückens oder auf demselben selbst liegenden Ortschaften. Ferner dürfen wir zum Wendlande einen großen Theil des Amtes Gartow, namentlich die ganze südliche Hälfte, rechnen. Von dem Amte Dannenberg kommen nur einige wenige, hauptsächlich in der Lucie belegene Dörfer in Frage. Es bildet auf dem Wege von Lüchow nach Dannenberg das Dorf Platen-Laase sicherlich die Grenze. Da wir bei unserer Abhandlung indessen einen gewissen Anhalt haben, und die Landeseintheilung zum Grunde legen müssen, so hoffen wir das Richtige zu treffen, wenn wir die jetzigen Aemter Lüchow und Gartow als das sogenannte Wendland bildend, hinstellen. Demnach ist die Grenze

von Südost nach Nordwest die Elbe, im Osten und Süden die preußische Altmark, und von Südost nach Nordwest die Abhänge und Verläufe jenes schon erwähnten Haiderückens, der bekanntlich die Wasserscheide zwischen Ilmenau und Jeetzel bildet. Zur völligen Abgrenzung im Westen dient dann das Amt Dannenberg.

II.

Die Flüsse des Wendlandes gehören alle zum Stromgebiete der Elbe und fließen dieser von der linken Seite zu. Wir haben dahin zu rechnen: erstens die Jeetzel oder Jeetze mit ihren Nebenflüssen. Die Jeetzel entspringt bei Alt-Ferchau in der Altmark, im vormaligen hannoverschen Amte Klötze, sie nimmt 3 Meilen von ihrem Ursprunge — bei Beetzendorf — den Mellin'schen und Lubel'schen Bach auf, und beim Amte Dambeck die bei Klötze entspringende, östlich sich in sie ergießende Parnitz. Bei Salzwedel fließt ihr von der Westseite der bei Molmke entspringende, bei Böddenstedt vorbeiziehende Bach unter dem Namen „die Dumme" zu. Im Königreiche Hannover erhält die Jeetzel an Zuflüssen — von der Westseite — die bei Rebdigau in der Altmark entspringende Dumme, und diese nimmt, ehe sie bei Wustrow in die Jeetzel fällt, folgende Bäche auf: den Gilau-Grabenstedter Mühlenbach, den Schnega-Siggel'schen Mühlenbach, den Grüne-Mühle-Bach und endlich den Püggen-Zeetze-Köhlen'schen Mühlenbach. Die Jeetzel fließt nun in mehreren Armen durch Lüchow und nimmt unterhalb dieser Stadt, aber auch nur von der Westseite, am linken Ufer, den Gühlitzer, den Lübeln'schen, den Grabow'schen, den Breselenzer und den Prisser'schen Bach, und durch Dannenberg laufend, gleichfalls unterhalb, den Streetzer, den Kähmen'schen und den Dötzinger Bach auf, bis sie nach Hitzacker fließend, sich in die Elbe ergießt.

Die Jeetzel hat nur wenig Gefälle und demgemäß keine bedeutende Stromgeschwindigkeit. Ihr Lauf ist ein überaus krummer, und während die Länge desselben in gerader Linie ca. 8 Meilen betragen würde, ist sie in Wirklichkeit über 13 Meilen. Die Ufer der Jeetzel sind niedrig; das Jeetzel-Thal hat eine große Ausdehnung, ca. 24 Quadrat-Meilen. Bei hohem Wasserstande der Elbe, und zwar nicht allein im Herbste und Frühlinge, sondern auch im Hochsommer bei anhaltendem Gewitterregen ist die ganze große Jeetzelniederung der Ueberschwemmung ausgesetzt, und meilenweit sind die herrlichsten Wiesen dem verderblichen Einflusse der Sommerüberfluthung unterworfen, eine Kalamität, welcher man Gott sei Dank mit Eifer durch eine vorzunehmende Jeetzel-Korrektion abzuhelfen sucht. (Wir kommen in einer späteren Abtheilung unseres Werkes ausführlich auf diesen Punkt zurück.) Die Jeetzel theilt sich auf ihrem Laufe mehrfach in Arme, so in Lüchow und Dannenberg; ihr Thal ist höchst ungleich, bald enger, bald weiter, und nimmt an einigen Stellen ganz bedeutend und außergewöhnlich in der Breite zu. So hat die Niederung unterhalb Salzwedel an der hannoverschen Grenze eine Breiteausdehnung von nahezu 5 Meilen, sie erstreckt sich von Arendsee im Osten bis Bergen a/D. im Westen, eine große Wiesen-, Bruch-, Holz- und Weidefläche bildend.

Wie schon erwähnt fließen der Jeetzel auf dem rechten Ufer, von der Ostseite, keine Bäche zu. Es sind hier weiter keine Abflüsse als der preußische Grenzgraben, welcher den durch das Zweierfürstenholz gehenden, und durch einen an Mechau in der Altmark vorbeifließenden Bach entstandenen Kanal aufnimmt, sowie die Luciekanäle, zur Entwässerung des Forstes angelegt.

Auf dieser rechten Seite des Jeetzelufers trifft man daher auch keine Wassermühlen an, dagegen treibt die Jeetzel direkt 16 Mühlen, ihre Nebenflüsse, als der Melin'sche Bach 3, der

Molmk'sche mit seinen Nebenbächen 9, die Parnitz mit ihren Nebenbächen 9, die Dumme 7, der Gilau-Grabenstedter Bach 4, der Schnega-Ziggel'sche Bach 6, der Grünemühle-Bach 1, der Püggen-Köhlen'sche Bach 4, der Gühlitzer Bach 1, der Lübeln'sche Bach 3, der Grabow'sche Bach 4, der Jameln'sche Bach 4, der Breselenzer Bach 4, der Prisser'sche Bach 4, der Streetzer Bach 3, der Kähmensche Bach 1 und der Dötzinger Bach 3, im Ganzen 82 Mühlenwerke.

Die Jeetzel ist von Hitzacker bis Salzwedel mit Kähnen bis zu 2 Last Tragkraft schiffbar. Bei hohem Wasserstande im Herbste und Frühlinge können indeß Elbkähne, welche bei 10 Last tragen, stromaufwärts bis Lüchow kommen, wenn auch dies wegen der Gefahr des plötzlichen Sinkens des Wassers selten vorkommt.

An Fischen ist die Jeetzel, sowie ihre Nebenflüsse, reich; leider werden dieselben wenig gepflegt.

Im Amte Gartow sind zwei Flüsse zu erwähnen, einmal die Seege, welche im Hannoverschen nur Gartow berührt und unterhalb Meetschow in die Elbe fließt, und zweitens der Aland. Der Aland, auf preußischem Gebiete entspringend, berührt nur bei seiner Mündung zu Schnackenburg das Hannoversche.

III.

Im Allgemeinen ist das Wendland ein Flachland. Die einzelnen Hügel und Höhenzüge sind Verzweigungen des mehrfach erwähnten Haidrückens. Diese Verzweigungen ziehen sich bis ans linke Ufer der Jeetzel hin, bei Plate und Jeetzel als letzte nordöstliche Ausläufer vorkommend. Von der Jeetzel durchschnitten, treten sie nochmals östlich von derselben, bei Bösel, Woltersdorf und Lichtenberg, bis ins Lemgow hinein, auf. — Das Wendland, wenigstens ein Theil davon, liegt in der Hebungslinie des norddeutschen Tieflandes, welche sich von Helgoland über Stade und Lüneburg bis hieher erstreckt.

Einen kurzen Ueberblick über die geognostischen Verhältnisse gebend, so führen wir zunächst aus der Gruppe der gegenwärtigen Bildungen (Alluvial-Gebilde) folgende Formationen an:

Marschboden nur in der Gegend zwischen Schnackenburg und Gartow.

Sandiger Lehm- und Thonboden überall in den Umgebungen des Jeetzelthales, in der großen Niederung zwischen Wustrow und Predöhl, bildet aber auch die Ränder des Lemgow.

Wiesentorf, Bruch und ammooriger Boden kommt häufig und viel vor, namentlich aber im Gebiete des linken Jeetzelufers, überall wo sich sogenannte Mulden, kleine Thalkessel, gebildet haben, an derem Rande fast immer die wendischen Dörfer liegen.

Der Torf der Hochmoore kommt hauptsächlich nur in den großen Niederungen der Dumme vor.

Raseneisenstein-Ablagerungen trifft man häufig an, vorwiegend aber in der Lucie und deren östlicher Erweiterung, bis in die Gegend von Remitz, Lanze und Lomitz.

Die Flußdünen nehmen eine bedeutende Ausdehnung ein. Sie zeigen sich zwischen Gorleben und Gartow, Prezelle und Trebel. Ja man darf annehmen, daß selbst die ganz ebenen Flächen der Tannen, der Klusberge und des Prezeller Holzes den Dünensand enthalten. Weiter südlich wird die Niederung zwischen Kl. Breese, Lanze und Lomitz ringsum von Dünenhügeln umgeben, die sich dann weiter durch das Lomitzer Holz und die Planken bis zum Arendsee ziehen, der ebenfalls nach zwei Seiten davon begrenzt wird.

Von tertiären Bildungen findet sich der nordische Sand mit erratischen Geröllen, der Geschiebe- oder Diluvial-Sand nur sporadisch vor. Dagegen der sandige Lehm-, Thon- und Mergelboden des Diluviums

in großer Verbreitung, so im ganzen Lemgow, bei Woltersdorf, und an den Diluvialeinhängen in der Umgegend von Lüchow. Ferner in einer ununterbrochenen Kette von Bussau an über Bülitz, Luckau, Satemin, Reitze bis nach Krummasel. Der Geschiebethon mit nordischen Geröllen findet sich nur vereinzelt, so bei Pevesdorf im Amte Gartow, bei Jeetzel und Rebensdorf im Amte Lüchow. Die Braunkohlenformation tritt im Wendlande mit großer Bedeutung auf. Findet sich die dazu gehörige Alaunerde an dem rechten Elbufer bei Wendisch-Wehningen, so finden wir den Septarienthon an dem sogenannten Alaunberge bei Langendorf, den eigentlichen Braunkohlenthon aber bei Lüchow, Bösel und Lichtenberg. Berücksichtigt man nun, daß bei Bokup, Loosen, Herzfeld, Parchim, Pinnow, Krakow und Goldberg im Mecklenburgschen ebenfalls die Braunkohlenformation nachgewiesen ist, so ist es wohl nicht mehr zweifelhaft, daß alle erwähnten Punkte auch einem größeren Braunkohlenbecken angehören. — Hoffentlich bringt uns ein von Seiten der Regierung bei Lichtenberg zu unternehmender Bohrversuch bald genügenden Aufschluß, und wahrscheinlich gelingt es in nicht zu großer Tiefe eine bauwürdige Kohle zu gewinnen, — die aufgefundenen Spuren deuten wenigstens auf ein gutes Alter und gute Qualität derselben. Damit wäre der Industrie des Wendlandes unendlich gedient, da Holz als Brennmaterial für größere gewerbliche Anlagen des hohen Preises wegen nicht zu verwenden ist; Torf in nächster Umgebung nicht rationell und billig genug gewonnen wird; die Deister- und westfälische Kohle wegen des mangelnden Eisenbahn-Transports nicht in Konkurrenz tritt; und nur die theure, wenn auch gute, englische Steinkohle, welche zu Wasser eingeführt wird, Aushülfe bietet.

Von sekundären Bildungen ist bis jetzt im Wendlande nichts aufgeschlossen, wahrscheinlich darf man eine tiefer lagernde Gypsformation auch hier voraussetzen, wenigstens deuten die Kesselsteinablagerungen im Dampfbetriebe, und der große Schwefelwasserstoffgehalt unseres Brunnenwassers darauf hin. In der Wahrscheinlichkeit liegt es dann auch ferner, daß Steinsalzablagerungen damit zusammenhängen, denn nicht allein daß das Wasser der Jeetzel einen großen Gehalt an Salz hat, daß in den Niederungen der Jeetzel und Dumme sich eine reiche Flora der Salzpflanzen findet, es treten auch vielfach Salzquellen, selbst bis zu 3° Gehalt auf, und in trockenen Sommern bilden sich in manchen Niederungen förmlich Salzniederschläge.

IV.

Das Wendland als Inbegriff der jetzigen Aemter Lüchow und Gartow hat einen Flächenraum von ca. 13 Quadratmeilen. Nach der letzten Zählung vom 3. Dez. 1861 beträgt die Zahl der Wohngebäude 4846; die Zahl der Seelen 31,196, welche in 187 Ortschaften wohnen. Davon kommen auf Amt und Stadt Lüchow, bestehend aus den früheren Aemtern Lüchow, Wustrow, Clenze und der Stadt Lüchow 162 Ortschaften, außer 23 allein gelegenen selbstständigen Besitzungen. An Wohngebäuden sind 3882 vorhanden. Die Zahl der Einwohner beträgt 24,734. Die Zunahme der Bevölkerung gegen die letzte Zählung etwa 1 pCt. Das Verhältniß des männlichen Geschlechts zum weiblichen steht der Zahl nach wie 108 zu 112. Nach kirchlichem Bekenntnisse unterschieden ist die lutherische Confession überwiegend vorherrschend, sie zählt 24,650 Seelen; Katholiken sind 40, Reformirte 12 und Israeliten 32 vorhanden.

Das Amt Gartow hat in 25 Ortschaften 964 Wohngebäude und 6462 Einwohner.

Die 6 Städte und Flecken des Wendlandes haben zusammen genommen 6586 Einwohner und

machen somit etwas mehr als den fünften Theil der Gesammtbevölkerung aus. Vergleichen wir die Einwohnerzahl des Wendlandes mit der der ganzen Landdrostei Lüneburg, und nehmen für letztere, da uns das Resultat der neuesten Zählung noch nicht vorliegt, eine frühere Zählung als Maaßstab, so kommen für das Wendland auf die Quadratmeile ca. 2250 Einwohner, während für den ganzen Landdrosteibezirk sich der Durchschnitt der auf einer Quadratmeile lebenden Menschen nur zu 1657 berechnet. In der That zeigt sich hier auch eine bedeutend dichtere Bevölkerung, als in den meisten übrigen Theilen der Provinz. Ferner zählt man im Wendlande auf eine Quadratmeile durchschnittlich 335 Wohngebäude, während im ganzen Landdrosteibezirk deren nur durchschnittlich 214 auf die Quadratmeile kommen.

Die 3 größten Dörfer des Wendlandes sind: Woltersdorf mit 81 Wohngebäuden und 550 Einwohnern; Bösel mit 67 Wohngebäuden und 447 Einwohnern; Prezelle mit 56 Wohngebäuden und 384 Einwohnern. — Die kleinsten Dörfer: Closter mit 4 Wohngebäuden und 15 Einwohnern, Starrel mit 4 Wohngebäuden und 28 Einwohnern, Sarreitz und Redemoisel, welche in gleicher Größe 4 Wohngebäude und 33 Einwohner haben.

Das höhere Lebensalter ist im Wendlande schlecht vertreten, was man der übertriebenen körperlichen Arbeitsthätigkeit zuschreiben muß. Bei 22,286 Seelen des Amtsbezirkes Lüchow ergab die Zählung nur 3 Mal ein Alter über 90 Jahr, wovon 2 Personen dem weiblichen, eine dem männlichen Geschlechte angehörten.

Die Städte und Flecken des Wendlandes sind folgende:

Lüchow an der Jeetzel, eine selbstständige Stadt, hat nach der Vereinigung der Vorstädte mit der Stadt 22 Straßen, 313 Wohngebäude und 2673 Einwohner. Hier ist der Sitz der Amtsverwaltung und des Amtsgerichts. Ehemals lebten hier die alten Grafen von Lüchow; die Ruinen ihres Schlosses sind zum Theil noch vorhanden. Lüchow wählt mit Dannenberg und Hitzacker zusammen einen Deputirten in die zweite Kammer der allgemeinen Ständeversammlung. An Kirchen ist nur eine, die St. Johannis-Kirche vorhanden, an welcher zwei Prediger fungiren, der Probst als Vorstand der uralten Probstei Lüchow, und ein Archidiakonus. — Von hervorragender Bedeutung ist die Linnenlegge, eine der größten des Landes. Die Stadt hat Brennereien und Brauereien mit umfangreichem Betriebe, und einen weit und breit gerühmten Landverkehr. — Obgleich Lüchow seiner Volksmenge nach unter den 43 selbstständigen Städten des Königreiches erst den Rang als 28. Stadt einnimmt, erscheint es in Hinsicht auf Steuerkraft doch schon als die 24. Die Städte Alfeld, Lingen, Bremervörde, Zellerfeld, Clausthal, nehmen ihren Rang erst hinter Lüchow ein, ja die Stadt kommt in der Steuerkraft den größeren Städten Uelzen, Peine, Münden, Duderstadt ziemlich nahe, und übertrifft z. B. die größeren Harzstädte Clausthal und Zellerfeld um das Doppelte und Dreifache. Daß die Stellung der Stadt Lüchow in gewerblicher Hinsicht eine sehr achtungswerthe sei, ergibt eine Zusammenstellung der Gewerbesteuersummen; dieselbe übertrifft damit die der Bevölkerung nach größeren Städte Nordheim, Duderstadt, Bremervörde, Lingen, Alfeld, Clausthal, Zellerfeld, während sie den größeren Städten Nienburg, Einbeck, Peine nicht viel nachgibt.

Wustrow, Städtchen an der Jeetzel mit 91 Wohngebäuden und 802 Einwohnern, war bis in neuerer Zeit der Sitz eines Amtes, und hat eine nicht unbedeutende Linnenlegge. Die Bevölkerung nährt sich hauptsächlich von Gartenbau und Weberei.

Clenze, Flecken mit 87 Wohngebäuden und 732 Einwohnern, hat einen stark zunehmenden Landverkehr, und treibt daneben nicht unbedeuden Ackerbau.

Bergen a. d. Dumme, Flecken mit 96 Wohngebäuden und 902 Einwohnern. Nach dem vor mehreren Jahren erfolgten Brande hat der Ort stattliche Häuser erhalten, zeigt aber wenig Handelsverkehr, und ziehen die Einwohner ihren Erwerb hauptsächlich aus dem großen Grundbesitze. Von einiger Bedeutung ist die Weberei, auch ist hier eine Linnenlegge, deren Verkehr sich aber auf den Oster- und Pfingstmarkt concentrirt.

Gartow, Flecken mit 87 Wohngebäuden und 716 Einwohnern. Die Bevölkerung lebt theils von Ackerbau, theils vom ländlichen Verkehr. Von Einfluß ist die Haushaltung des Grafen v. Bernstorf, der hier seinen Wohnsitz und sein Schloß hat. Der Flecken brannte vor einigen Jahren gänzlich nieder.

Schnackenburg, Stadt an der Elbe mit 109 Wohngebäuden und 761 Einwohnern. Ehemals hatte die Stadt einen lebhafteren Verkehr, war auch in früherer Zeit gewiß von größerer Bedeutung. Jetzt leben die Einwohner hauptsächlich von dem Ertrage ihrer großen Ländereien, und einem geringen Schiffsverkehr. Es befindet sich hier ein Haupt-Zollamt.

V.

Der größere landesherrliche Grundbesitz im Wendlande, insoweit wir vorerst die Forsten außer Acht lassen, besteht in zwei Domainen, erstens der Kron-Domaine Königshorst mit dem Vorwerke Banneick, welche Domaine durch Zusammenlegung der Domainen Banneick, Lüchow und Wustrow entstanden ist. Es gehören dazu 1176 Morgen 86 Quadrat-Ruthen Ackerland und Garten, 343 Morgen 59 Quadrat-Ruthen Wiesen, und 150 Morgen 90 Quadrat-Ruthen Weiden, zusammen 1670 Morgen 115 Q.-R.; zweitens der Kron-Domaine Warpke mit einem Flächeninhalt von 881 Morgen 62 Quadrat-Ruthen, darunter 451 Morgen 93 Quadrat-Ruthen Ackerland und Garten, 163 Morgen 101 Quadrat-Ruthen Wiesen, 226 Morgen 58 Quadrat-Ruthen Anger und Bruchboden und 39 Morgen 50 Quadrat-Ruthen Haide. Beide Domainen werden von Pächtern bewirthschaftet. — Der übrige zerstreut liegende herrschaftliche Grundbesitz wird in Parzelen verpachtet.

An Gütern sind im Wendlande und zwar vorerst im Amte Lüchow vorhanden: 2 Güter in Woltersdorf, das eine denen v. d. Knesebeck, das andere denen v. d. Bussche gehörig. In Colborn 2, das große und kleine Gut der v. d. Knesebeck. In Lüchow 3, im Besitze der von Plato und von Dannenberg. In Grabow 2, Obergut und Untergut mit den Vorwerken Plate und Riendorf, Eigenthum der v. Plato. Dann ferner das Gut Corvin, denen v. d. Knesebeck gehörig, das Gut Schnega im Besitze der Familie v. Grote zu Schnega, und das Gut Braudel, den Grafen Grote auf Breese in Bruche eigen. — Im Amte Gartow haben wir die Güter des Grafen v. Bernstorf, als Gut Gartow, Gut Quarnstedt, Gut Pölitz, die Vorwerke Gummern, Wirl, Elbholz und Rucmoor und die Schäferei Krugland.

Was den Grundbesitz der Stadt Lüchow und der amtssässigen Städte und Flecken anbetrifft, so ist von Bedeutung der Grundbesitz des Fleckens Bergen a. d. Dumme und der der Stadt Schnackenburg, insoweit wir nämlich in Betracht ziehen, welch ein Theil bei Zerlegung des ganzen Gemeindecomplexes auf jeden einzelnen Grundbesitzenden kommt. Dann folgt Clenze und Gartow, darauf Wustrow und endlich Lüchow.

Das unter Administration des Magistrats gestellte Außengebiet der Stadt Lüchow hat einen Flächenraum von 1459 Morgen Ackerland und Garten und 1016 Morgen Wiesen. Von diesen 2475 Morgen fallen auf

das Domanium 205 Morgen zu 1018 ₰ Pachtwerth,

das v. Dannenberg'sche Gut 313 M. 46 Q.-R. zu 1593 ₰ Pachtwerth,

das v. Plato'sche Untergut 166 M. 44 Q.-R. zu 1389 ℔ Pachtwerth,
das v. Plato'sche Obergut 158 M. 99 Q.-R. zu 1319 ℔ Pachtwerth,
das Bussen-Lehn 31 M. 69 Q.-R. zu 203 ℔ Pachtwerth,
das v. d. Knesebeck und Ribock'sche Lehn 8 M. 27 Q.-R. zu 96 ℔ Pachtwerth,
das St. Georgs Hospital 10 M. 19 Q.-R. zu 46 ℔ Pachtertrag,
das große Gut Colborn 17 M. 116 Q.-R. zu 116 ℔ Pachtertrag.

Alle Pachtwerthe sind nach der Verpachtung vom Jahre 1856 beschrieben.

Von den bürgerpflichtigen Wiesen sind in den Jahren 1790 bis 1815 in den Besitz von Landleuten des Amtes Lüchow 68 Wiesen zu 266 Morgen durch Kauf übergegangen. Wenn nun die Kämmerei der Stadt Lüchow an Ländereien und Wiesen 136 M. 81 Q.-R. besitzt, so bleiben für die Eigenthümer der Bürgerhäuser nach Abzug der eben aufgeführten 1314 M. 3 Q.-R. 1161 M. nach. Davon besitzen 146 Vollbürgerstellen der vormaligen Stadt jede 5 M. 14 Q.-R., jede 4/4 Stelle 1 M. 33 Q.-R., jede 3/3 Stelle 1 M. 84 Q.-R. Von den 29 Bürgerstellen der vormaligen Salzwedeler Vorstadt besitzen drei 2 M. 20 Q.-R., zehn 1 M. 83 Q.-R., drei 1 M. 10 Q.-R., dreizehn 87 Q.-R. Von den 35 Bürgerstellen der früheren Drawehner Vorstadt besitzen sechsundzwanzig jede 1 M. 8 Q.-R. und neun jede 61 Q.-R.

Der nach diesem auf etwa 805 Morgen sich belaufende Flächenraum noch verbleibende Rest von 358 Morgen vertheilt sich auf 29 Wiesenbesitzer zu 132 Morgen 48 Q.-R. und auf 208 Gärten und Grundstücke in der Größe von 10 Q.-R. bis zu 1 Morgen 62 Q.-R.

Wustrow hat einen Grundbesitz von ca. 391 Morgen Ackerland und Wiesen. Die Fläche für jede Bürgerstelle beträgt 7 M. 47 Q.-R. — Der Grundbesitz von Clenze besteht aus 1400 M. Ackerland und Garten, 300 M. Wiesen und 400 M. Weide.

Der Flecken Bergen a. d. Dumme nennt 1030 M. Ackerland und Garten, 589 M. Wiesen, 1360 M. Weide und 92 M. Holzung sein eigen, und hat jede Bürgerstelle ein privatives Areal von ca. 20 Morgen.

Gartow hat an Ackerland und Gärten, Wiesen und Weiden, welche Fläche zur Theilung gekommen ist, 982 Morgen. Jeder Vollbürger hat ca. 21 Morgen. An Holzung hat Gartow und zwar noch in der Gemeindheit ca. 138 M.

Durch die Schnackenburger Gemeinde-Theilung ist ein Grundbesitz von 615 Morgen 82 Quadr.-R. zur Theilung gekommen. Von den 66 Vollbürgern erhielt davon jeder ca. 5 Morgen, jeder Halbbürger etwa die Hälfte. 220 M. 47 Q.-R. sind reservirt und nicht mit zur Theilung gezogen. Außerdem hat jeder Voll- und Halbbürger eine Klusholz-Koppel von ca. 87 Q.-R. und eine Neulands-Kabel à 9 Q.-R. Das sogenannte alte Land ist von Alters her durch Kauf von einer Bürgerstelle an die andere gekommen, so daß mancher viel, mancher weniger besitzt. Im Ganzen beträgt die Fläche ca. 500 Morgen. Wiesen hat Schnackenburg diesseits der Elbe wenig, jenseits ca. 100 Morgen. Der Flächeninhalt derselben kann nicht genau angegeben werden, da in den letzten 40 Jahren sehr viel Land von diesen Wiesen durch die Elbe abgerissen ist, obgleich man seit 10 Jahren durch richtige Wasserbauten wieder an Fläche gewonnen hat.

Das Areal der bäuerlichen Grundbesitzer ist in Rücksicht auf Größe sehr verschieden. Es zeigt sich aber dabei fast allgemein, daß da, wo das Land fruchtbar und einer leichten Kultur fähig war, auch durchschnittlich der Grund und Boden mehr getheilt ist. Durch die Verkoppelungen sind einzelnen Dörfern beträgliche Flächen,

theils aus den Weiden, theils aus den Forsten zugekommen, so namentlich durch die Lucietheilung. Ueber das Verhältniß der Hufengröße, über den Unterschied in der Ausdehnung des Grundbesitzes verschiedener Dorfschaften, über die Gliederung zwischen Voll-, Halb- und Viertelhufner, Kossater 2c. 2c. kommen wir im wirthschaftlichen Theile unserer Abhandlung ausführlicher zurück, und wollen hier nur in statistischer Hinsicht erwähnen, daß der größte bäuerliche Grundbesitz eines Einzelnen, aus 584 Morgen 114 Q-R. Ackerland, Wiesen und Weiden besteht.

Die landesherrlichen Forsten im Wendlande, welche unter der Forstinspection Lüchow stehen, sind von nicht unbedeutender Ausdehnung. Sie sind zum großen Theile mit Fichten und Tannen, zum kleinern Theile mit Eichen, Buchen, Birken, Erlen 2c. 2c. bestanden. Eine Größenzusammenstellung ergibt für die Planken und das Zweierfürstenholz einen Flächenraum von 1970 Morgen, für den Oehrenburger Forst und die Landwehr von 665 Morgen, für den Bohldamm von 1558 Morgen, für den Wildhegen von 1787 Morgen, für den Rehbecker Forst von 1737 Morgen, für den Blütlinger Forst mit der Gehre, dem Rupentei, großen Horst, Fehl, Knick, Brelacke von 1129 Morgen, für den Gain von 469 Morgen und für den Pampower Forst von 1402 Morgen, im Ganzen 10,717 Morgen.

Von den Privatforsten nehmen die des Grafen v. Bernstorf im Gartow'schen einen bedeutenden Rang ein, sie sind höchst umfangreich, und liefern nicht allein für das Wendland den Hauptheil des Nutz- und Brennholzes, sondern bieten auch Gelegenheit zur größeren Ausfuhr von Nutzhölzern und Brettern nach Hamburg. — Von anderen Gütern haben nur bemerkenswerthen Holzbestand die zu Braudel, Grabow und Schnega, einen kleineren Complex haben auch die Güter Corvin, Colborn und Woltersdorf.

Die Dorfschaften besitzen nur sehr geringe, meist getheilte Holzbestände, so lehnen sich an die Riendorfer Tannen zum Gute Grabow gehörend, die Holzungen der Dorfschaften Göttien, Belitz, Reitze, Küsten, Süthen, Diahren, Püggen, Grandstedt, Schwiepke und Zebelien, meist aus Kiefern bestehend, in einer zusammenhaltenden Linie fortlaufend, an, und gewähren so das Bild eines kleinen Waldes. An die Holzung der Woltersdorfer Güter lehnen sich nach der einen Seite die Holzflächen der Dorfschaften Lichtenberg und Thurau, nach der anderen Seite die von Woltersdorf, Bösel, Dangensdorf, Rebensdorf, Lübbow und Teplingen.

Von mehr Bedeutung sind schon die Holzungen der Lucie und der angrenzenden Dörfer als Künsche, Krauze, Ranzau, Pannecke, Liepe, Dünsche, und der Ortschaften im Amte Gartow als Tobringen, Trebel, Clautz, Marleben, Gedelitz, und östlich Gr. Breese, Rehmitz, Lanze, Prezelle und Lomitz.

VI.

Die im Wendlande gehobenen Steuern haben eine verhältnißmäßig beträgliche Höhe, und gilt dies sowohl von den directen als von den indirecten Abgaben. Bei der dichten Bevölkerung unser Gegend ist daneben der Konsum an und für sich ein starker. Die Einfuhr von Kolonialwaaren ist demnach bedeutend. Da die Wege dieser Einfuhr sehr verschieden sind, und die Zölle zum Theil an weit entlegenen Hebestellen eingezogen werden, so fällt es schwer die Höhe der indirecten Abgaben auch nur annähernd zu bestimmen. Geht ein großer Theil der Kaufmannsgüter die Elbe herauf nach Hitzacker und nimmt man hier den Zoll, so ist doch der Theil, der über Harburg per Bahn kommt, selbst der, welcher über Magdeburg und auf Zwischenwegen von den Handelsplätzen des Zollvereins eingeführt wird, ansehnlich genug, um ihn bei der Veran-

schlagung der indirecten Steuern mit in Rechnung bringen zu müssen. Eine solche Aufstellung würde aber seine großen Schwierigkeiten haben, und für unsern Plan zu weit führen. Um indeß von der Größe des Konsums im Wendlande einen Begriff zu geben wollen wir die Zahlen der letztjährigen Brenn- und Brausteuer der einzigen Stadt Lüchow hier aufführen. Die Brennsteuer betrug 10,131 ℛ 14 gr 3 ₰, die Brausteuer: 1313 ℛ 1 gr 8 ₰; macht in Summa: 11,444 ℛ 16 gr 1 ₰. Sicher ein überaus ansehnlicher Posten.

An directen Steuern wurden im Wendlande im letzten Rechnungsjahre 54,497 ℛ 29 gr 5 ₰ gehoben, was auf den Kopf 1 ℛ 22 gr 2 ₰ macht.

Nach einzelnen Positionen bestand dieser Steuerbetrag, in:

Grundsteuer ...	23,983	ℛ 27	gr 6	₰
Häusersteuer ...	5757	„ 26	„ 4	„
Personensteuer ..	19,852	„ 5	„ 3	„
Gewerbesteuer ..	3321	„ 23	„ —	„
Einkommensteuer	580	„ 15	„ 6	„
Besoldungssteuer	844	„ 26	„ 1	„
Erwerbsteuer ..	156	„ 25	„ 5	„
Summa:	54,497	ℛ 29	gr 5	₰.

Von dieser Summe haben die Städte und Flecken 11,583 ℛ 8 gr 1 ₰ aufgebracht. Das macht pro Kopf 1 ℛ 22 gr 8 ₰. — Der Landbezirk steuerte im Ganzen 42,914 ℛ 21 gr 4 ₰. Wonach sich pro Kopf ein Betrag von 1 ℛ 22 gr ergibt. Es stellt sich also der Umstand heraus, daß die nicht grundbesitzenden oder wenig grundbesitzenden Städter mehr zahlen als die Landbewohner. Der Durchschnitt pro Kopf zeigt in den Städten und auf dem flachen Lande freilich nur eine kleine Differenz. Diese Differenz fällt aber um so mehr in's Gewicht, wenn man das Verhältniß des Grundbesitzes der Städte und Flecken zum Grundbesitz auf dem Lande mit in Betracht zieht. Für das Land kommt an Grundsteuer auf den Kopf 27 gr 1 ₰, in den Städten und Flecken nur 7 gr 6 ₰. Zieht man diese Beträge vorerst ab, so bezahlt der Städter an sonstigen Steuern 1 ℛ 15 gr 2 ₰ pro Kopf, der Landbewohner nur 24 gr 9 ₰. Diese Zahlen zeigen klar, wie viel höher die Städte als das flache Land besteuert sind, und das Verlangen nach Erhöhung der Grundsteuer findet seine volle Berechtigung.

Von der Steuersumme, die die Städte und Flecken aufbringen zahlt:

Lüchow	5209	ℛ 28	gr —	₰
Wustrow	999	„ 23	„ 7	„
Clenze	1103	„ 25	„ 2	„
Bergen	1486	„ 5	„ 4	„
Gartow	1414	„ 25	„ 7	„
Schnackenburg ...	1368	„ 20	„ n	„
Summa:	11,583	ℛ 8	gr 1	₰.

Zergliedert in die einzelnen Steuerpositionen besteht diese Summe aus:

Grundsteuer zu ...	1667	ℛ —	gr —	₰,	macht pro Kopf	7 gr 6 ₰
Häusersteuer zu ...	1798	„ 12	„ —	„	„ „ „	8 „ 2 „
Personensteuer zu ..	5203	„ 24	„ 6	„	„ „ „	23 „ 7 „
Gewerbesteuer zu ..	1976	„ 18	„ 9	„	„ „ „	9 „ — „
Einkommensteuer zu	266	„ 3	„ 6	„		
Besoldungssteuer zu	561	„ 10	„ 2	„		
Erwerbsteuer zu ...	109	„ 28	„ 8	„		
Summa	11,583	ℛ 8	gr 1	₰.		

Die von der Landbevölkerung aufgebrachte Steuersumme zählt nach:

Grundsteuer	22,316 ℛ	27 gr	6 ₰,	macht pro Kopf	27 gr	1 ₰.
Häusersteuer	3959 „	14 „	4 „	„ „ „	4 „	4 „
Personensteuer ..	14,648 „	10 „	7 „	„ „ „	17 „	8 „
Gewerbesteuer ...	1345 „	4 „	1 „	„ „ „	1 „	6 „
Einkommensteuer	314 „	12 „	— „			
Besoldungssteuer	283 „	15 „	9 „			
Erwerbsteuer ...	46 „	26 „	7 „			
Summa:	42,914 ℛ	21 gr	4 ₰.			

Der Mehrbetrag der Grundsteuer bei der ländlichen Bevölkerung gegen die in der Stadt ist an sich klar, da der Grundbesitz in Händen der ersteren ist. — Kommt auf dem Lande an Häusersteuer pro Kopf nur 4 gr 4 ₰, in den Städten 8 gr 2 ₰, so ist die Ursache davon der einfachere und weniger luxuriöse Bau der Bauernhäuser gegen die Häuser der Städte und Flecken, zumal bei dieser Art der Steuer nur die Wohnräume in Betracht kommen. — Zu Vergleichungen regt uns aber der Satz für Personensteuer an. Er beträgt bei der städtischen Bevölkerung 23 gr 7 ₰ und bei der ländlichen nur 17 gr 8 ₰ pro Kopf, obgleich wir annehmen dürfen, daß in den Städten und Flecken die besitzlose Klasse und das Proletariat viel größer ist als auf dem flachen Lande. Anderseits ist die Zahl der reichen oder nur stark begüterten Leute, sowie die Zahl der hochbesoldeten Beamten in unseren kleinen Städten und Flecken nicht so besonders groß um stark ins Gewicht zu fallen. Im Gegentheile dürfen wir den wohlhabenden Stand mehr auf dem Lande suchen. — Das Resultat der gehobenen Gewerbesteuer, wovon in der Stadt 9 gr, auf dem Lande aber nur 1 gr 6 ₰ auf den Kopf kommt, scheint uns auch überaus ungünstig für das Interesse der städtischen Bevölkerung zu sein. Die Zahl der Gewerbetreibenden auf dem Lande ist sehr groß. Einzelne Gewerke in der Stadt, wie Schneider, Tischler, Schuhmacher haben auf den Dörfern gar keine Kundschaft mehr. Diese Gewerke müssen also auch auf dem Lande stark betrieben werden. Andere, wie Stellmacher, Schmiede, Zimmerleute und Maurer nehmen auf dem Lande durch Concessionsertheilung immer mehr zu, und versorgen zum größten Theile, stellenweise auch ganz ausschließlich, die Landbevölkerung. Von hervorragendem Einflusse auf den Verkehr zwischen Stadt und Land ist also hauptsächlich nur das Gewerbe der Kaufleute und Brauer. Dieser Einfluß kann aber schwerlich so bedeutend sein um ein Verhältniß in der Besteuerung wie 9 zu $1^6/_{10}$ hervorzubringen. Daher urtheilen wir nicht unrichtig, wenn wir annehmen, daß die Gewerbesteuer den Handwerker in der Stadt schwerer belastet, als den auf dem Lande.

Was nun die Städte und Flecken unter sich betrifft, so zahlte im verflossenen Rechnungsjahre

Stadt Lüchow:

Grundsteuer	467 ℛ	9 gr	6 ₰,	macht pro Kopf	5 gr	2 ₰
Häusersteuer	756 „	24 „	— „	„ „ „	8 „	5 „
Personensteuer	2358 „	3 „	8 „	„ „ „	26 „	5 „
Gewerbesteuer	1121 „	2 „	— „	„ „ „	12 „	6 „
Summa:	4703 ℛ	9 gr	4 ₰.			

Uebertrag	4703 ℛ	9 gr	4 ₰		
Einkommensteuer ..	156 „	— „	— „		
Besoldungssteuer ..	301 „	9 „	— „		
Erwerbsteuer	49 „	9 „	6 „		
Summa:	5209 ℛ	28 gr	— ₰,	macht pro Kopf	1 ℛ 28 gr 6 ₰.

Städtchen Wustrow:

Grundsteuer	99 ℛ	24 gr	— ₰,	macht pro Kopf	— ℛ 3 gr 7 ₰
Häusersteuer	160 „	— „	— „	„ „ „	— „ 6 „ — „
Personensteuer	515 „	12 „	8 „	„ „ „	— „ 19 „ 3 „
Gewerbesteuer	151 „	12 „	1 „	„ „ „	— „ 5 „ 5 „
Einkommensteuer ..	11 „	25 „	2 „		
Besoldungssteuer ..	48 „	10 „	8 „		
Erwerbsteuer.....	12 „	28 „	8 „		
Summa:	999 ℛ	23 gr	7 ₰,	macht pro Kopf	1 ℛ 7 gr 4 ₰.

Flecken Bergen a. d. Dumme:

Grundsteuer	312 ℛ	26 gr	4 ₰,	macht pro Kopf	— ℛ 10 gr 4 ₰
Häusersteuer	278 „	16 „	8 „	„ „ „	— „ 9 „ 3 „
Personensteuer	645 „	24 „	3 „	„ „ „	— „ 21 „ 5 „
Gewerbesteuer	217 „	3 „	9 „	„ „ „	— „ 7 „ 2 „
Einkommensteuer ..	5 „	6 „	— „		
Besoldungssteuer ..	20 „	4 „	8 „		
Erwerbsteuer.....	6 „	13 „	2 „		
Summa:	1486 ℛ	5 gr	4 ₰,	macht pro Kopf	1 ℛ 19 gr 4 ₰.

Flecken Clenze:

Grundsteuer	278 ℛ	7 gr	2 ₰,	macht pro Kopf	— ℛ 11 gr 4 ₰
Häusersteuer	115 „	10 „	8 „	„ „ „	— „ 4 „ 7 „
Personensteuer	508 „	28 „	8 „	„ „ „	— „ 20 „ 9 „
Gewerbesteuer	159 „	20 „	4 „	„ „ „	— „ 6 „ 8 „
Einkommensteuer ..	5 „	6 „	— „		
Besoldungssteuer ..	30 „	2 „	4 „		
Erwerbsteuer	6 „	9 „	6 „		
Summa:	1103 ℛ	25 gr	2 ₰,	macht pro Kopf	1 ℛ 16 gr 6 ₰.

Flecken Gartow:

Grundsteuer	246 ℛ	15 gr	6 ₰,	macht pro Kopf	— ℛ	10 gr	3 ₰
Häusersteuer	240 „	19 „	2 „	„ „ „	— „	10 „	1 „
Personensteuer	601 „	7 „	— „	„ „ „	— „	25 „	2 „
Gewerbesteuer	157 „	21 „	1 „	„ „ „	— „	6 „	6 „
Einkommensteuer ..	65 „	— „	— „				
Besoldungssteuer ..	78 „	9 „	6 „				
Erwerbsteuer	25 „	13 „	2 „				
Summa:	1414 ℛ	25 gr	7 ₰,	macht pro Kopf	1 ℛ	29 gr	3 ₰.

Stadt Schnackenburg:

Grundsteuer	262 ℛ	7 gr	2 ₰,	macht pro Kopf	— ℛ	10 gr	3 ₰
Häusersteuer	247 „	1 „	2 „	„ „ „	— „	9 „	8 „
Personensteuer	574 „	7 „	9 „	„ „ „	— „	22 „	8 „
Gewerbesteuer	169 „	19 „	4 „	„ „ „	— „	6 „	7 „
Einkommensteuer ..	22 „	26 „	4 „				
Besoldungssteuer ..	83 „	3 „	6 „				
Erwerbsteuer	9 „	14 „	4 „				
Summa:	1368 ℛ	20 gr	1 ₰,	macht pro Kopf	1 ℛ	23 gr	9 ₰.

Der Höhe der Steuersumme nach folgen die Städte und Flecken in folgender Rangordnung:

Lüchow mit 2673 Einw.	5209 ℛ	28 gr	— ₰
Bergen a. d. D. m. 902 E.	1486 „	5 „	4 „
Gartow mit 716 Einw.	1414 „	25 „	7 „
Schnackenburg m. 761 E.	1368 „	20 „	1 „
Clenze mit 732 Einw.	1103 „	25 „	2 „
Wustrow mit 802 Ew.	999 „	23 „	7 „

Hat man den Steuerbetrag, der auf den Kopf kommt im Auge, so folgen die Orte in nachstehender Rangordnung:

Gartow	pro Kopf	1 ℛ	29 gr	3 ₰
Lüchow	„	1 „	28 „	6 „
Schnackenburg	„	1 „	23 „	9 „
Bergen..........	„	1 „	19 „	4 „
Clenze	„	1 „	16 „	6 „
Wustrow.........	„	1 „	7 „	4 „

Diese Rangstufe ist aber nur höchst relativer Natur, denn bei Gartow kommt einmal die Haushaltung des Grafen v. Bernstorf, durch welche bedeutende Summen in die Steuerkasse fließen, und ferner die verhältnißmäßig hohe Häusersteuer- und Grundsteuer pro Kopf in Betracht.

Gartow sowohl wie Bergen haben nach dem Brande durch die großartigen Neubauten hohe Häusersteuerposten. Gartow pro Kopf 10 gr 1 ₰, Bergen 9 gr 3 ₰, während auf Lüchow nur 8 gr 5 ₰, auf Wustrow nur 6 gr und auf Clenze gar nur 4 gr 7 ₰ kommen.

Der richtigste Anhalt für die Rangordnung der Städte gibt uns die Gewerbesteuer. Diese beträgt pro Kopf in

Lüchow	12 gr	6 ₰
Bergen	7 „	2 „
Clenze..................	6 „	8 „
Schnackenburg	6 „	7 „
Gartow..................	6 „	6 „
Wustrow..................	5 „	5 „

Neben der Gewerbesteuer gibt uns die Personensteuer Beleg für die unterschiedliche staatliche und kommerzielle Bedeutung der Städte und Flecken im Wendlande. Es wird gezahlt pro Kopf, in

Lüchow	26 gr	5 ₰
Gartow	25 „	2 „
Schnackenburg	22 „	8 „
Bergen	21 „	5 „
Clenze	20 „	9 „
Wustrow	19 „	3 „

VII.

Die Verwaltung des Wendlandes liegt in den Händen der Vorstände der beiden Aemter Lüchow und Gartow, der Amtmänner zu Lüchow und Gartow, denen theilweise Hülfsarbeiter beigegeben sind, und in Händen des Magistrats der selbstständigen Stadt Lüchow. Außerdem sind zur Versehung des ausführenden Dienstes bei dem Amte Lüchow 3, beim Amte Gartow 1 Amtsvogt angestellt. Der Magistrat der Stadt Lüchow besteht aus einem rechtskundigen Bürgermeister und zwei Senatoren, von welchen letzteren mindestens einer der Klasse der Handel- und Gewerbtreibenden angehören muß. Das Amt der Senatoren ist ein Ehren-Amt auf Lebenszeit. Die Wahl geschieht nach den Bestimmungen der Städte-Ordnung. Die Bürgerschaft hat eine Vertretung durch 9 Bürgervorsteher. — Die Verwaltung in den kleinen amtsässigen Städten und Flecken geschieht unter Leitung und Aufsicht des Amtes von einem Bürgermeister, der nicht rechtskundig zu sein braucht, und welchem in der Regel noch zwei sogenannte Rathmänner beigegeben sind. — In den Dörfern wird die Verwaltung von dem Ortsvorsteher, Dorfschulzen — Geschwornen Schulzen — und einem Beigeordneten ausgeübt. Fast in allen Dörfern mit sehr wenigen Ausnahmen ist eine Erbschulzen-Hufe, entweder im Ganzen oder in zwei Halbhufen vorhanden, und im Privatbesitze einer oder zwei Familien. Daran klebt auch noch der Besitz einer kleinen Fläche in der Größe von 1 bis 3 Morgen — das sogenannte Güsteneitzenland. Sind zwei solcher Erbschulzen im Dorfe, so geht nun das Amt des Geschwornen entweder zeitweise von dem einen auf den andern über, oder auch der Gewählte bleibt Zeit seines Lebens in seiner amtlichen Stellung. In einigen Dörfern besorgt auch wohl der Geschworne Schulze nur die Amtsgeschäfte, der andere Güsteneitzen-Halbhufner die inneren Angelegenheiten der Gemeinde, wie Wegebesserungen, Gräbenanlagen 2c. Früher vorhandene, sonstige Gemeindevorsteher und Bedienstete sind durch die Verkoppelungen entbehrlich gemacht, so daß sich nur noch der Pfänder, und in den meisten Fällen auch ein Schweinehirte vorfindet. — Die Polizei wird im Bezirke der selbstständigen Stadt von dem Magistrat ausgeübt, in dem übrigen Theile des Wendlandes von den Aemtern unter Beihülfe der Ortsvorsteher. — Sämmtliche Verwaltungsbehörden sind der Landdrostei zu Lüneburg untergeben. — Vor der letzten Organisation bestand das jetzige Amt Lüchow aus den Aemtern Lüchow, Wustrow und Clenze. In der Zeit, wo die Grafen zu Gartow noch Hoheitsrechte ausübten, und Gartow sein Patrimonialgericht hatte, war Schnackenburg ein eigenes Amt, das aber nur das Stadtgebiet von Schnackenburg umfaßte. Noch ist zu erwähnen, daß Warpke in alter Zeit als selbstständiges Amt auftrat, bis es im Jahre 1548 dem Amte Lüchow einverleibt wurde.

Die Niedergerichtsbarkeit wird von den Amtsgerichten zu Lüchow und Gartow ausgeübt. Nachdem das Obergericht zu Dannenberg eingegangen ist, gehören diese Aemter zum Obergerichtsbezirk Lüneburg. — Schwurgerichtsfälle werden beim Hofe in Celle verhandelt. — In früherer Zeit bestand im Wendlande noch das Stadtgericht zu Lüchow und das Patrimonialgericht zu Grabow, Schnega, Woltersdorf und Gartow.

Der größte Theil der Höfe im Wendlande

ist pflichtig; nur ein kleiner Theil besteht aus Freigütern. — Pflichtige hatten und haben hier die v. d. Bussche zu Woltersdorf, v. Grote zu Breese im Bruche, v. Dannenberg zu Breselenz, v. d. Knesebeck zu Colborn, v. d. Knesebeck zu Corvin, v. d. Knesebeck zu Woltersdorf, v. Dannenberg vor Lüchow, v. Plato zu Grabow, v. Bülow zu Gödbenstedt, v. Bernstorf zu Gartow, v. Wittorf zu Hornbdorf, v. d. Wense zu Hollenstedt, v. Spörken zu Molzen, v. Appel zu Masendorf, v. d. Knesebeck zu Langenapel, v. Grote zu Schnega, v. d. Schulenburg zu Betzendorf, v. Spörken zu Steimke, v. Estorf zu Teinborf, v. d. Knesebeck zu Tielsen, v. Estorf zu Versen, v. Lüneburg zu Wathlingen, v. Bülow zu Wehningen, v. Grote zu Wrestedt, v. Lenthe zu Wrestedt, v. d. Knesebeck zu Wittingen, das Amt Lüchow, das Amt Wustrow, das Amt Dannenberg, die Geistlichkeit, der Magistrat zu Lüchow, die Probstei zu Lüchow und die Wandschneider-Gilde zu Salzwedel.

Durch ihre Gutsleute gehören auf dem Provinzial-Landtage zum 2. Canton „Lüchow" die nachfolgenden landtagsfähigen Güter: Breese im Bruche und Breselenz mit 2, Colborn mit 2, Corvin m. 1, Gartow m. 1—10, Grabow m. 3, Gödbenstedt, Harpe, Hornbdorf, Lüchow m. 4, Jasebeck m. 2, Schnega m. 2, Teinborf, Versen, Wittingen, Wrestedt, Woltersdorf m. 2 Stimmen. Außerdem Gifhorn, Wathlingen, Uetze, Masendorf, Molzen, Wehningen, und im Preußischen Langenapel und Tielsen.

VIII.

In kirchlicher Hinsicht hat das Wendland als oberste Behörde das Consistorium zu Hannover, welches die Verwaltungssachen durch zwei Inspectionen, die Inspection Lüchow, an deren Spitze der Probst zu Lüchow, und durch die Inspection Bergen, an deren Spitze der Superintendent in Bergen steht, betreiben läßt. Früher standen sämmtliche Kirchen und Schulen der jetzigen Aemter Lüchow und Gartow unter dem Probste in Lüchow, der Größe dieses Bezirkes wegen ist aber später die Superintendentur Bergen davon abgezweigt. Die Inspection Lüchow zählt im Amte Lüchow 8 Pfarrgemeinden mit neun Predigern, von denen zwei bei der Gemeinde in Lüchow fungiren. Diese Pfarrgemeinden sind Lüchow, Plate, Küsten, Satemin, Wustrow, Rebensdorf, Predöhl und Woltersdorf. Im Amte Gartow hat die Inspection 6 Pfarrgemeinden als: Gartow, Schnackenburg, Holdorf, Nesdorf, Trebel und Prezelle. Die Inspection Bergen zählt 6 Pfarrgemeinden, als Bergen, Clenze, Schnega, Bühlitz, Zebbelien und Crummasel. Im Ganzen hat danach das Wendland 20 Pfarrgemeinden. Die Zahl der Kirchspiele ist 26, davon sind die größeren Lüchow, Predöhl und Schnega. Das Patronatrecht, die Besetzung der Pfarr- und Schulstellen in den Gemeinden, steht zu: dem Landesherrn bei 12 Kirchen, dem Grafen v. Bernstorf zu Gartow bei 5, der Familie v. Plato bei 1, v. Dannenberg bei 1, v. Grote bei 1.

Schulen sind im Wendlande 59, davon 44 in der Inspection Lüchow und 15 in der Inspection Bergen. 6 von diesen 59 Schulen sind Stadt- und Fleckensschulen, die anderen Dorfschulen. Sämmtliche Schulen stehen unter Oberaufsicht der Geistlichkeit, wenn auch daneben Schulvorstände vorhanden sein mögen, sie bedürfen daher bei Aenderung ihrer Organisation der Genehmigung des Consistoriums, und fallen alle in die Kategorie der Volksschulen. Das Schulwesen gründet sich auf die alte Dannenberger Schulordnung vom Jahre 1687. — Obgleich Volksschule, darf man der Schule zu Lüchow, an welcher 7 Lehrer und 1 Lehrerin wirken, und in welcher auch in fremden Sprachen unterrichtet wird, einen höheren Rang einräumen. Erwähnenswerth ist auch noch die vor Kurzem gegründete Handelsschule zu Lüchow, zur Ausbildung von Handelslehrlingen bestimmt, und die Schule

im Schooße des Handwerker Bildungsvereins daselbst. — Sonstige höhere Bildungsanstalten und Gewerbeschulen fehlen im Wendlande gänzlich.

Von den Wohlthätigkeits-Anstalten ist vor Allem der „Kaland“ zu Lüchow hervorzuheben, dessen Vermögen kapitalisirt sich gegenwärtig auf 43,800 Thlr. beläuft. Der Fond ist mit seinen Renten zur Erhaltung von Kirchen und Schulen, sowie zur Unterstützung von Armen bestimmt. Die Leitung und Aufsicht führt jetzt die Landdrostei zu Lüneburg.

Das Hospital St. Georg, (St. Jürgen) zu Lüchow ist eine Stiftung des Hrn. v. Bülow, in welcher unter Leitung des Magistrats 12 Personen weiblichen Geschlechts aus der Stadt Lüchow Wohnung, und 6 von diesen 12 Personen, die an der Hebung sind, die eigentlichen Hospitalitinnen, auch Alimenkation erhalten. Vor einigen Jahren ist das Hospital nach Ankauf eines Bürgerhauses für 7000 Thlr. — verlegt, und bringt dies neue Gebäude jährlich, bei Verfolgung seines Zweckes als Stiftungshaus, außerdem noch 190 Thlr. auf, da es die Post und die Linnenlegge mit aufgenommen hat. Neben dieser Bürgerstelle hat das Hospital noch ein Vermögen von 16,800 Thlr. Das alte Gebäude ist als Erweiterung der milden Stiftung zu einem städtischen Armenhause für Wittwen eingerichtet. — Die Almosen-Kasse der Stadt Lüchow hat an Kapital-Vermögen beinahe 1400 Thlr., an Vermächtnissen kapitalisirt 2262 Thlr. Dann ein besonderes Vermächtniß in Kapital von dem in Hannover als Weinhändler verstorbenen Lüchower, Carl Schultz, von dessen Zinsen jährlich 200 Thlr. zu Armenzwecken verwandt werden. Die Intraden aus der Saline zu Lüneburg, — die Sulzgefälle-Kasse — gab früher die Mittel für Stipendien der Söhne von Rathsmitgliedern und deren Verwandten, wird jetzt aber, außer zu ähnlichen Zwecken, zu Beiträgen für die Schule, auch zu Stipendien für Unbemittelte, benutzt. — An Familien-Legaten hat Lüchow einmal — das Bussen-Lehn, — eine Stiftung aus Einkünften liegender Gründe gesammelt, aus welcher die Söhne berechtigter Familien nach vorher abgelegtem Examen vor dem Probste in Lüchow Stipendien, Behufs des Studiums auf der Universität erhalten. Ferner die Georgi'schen und Voigt'schen Testamente, aus welchen Töchter der Familie ein Ehrenkleid, auch Söhne zum Studium Stipendien, beziehen. — Außer den reichen Vermächtnissen in Gartow zur Unterstützung der Armen, von der gräflichen Familie v. Bernstorf herrührend, ist noch eines Riefling'schen Vermächtnisses in Plate, dessen Einkünfte zur Erhaltung eines Armenhauses für 7 hülfsbedürftige Wittwen der Gemeinde und zu anderweitigen milden Zwecken bestimmt sind, so wie eines Vermächtnisses der Schultze'schen Familie zu Woltersdorf zu gedenken. Aus letzterem Vermächtnisse werden zu Weihnachten in der Schule Geschenke an Büchern vertheilt.

Zweiter Abschnitt.

I.

Die große Völkerfluth, die sich von Osten nach Westen wälzend, Europa eine andere Gestaltung gab, und in ihren Folgen das große, einst weltenbeherrschende weströmische Kaiserthum über den Haufen warf, wurde auch der Keim zur Entwicklung des germanischen Volkslebens. Völker kamen und gingen, je nachdem sie von feindlichen Nachbarn verdrängt wurden, oder Land und Klima ihnen nicht zusagte. Die Geschichte dieser Zeit gibt uns ein Bild des Drängens und Wogens, und erst unter der Regierung Karls des Großen, der ein mächtiges Frankenreich gründete nahm das Völkerleben Europas wieder den Karakter des geistigen und sittlichen Fortschrittes an. Ein bestimmter Zweck und Plan wird in der Geschichte bemerkbar. Obgleich noch kämpfend,

bekommen die zahlreichen Völkerstämme einen Haltpunkt der Ruhe und das Christenthum beginnt, friedlich und gewaltsam sich ausbreitend Hauptstütze aller Bestrebungen zu werden. — Im Drange der Völkerwanderung waren slavische Stämme bis zum rechten Ufer der Elbe vorgedrungen, und hatten sich hier angesiedelt. Karl der Große vielfach durch mehr in seinem Plane liegende Eroberungen beschäftigt, und durch sein ganzes Leben im Kriege mit den Sachsen begriffen, nahm den Kampf gegen die slavischen Völker nur lässig auf, ja stand sogar mit ihnen in Verbindung, wo es galt, den alten zähen Reichsfeind — die Sachsen, zu bekriegen. Fanden Kämpfe mit den slavischen Völkerschaften und im Gefolge davon Unterjochung derselben statt, so waren es mehr die Südslaven, die betroffen wurden. Heinrich I., (918—936) hatte mit den Feinden Deutschlands zu kämpfen; es werden darunter Ungarn, Dänen und Wenden genannt. Sein Sohn Otto der Große (936—973) lag noch andauernd mit diesen Völkerschaften im Kriege, die Ungarn wurden durch ihn bezwungen, und die Wenden erhielten wiederholt durch den tapfern Hermann Billung — 961 zum Herzoge der Sachsen erhoben — starke Niederlagen. Die Sage erzählt, daß im hannoverschen Wendlande, im jetzigen Forstorte der Planken, dieser Held mit den Wenden gekämpft hat, und man zeigt heute noch die 14 Gräben und Wälle, welche den Schauplatz der Schlacht bildeten. Die Kämpfe mit den Wenden hielten durch Jahrhunderte an, und das Ende derselben fällt erst in die Zeit, wo Heinrich der Löwe am rechten Elbufer sich ein slavisches Reich gründete, welches sich von Holstein bis zur Peene und niedern Oder ausdehnte. Er herrschte hier in weltlichen und kirchlichen Dingen wie ein König mit unumschränkter Gewalt, ohne irgend welchen Widerspruch zu dulden. Durch ihn entstanden Kirchen, Bisthümer und Bischofssitze, und erblühte als eine neue Pflanzung das prächtige Lübeck. Nach Heinrich des Löwen Achterklärung erhielt durch eine Uebereinkunft in Frankfurt (1142) Albrecht der Bär die slavischen Länder am rechten Elbufer mit Einschluß der abgetretenen Markgrafschaft Nordsachsen oder Salzwedel.

Es erhebt sich nun die Frage, wann hat der Stamm der obotritischen Wenden, dessen Nachkommen wir im hannoverschen Wendlande finden, sich hier niedergelassen? Die Geschichte zeigt, daß wiederholt Kämpfe zwischen den Wenden und den Sachsen vorfielen. Schon Karl der Große erließ die Verordnung, daß bei den Sachsen, um ihr Vaterland gegen die Sorben (Wenden) zu vertheidigen, alle Heerbannspflichtigen ausziehen sollten, während in Kämpfen gegen Spanien oder gegen das Reich der Avaren nur der sechste, gegen Beheim (Böhmen) der dritte Mann zum Reichsheer sich zu stellen hatte.

Die Ungarn streiften auf ihren Zügen bis nach Bremen. Slavische Völker drangen bis zur Weser vor, an der Ocker, Schunter und Aller, ja jenseits dieser Flüsse wurden Schutzburgen gegen die Slaven erbaut, und noch jetzt zeugen die Namen der Oerter Wenden, Wendhausen, Wendeburg, Wendezelle, Wendeschott von ihren Raubzügen. Auch mehr in unserer Nähe im Amte Oldenstadt und Lüne finden sich vielfach Dörfer wendischen Ursprungs. In der angrenzenden Altmark nahmen die Wenden gleichfalls Wohnsitze, ohne daß sich Sitten und Volkseigenthümlichkeiten bis auf die neuere Zeit erhalten konnten. Hier aber im hannoverschen Wendlande hat ein kleiner Stamm durch eine Reihe von Jahrhunderten sich seine Nationalität, und damit eigenthümliche Sitten und Gebräuche erhalten, weshalb wir die Ansiedelung auch nicht kriegerischem Eindringen, sondern friedlicher Niederlassung zuschreiben müssen. In welchen Zeitpunkt die Einwanderung fällt, das ist unbestimmt, man nimmt an, daß sie in der Regierungszeit der Karolinischen Kaiser (752—918)

erfolgte. — Wenn nun den Vorfahren unserer Wenden in der noch unkultivirten Gegend mit ihren undurchdringlichen Wäldern friedliche Wohnsitze angewiesen wurden, so konnten sie sich in Ruhe und ohne feindlichen Andrang von Außen ungestört entwickeln, und nachdem der Kampf der Völkerstämme ausgetobt hatte, mitgebrachte Sitten und Gebräuche bewahren. Ihre im Kriege weiter vorgedrungenen Stammgenossen mußten sich mit den alten Bewohnern verschmelzend, als Volk untergehen, und konnten nur noch in der Benennung ihrer Niederlassungen von wendischer Abkunft zeugen.

II.

Wie nun die wendischen Stämme unter Hoheit sächsischer Fürsten kamen, nahmen sie mehr oder weniger die bei den Sachsen herrschende Verfassung an. Das Gebiet wurde in Gaue getheilt, denen ein Gaufürst oder Gaugraf vorstand. Zweifelsohne werden die Wenden ihre Stammedlen mitgebracht haben. In den Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts wird vielfach der v. d. Knesebeck und der v. Plato (Plothe) erwähnt, welche wahrscheinlicher Weise wendischen Ursprungs sind.

So weit die geschichtlichen Nachrichten reichen, tritt der erste Graf von Lüchow, Hermann, 1144 auf, welcher um diese Zeit den Bremen'schen Domprobst aus dem gräflichen Hause Stade gefangen nahm. 1209 werden in einer Urkunde die Grafen Werner, Ullrich, Heinrich und Otto genannt. 1232 hat Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg den Grafen Heinrich von Lüchow nebst anderen Vasallen als Bürgen gestellt. 1269 wird der eben gedachte Graf Heinrich mit unter den 10 Vasallen gefunden, die pro jure dulcis Alberti von Braunschweig-Lüneburg geschworen haben. Unentschieden ist es, ob die Grafschaft Braunschweig Lüneburgisches, Brandenburgisches oder Stift Verden'sches Lehn gewesen ist, wahrscheinlich hat sie zeit- und theilweise allen drei Hoheiten angehört, obgleich auch von anderer Seite die Behauptung aufgeworfen wird, die Grafschaft könne gräfliches Eigenthum gewesen sein. — Der letzte Graf von Lüchow, Heinrich, starb 1318 ohne männliche Erben, und auf Grund eines am 5. März 1317 mit diesem Grafen Heinrich von Lüchow geschlossenen Vertrages bemächtigte sich Markgraf Waldemar von Brandenburg der Grafschaft. Am 17. Juli 1319 bestätigte ebengenannter Markgraf Waldemar der Gräfin Mechthild von Kefernburg und Lüchow die Grafschaft Lüchow, welche ihr Gemahl Graf Günther von ihm zu Lehn trage zum Leibgedinge. Nach Waldemars Tode, 1319, verkaufte der Graf Günther von Kefernburg und Lüchow (6. Januar 1320) die Grafschaft an den Herzog Otto den Strengen von Braunschweig-Lüneburg. Sie ist mehrfach verpfändet worden, so denen v. Alvensleben, dem Rathe zu Lüneburg und denen v. Bülow. 1672 ist die Grafschaft Lüchow zugleich mit Dannenberg von dem Urenkel Herzog Otto des Strengen, dem Herzog Rudolph August an Herzog Georg Wilhelm zu Celle, für den Antheil, den dieser an der Stadt Braunschweig hatte, gefallen.

Das Schloß zu Lüchow, von welchem jetzt nur noch die Thurmruine übrig ist, soll von Herzog Otto des Siegreichen zu Braunschweig-Lüneburg Wittwe, Anna, geborne Gräfin von Nassau, verwittwete Gräfin von Katzenellenbogen, welche Lüchow als Leibgeding besaß, erbaut worden sein. Sie starb den 18. April 1514. Für diese Annahme spricht das am Hauptthurm in Stein eingehauene nassauische Wappen. Herzog Julius Ernst hat das Schloß im Jahre 1515 und 1516 repariren und einen Theil neu aufführen lassen. — Wenn auch anzunehmen ist, daß schon vor dieser Zeit ein Schloß vorhanden war, so ist nicht nachzuweisen auf welche Art und Weise es zerstört worden. Das von der Gräfin Anna erbaute Schloß, welches nachher mehrmals der Wittwensitz

fürstlicher Frauen war, steht auf einem Berge, der aus der Jeetzel aufgeworfen ist, war durch Ableitung des Flusses mit Gräben, und wie die Urkunden berichten auch mit einem Walle umgeben; es hatte 3 Thürme, und muß einen stattlichen Anblick gewährt haben. Der Bau hat 16 Jahre gedauert. Dem Schlosse fehlte es auch nicht an einer Marterkammer mit reichlichen Torturwerkzeugen. Auch war der sogenannte „Jungfernkuß" (oubliette) vorhanden. Ein unterirdischer Wassergang, welcher mit einem kupfernen Kahne befahren wurde, führte unter der Burg- und Baderstraße nach Außen. So war das Schloß nach Sitte mittelalterlicher Burgen für Gewaltthaten und geheime Verbrechen gut genug ausgerüstet. — Nachdem der Bau im Laufe der Zeit schon vielfach gelitten, und 1730 und 1771 Abbrüche erfolgten, wurde er beim großen Brande von 1811 bis auf die gegenwärtig stehende Ruine ein Raub der Flammen.

Neben den Grafen von Lüchow lebten im Wendlande die Grafen von Warpke (Wartbeck). Die älteste Kunde von diesem Geschlechte reicht bis ins zwölfte Jahrhundert, wo vier Stammhalter dieser Familie vorkommen. Zu ihren Besitzungen gehörten die Flecken Clenze und Bergen, die Kirchspiele Bergen und Schnega, so wie der Ort Disdorf mit der umliegenden Gegend, und anderer Orte mehr, welche sie von dem Hause Braunschweig-Lüneburg zu Lehen trugen. Im Jahre 1161 stiftete Graf Hermann das Kloster zu Disdorf. Mit dem Sohne dieses Grafen Hermann, der ohne männliche Erben starb, erlosch die Familie der Grafen v. Warpke. Der Erbe der Güter wird Graf Siegfried von Osterburg gewesen sein, denn dieser konnte im Jahre 1235 Herzog Otto dem Kinde, Warpke käuflich überlassen. Nachdem ist die Grafschaft mehrfach verpfändet gewesen, so dem Rathe zu Lüneburg 1387, den Edlen Ludolph und Werner von Bodendick 1428, den Edlen von Wustrow 1449. Im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts haben Warpke pfand- oder pachtweise inne gehabt: Albrecht v. d. Schulenburg, Probst zu Disdorf, dessen Bruder Wulf, ferner Müffel und Wermuth von Meding. 1548 ist das Amt mit dem Amte Lüchow vereinigt, und später mit Lüchow an das Haus Celle gekommen. — Von dem Schlosse zu Warpke ist nichts mehr vorhanden. Es wurde 1229 zerstört, nachher aber wieder aufgebaut und gab im Lüneburgischen Erbfolgekriege eine Landfeste ab. Nachdem ist es der Sitz der landherrschaftlichen Beamten geworden, auch noch 1522 gewesen, bis es kurz darauf abgebrochen wurde. Herzog Julius Ernst hat wegen der angenehmen Lage hier ein Jagdschloß errichtet, das aber auch schon 1649 wieder eingegangen ist.

Wustrow, keine selbstständige Grafschaft bildend, hat aber dennoch nicht zu Lüchow gehört. Die Edlen von Wustrow sind eben so alt als die Grafen von Lüchow. Der erste von Wustrow, der in den Urkunden vorkommt ist Dietrich, 1217, der letzte Michael Fick, fürstlich Braunschweigischer Oberst und Statthalter zu Wolfenbüttel, der in der Belagerung von Braunschweig am 1. September 1615 geblieben ist. Die Familie ist reich begütert gewesen, und hat außer im früheren Amte Wustrow, im Amte Lüchow, und um Salzwedel herum großen Grundbesitz gehabt, welchen sie größtentheils vom Hause Braunschweig-Lüneburg, weniger vom Stifte Verden und vom Hause Brandenburg zu Lehn getragen. Vor ihrem Abgange haben die von Wustrow viel veräußert, so von 1391 bis 1518 an dem Kaland zu Lüchow, an die v. Bülow zu Gartow, an die v. Jagow zu Auloosen und die v. d. Knesebeck. Haus und Gut Wustrow hat der letzte seines Stammes, der erwähnte Michael Fick im Jahre 1600 an Kurt von Münchhausen verkauft, der es bald darauf an Herzog Christian zu Lüneburg für 72,000 Thlr. käuflich überlassen hat. Behufs Vergleich und im Wege der Abtretung ist es an Herzog Julius

Ernst zu Dannenberg gekommen, welche Dannenberg'sche nachher Wolfenbüttel'sche Linie es bis 1671 besessen, wo es wie Lüchow und Warpke an das Haus Celle überging. — Das Schloß Wustrow stand auf der Stelle, wo jetzt das Amtshaus ist, und war mit dicken Mauern und Wassergräben umzogen. Es ist nach Mahnecke und seinen Gewährsmännern ungewiß ob diese Burg das Stammhaus der Edlen von Wustrow gewesen, anscheinend hat diese im Kussebruche zwischen Wustrow und Salzwedel gestanden, in welchem man die Ueberreste noch in neuerer Zeit gezeigt. Wegen der schrankenlosen Räubereien, die die Bewohner der Burg getrieben, soll sie 1399 (wenn sich diese Angaben nicht auf Wustrow jenseits der Elbe beziehen) von dem König Albrecht von Schweden, Markgraf Wilhelm von Meißen als Pfandinhaber der Mark Brandenburg, den Markgrafen von Mähren, und den Fürsten von Mecklenburg, die sich miteinader wider die Straßenräuber verbunden hatten, zerstört sein. Ein gleiches Schicksal hatten in derselben Zeit Mesekow, Mankmus und Kummerloose in der Priegnitz.

Von Gartow ist es unerwiesen, ob es ehemals zur alten Grafschaft Lüchow gehört hat; möglicher Weise ist dies der Fall in Bezug auf Gerichtsbarkeit und Obereigenthum gewesen, denn die alten Edlen von Gartow haben keinen Komitat besessen, sondern nur zum niederen Adel gehört. Der erste von Gartow kommt in den Urkunden 1225 vor. Das Geschlecht ist in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ausgestorben. Gartow ist ohne Zweifel ihr Stammhaus gewesen, doch haben sie auch noch ansehnliche Güter im Brandenburgischen besessen. Fest steht es, daß 1328 Gartow noch im Besitze der v. Gartow gewesen ist. Kurz darauf haben sie es an die v. d. Schulenburg verkauft, und diese wieder 1360 an den Johanniter-Orden, dessen Heermeister Berend v. d. Schulenburg um 1368 in Gartow residirte. Der Orden erhielt vom Herzoge Magnus 1375 die Freiheit, Gartow und was dem Hause zuständig, an rittermäßige Leute zu verkaufen, was auch geschehen, und von dieser Zeit ist Gartow unter die Zahl der Raubnester gekommen. Die Herzöge Bernhard und Heinrich haben es 1390 (nach Scharf 1388) belagert und mit stürmender Hand genommen, jedoch ist den Rittern der Besitz geblieben, denn diese konnten es 1438 an Vicken von Bülow für 4500 fl. rheinisch veräußern. Vorher hatte die Familie v. Bülow schon Burg und Feste Gorleben besessen. Es blieb nun Gartow durch dritthalb Jahrhunderte im Besitze derselben, bis es am 18. April 1694 der Geheimerath Andreas Gottlieb von Bernstorf zu Celle für 34,000 Thlr. an sich brachte.

Das Haus Schnackenburg kommt in den Urkunden von 1230—1396 vor. Man nimmt an, daß der Stamm ein Zweig der von Repentin ist, welchem Zweige bei einer Erbtheilung Schnackenburg zugefallen, und der sich nun nach diesem Ort genannt hat. Nach einem Lehnbriefe von 1360 muß der Markgraf von Brandenburg Besitzer von Schnackenburg gewesen sein. Darauf ist es mit Gartow an Braunschweig-Lüneburg gekommen, und von Herzog Magnus in einem Kriege mit den Lüneburgern, welche die Sachsen zu Hülfe riefen, an Herzog Erich von Lauenburg, der Magnus in diesem Kriege Beistand leistete, verpfändet. Nach Herzog Magnus Tode (1373) verglichen sich seine beiden ältesten Söhne mit den Sachsen, und erhielten nachmals (1388) die Regierung der Lüneburgischen Lande. Wenngleich nun die Markgrafen Jodocus oder Jobst und Prokopius von Brandenburg das Schloß Schnackenburg abermals eine Zeit lang inne gehabt, so hat doch Herzog Heinrich v. Lüneburg dasselbe wieder erobert, wobei es jedoch ziemlich verwüstet worden. Nachdem aber sodann die Streitigkeiten wegen Schnackenburg verglichen und das Schloß wieder hergestellt worden, hat Herzog Heinrich im Jahre 1410 einen

gewissen Heinrich Zack mit demselben belehnet. — Wo das Schloß, das vermuthlich im dreißigjährigen Kriege gänzlich verwüstet sein wird, eigentlich belegen gewesen, ist unerwiesen. Nach der Meinung Einiger soll es zwischen dem Alande und Alandsdeiche auf einer Anhöhe, die Schnacke genannt, gestanden haben, nach anderer Annahme auf dem sogenannten Hirseberge.

Das Raubritterthum stand im Wendlande bedeutend in Flor; die Aussichten auf einen guten Fang waren in vollem Maaße vorhanden. Nicht allein, daß die nahe fließende Elbe mit den reich befrachteten Schiffen aus Böhmen und Sachsen zur Befriedigung der Raubgelüste erwünschte Gelegenheit bot, es zog sich auch durch diese Gegend die höchst wichtige Handelsstraße von Leipzig nach Lübeck und Hamburg. Noch in neuerer Zeit zeigten vorgenommene Tiefbauten Spuren und Ueberbleibsel der künstlichen Knüppeldämme, aus welchem im Mittelalter die Straßen bestanden. — Eine berüchtigte Raubburg lag in nächster Nähe des Dorfes Püggen. Man zeigte noch in neuerer Zeit in einem Erlenbruche die Spuren davon, auf einem erhöhten Platze ein kreisrunder Wall von gut 200 Schritten im Umfange. Wie die Bewohner dieser Burg genannt, ist nicht mehr anzugeben, nur soviel sagt die Geschichte, daß sie gewaltige Räuber gewesen sind, und wenn sie von der Burg geritten den Pferden die Eisen haben verkehrt auflegen lassen um denen, die auf ihre Spur geriethen, glauben zu machen, sie wären erst von einem Ritt zurückgekommen und zu Hause. Die Burg ist von dem Lehnsherrn unter Beistand der Bürger von Lüchow zerstört, und hat aus dieser Veranlassung die Stadt heute noch Pflichtige im Dorfe Püggen und Grandstedt. Die Steine aus den Trümmern der Burg sollen zum Schloßbau in Lüchow verwandt worden sein. — Unter anderen Raubnestern werden auch Müggenburg und die Dickstätte genannt, die von den Lübeckern, welche mit 1400 Mann unter einem Bürgermeister davor gelegen, im vierzehnten Jahrhundert zerstört sind. — Bei Bergen a. d. Dumme in dem Holze Seesch, da wo die Dumme den Grabenstedter Bach aufnimmt, ist ein erhöhter Platz, der die Tibkenburg heißt, und seinen Namen von dem hier gestandenen Raubschlosse hat. Der letzte Besitzer Tibke stand im Rufe eines berüchtigten Räubers, ist lange Zeit den Nachstellungen entgangen, bis er sein Schloß verlassen hat, daß darauf der Zerstörung verfallen ist. Oehrenburg und Bohldamm, jetzt Forsthäuser, sollen ehemals auch Raubburgen gewesen sein, und mit den genannten Burgen, nachdem die Macht der Hansestädte dem Räuberwesen energisch Einhalt that, gleiches Schicksal gehabt haben.

III.

Es ist schwer zu bestimmen wann sich das Städtewesen im Wendlande entwickelt hat. Die vorhandenen Urkunden geben darüber wenig und nur unzuverlässigen Nachweis. Stadtarchive waren entweder nicht vorhanden oder sind durch wiederholte Brände ein Raub der Flammen geworden. — Wir dürfen annehmen, daß die Bewohner der Städte und der Flecken ihrem Stamme nach vorwiegend deutschen Ursprunges sind, also erst eingewandert sein müssen als die Wenden neben dem Genuß, den ihnen Viehzucht und Ackerbau direkt gaben, höhere Lebensbedürfnisse kennen lernten, und nach Vorgehen anderer Völker und anderer Gegenden sich auch hier ein Bürgerstand bildete. Nachzuweisen ist es, daß zur Zeit des alten Hansabundes die Stadt Lüchow eine nicht unbedeutende Stellung einnahm. War sie auch nicht wie das benachbarte Salzwedel Glied dieses Bundes, so stand sie doch vielfach in Wechselwirkung damit. Die belebte Handelsstraße von Leipzig nach Hamburg und Lübeck zog sich durch diese Gegend, und der daraus entspringende Verkehr hat sicher seinen guten Einfluß auf die Hebung der Stadt gehabt. Historische Urkunden sprechen

vielfach von einem Zusammengehen der Stadt mit den Städten der Hansa, namentlich da, wo es galt dem Handel Stützpunkte zu geben, und ihn gegen die damals häufigen Anfälle der Wegelagerer und Buschklepper sicher zu stellen. Mehrfach hat Lüchow sein Kontingent zur Belagerung und Zerstörung der Raubburgen ausgesandt, und finden wir spezielle Nachrichten darüber in den Kroniken der Städte Hamburg und Lübeck. — Aber auch später, als Lüchow unter der Landeshoheit des regierenden Fürstenhauses war, muß es sich immer mehr gehoben und eine ansehnliche Stellung unter den Städten des Landes eingenommen haben. Schon um das Jahr 1355 erwähnt man eines Privilegiums, das der Stadt vom Herzoge Ludwig von Braunschweig verliehen worden, wonach Lüchow als Stadt die vierte Stelle nach Lüneburg, Hannover und Uelzen, also vor Dannenberg, Pattensen, Münden, Eldagsen, Neustadt rc. einnimmt.

Es ist anzunehmen, daß die Gründung von Lüchow in die Zeit der ersten Grafen von Lüchow, welche mit Gewißheit im zwölften Jahrhundert vorkommen, fällt. Anfänglich hat diese Ansiedelung wohl nur den nothwendigsten Bedürfnissen des Hoflagers und der durchziehenden Handelskaravanen gedient. Nach und nach haben sich immer mehr Gewerbtreibende angesiedelt, je nachdem im Laufe der Zeit die Ansprüche an Bequemlichkeit und Luxus sich steigerten. — Wann die Stadt mit Stadtrechten versehen worden, ist nicht darzulegen. Lüchow wird in einer Urkunde vom Jahre 1293 ein Oppidum, in einer andern vom Jahre 1314 eine Stadt genannt. Der Ort ist nach dem Prinzip des damaligen Lebens und Treibens mit Gräben, Wällen und Thürmen umgeben gewesen, und konnte so dem Andrängen auswärtiger Feinde nach Möglichkeit Widerstand leisten. — Vermöge seiner niedrigen sumpfigen Lage hatte die Stadt in alten wendischen Zeiten den Beinamen „das Dreckneſt", deren Einwohner wurden bei der glücklichen Entwickelung aller ihrer Verhältnisse „de Rieken" nachmals „de Grootherrschen" genannt. Ein alter auf uns gekommener Spruch sagt von den 4 Oertern an der Jeetzel:

Wustrow, de sieke,
Lüchow, de rieke,
Dannenberg, de Waterpohl,
Und Hitzacker de — stohl.

Die Straßen der alten Stadt, wie sie sich vor dem letzten großen Brande zeigten, waren überaus enge und krumm, so daß bei dem lebhaften Verkehr, der schon damals herrschte, häufig ein Festfahren der Wagen und ein Gedränge entstand. Die alten Giebelhäuser hingen mit ihren Vorbauten über die Gassen hin, und gewährten in ihrem mittelalterlich düstern Gewande nicht den freundlichen Eindruck, den unsere jetzigen breiten Straßen und stattlichen Häuser machen. Der Länge nach gebaut hatte die Stadt im Osten das Salzwedeler — im Westen das Drawehner Thor. Vor den Thoren lagen die beiden, jetzt mit der Stadt vereinigten Vorstädte, die Salzwedeler und die Drawehner Vorstadt, Koreize (nach dem wendischen Tjaurezé) genannt. Daneben bildete die sogenannte Amtsfreiheit einen von der Stadt unabhängigen Bezirk. Außer den beiden genannten Thoren hatte Lüchow noch das Soldaten- und das Weißen-Thor. — Der letzte Rest der Wälle wurde 1767 und 1772 abgetragen. 1791 wurde das Salzwedeler Thor, 1793 das im Jahre 1555 neu aufgeführte Drawehner Thor weggeräumt.

Wie das Wendland überhaupt, so ist auch Lüchow vielfach von Bränden heimgesucht worden. So brannte im Jahre 1589 der größte Theil der Stadt nieder, und am 24. April 1811 traf den Ort ein gleiches Schicksal. 195 Wohn- und 283 Nebengebäude wurden dabei ein Raub der Flammen. Von der früheren Drawehner Vorstadt blieben nur wenig Häuser stehen, dagegen wurde die Salzwedeler Vorstadt ganz verschont. Am 14. September 1843 wüthete aber auch hier das

Feuer und äscherte auch diesen Bezirk zum größten Theile ein. Bis auf einzelne Häuser hat Lüchow seine jetzige Gestalt also nach den großen Bränden von 1811 und 1843 erhalten.

Lüchow hat ein großes und ein kleines Stadtsiegel. Jenes enthält ein mit 3 Thürmen versehenes Stadtthor, dessen beide Flügel offen stehen: das eiserne Gitterwerk ist beinahe ganz aufgezogen, und diese Oeffnung mit dem Wappen der alten ausgestorbenen Grafen von Lüchow ausgefüllt. Das kleine Stadtsiegel besteht blos aus dem Wappen der alten Grafen von Lüchow, nämlich: ein in der Länge getheiltes Schild, worin 3 Rauten solcher Gestalt stehen, daß in beiden Feldern, wovon das eine roth, das andere blau ist, eine Raute, die dritte aber auf der Scheidung beider Felder liegt.

Das Städtlein Wustrow hat wohl mit Lüchow gleiches Alter und gleiche Entstehungsweise. Es hat sich mit den Edlen von Wustrow entwickelt, jedenfalls aber früher mehr Bedeutung und glücklichere Verhältnisse gehabt als jetzt. Es war im Besitze mancher Freiheiten und Gerechtigkeiten, welche dem Städtlein noch unterm 26. September 1654 vom Herzoge August bestätigt worden. So hatte es ehedem sein eignes Stadtgericht. — 1645 ist Wustrow durch Unvorsichtigkeit eines Fischers fast ganz niedergebrannt, und am 17. September 1691 wurde es wiederum von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht.

Der Flecken Clenze hat sich wohl erst in neuerer Zeit zu städtischem Ansehen und Betriebe entwickelt, und war früher fast einzig auf seinen Ackerbau angewiesen. Die älteren Nachrichten fehlen ganz. Der Ort soll durch Zusammenlegung der Dörfer Clenze, Schwendel und Prilipp entstanden sein. — Das Fleckens-Siegel enthält einen aufrecht stehenden Löwen, der mit den Vorderpfoten einen Schlüssel hält, und hat die Unterschrift „Der zu Clentz Siegel." — Am 22. September 1827 wurde der Ort durch eine bedeutende Feuersbrunst heimgesucht. 40 Gebäude wurden eingeäschert und 6 Menschen büßten beim Brande ihr Leben ein. Nach diesem letzten Feuer hat der Ort ein freundliches Ansehen gewonnen, und nimmt sich mit der neuerbauten Kirche und schönem Thurme recht stattlich aus.

Von einem gleichen Brandunglücke wie Clenze wurde der Flecken Bergen a. d. Dumme betroffen. Am 2. Mai 1840 wurden über 60 Gebäude eingeäschert und die kaum fertig gewordene schöne Kirche ging mit dem Brande zu Grunde. — In den ältesten Zeiten hat sich zu Bergen ein fürstliches Schloß befunden, das in der Theilung unter den Söhnen Herzogs Heinrich des Löwen dem Herzog Wilhelm 1203 zugefallen ist. — Das Fleckens-Siegel enthält einen Löwen mit aufgesperrtem Rachen und aufgehobenem Schwanze, der auf vier Bergen steht. Das Alter dieses Siegels erhellt daraus, daß die darum stehenden Worte Sigillum oppidi Bergen, Mönchsschrift sind.

Die Geschichte des Fleckens Gartow ist eng mit der der Edlen von Gartow und der nachmaligen Besitzer von Gartow verknüpft. Der Ort, der in Urkunden von 1360, 1364 und 1371 ein Städtchen genannt wird ist wenig von Außen bedrängt worden, und hat die Gefahren und Kümmernisse des Krieges selten empfunden. Nur 1390 wurde es wegen der darin hausenden Raubritter belagert und gestürmt. Desto mehr hat Gartow eben wie seine wendischen Nachbar- und Schwesterstädte von Feuersnoth zu leiden gehabt. Am 29. Mai 1721 ist es nebst Kirche und geistlichen Gebäuden gänzlich eingeäschert. Am 23. November 1764 zerstörte der Brand abermals 20 Gebäude, und in neuester Zeit in der Nacht vom 25. auf den 26. September 1853 wurde der Ort bis auf einige wenige Gebäude ein Schutthaufen. — Das Fleckens-Siegel enthält das Bülow'sche Wappen.

Schnackenburg a. d. Elbe war vor

alter Zeit nur mit wenigen Häusern, die aus Fischerkothen bestanden, bebauet, ist aber seit dem 15. Jahrhundert allmälig zum Flecken und dann zum Städtlein herangewachsen. Es hatte als solches früher seine eigne Gerichtsbarkeit. Wegen übler Handhabe derselben von Seiten der Stadt wurde dies Recht dem Orte vom Herzog Georg zu Celle aus landesherrlicher Macht 1674 entzogen. — Schnackenburg soll seinen Namen von den kleinen Schlangen, die sich hier vormals in Menge aufgehalten haben und von dem gemeinen Mann Snacken genannt werden, haben, und ist daher von den alten Wenden auch Gogegord, das ist Schlangenburg, genannt worden. Das Städtlein hat in älterer wie auch in neuerer Zeit viel von Feuersnoth auszustehen gehabt. Im Jahre 1624 ist dasselbe, bis auf die Kirche, das Amtshaus und einige wenige andere Häuser, gänzlich abgebrannt. Von einem fast gleichen Unglücke ist es den 16. Oktober 1674 betroffen, da mit der Pfarre und Schule 59 Wohnhäuser sammt 10 Scheunen in Asche gelegt worden, die Kirche und das Amtshaus jedoch verschont geblieben sind. Im Jahre 1728 ist alsdann am 12. August zur Nachtzeit in einem Bürgerhause Feuer entstanden, und die ganze Stadt in Feuer aufgegangen, wobei gar wenig gerettet, und insbesondere auch die Amts- und Pfarr-Registratur fast ganz von den Flammen verzehrt ist.

IV.

Gehen wir zur allgemeinen Geschichte des Wendlandes über, so war dies Gebiet gewiß vor der Ansiedelung der Vorfahren unserer jetzigen Wenden, in der Zeit nach der Völkerwanderung, wo Völkerstämme gegen Völkerstämme drängten, und um die Scholle Erde für ihre neue Heimath blutige Kämpfe führten, der Schauplatz lang anhaltender Kriege. Die Wenden von Norden und Osten einbrechend, und die Elbe überschreitend, stürmten gegen die Sitze der Sachsen an. Glücklich vordringend, auf kurze Zeit Besitz ergreifend, wurden sie wieder vertrieben, um nicht lange darauf ihre feindlichen Einfälle zu wiederholen. In dieser Zeit ist in den großen, fast undurchdringlichen Wäldern unseres Wendlandes, auf den Fluren, die damals noch keine weidende Heerde und keine Pflugschaar sahen, gewiß mancher heiße Kampf entbrannt, und in den Laubhallen hundert- und tausendjähriger Eichen blitzten die Streitäxte und dröhnte der schallende Kriegsruf streitender Sachsen und Wenden. Unsere Sagenwelt gibt uns herrliche Bilder dieser Kämpfe, und selbst mit dem Fall des „schmucken Baumes", der nach einem Jahrtausend erst einem Sturme der allerneuesten Zeit (1836) erlag, ist die Erinnerung an jenen alten Wendenkönig nicht geschwunden, der bei seinem Fall eine Eichel im Munde führend, sich selbst durch diesen stolzen Baum ein Denkmal setzte, das erst keimte, wuchs, mit jedem Jahre grünte, und trotz der Zerstörung der Jahrhunderte immer höher und stolzer wurde. — Besiegt zogen die Wenden wieder ab, und was die Kampflust nicht errang, das wurde später den Begehrenden ruhig für die Segnungen des Friedens überlassen.

Wir sehen dann weiter, im Fortgang der Geschichte einen Kampf der Edelleute unter sich. Doch diese einzelnen Fehden haben ihren Schauplatz auf beschränktem Gebiete. Ziehen auch einzelne Vasallen mit ihren Herren in solche Kämpfe, der Landfriede wird nicht allgemein gestört, und das Volk fühlt keine heilige Verpflichtung für die bedrohten höchsten Güter den stillen Heerd auf längere Zeit zu verlassen. Kamen im Laufe der Jahrhunderte Kriege unsrer Landesfürsten mit auswärtigen Feinden vor, so stellte diese Gegend ihr Kontingent ohne von dem Lärm und den Gefahren des Krieges eben näher berührt zu werden. So spielt die Geschichte unseres Wendlandes bis in neuere Zeit hinauf, und erst jetzt

sollte unsre Bevölkerung den ganzen bittern herben Kelch der Kriegsleiden und der Drangsale leeren. Es war namentlich der dreißigjährige Krieg, welcher mit allen seinen Schrecken hier tobte. Wie nachzuweisen, war in jener Zeit die Kultur des Bodens hier schon hoch. Das glückliche Auge sah stille, friedliche, grün umkränzte Dörfer, dicht bei dicht. Herrliche Fluren lachten den Ackersmann mit segenversprechender Spende an. Es war ein freundliches Bild, das dem Beschauer entgegenstrahlte. Und dies Alles wurde durch die Kriegsfurie vernichtet, fiel durch die Brandfackel übermüthiger Söldner in Schutt und Trümmer, oder wurde von den Hufen ihrer Pferde zertreten. Zerstörung folgte auf Zerstörung, Verwüstung auf Verwüstung. Der arme Mann, der weinend auf den Trümmern seines Besitzthumes saß, verlor den Muth den Giebel seines Hauses neu aufzurichten, oder die Erde, deren Saaten ein Raub der Vernichtung geworden, für neue Vernichtung oder für neuen Raub frecher Hände zu bestellen. Dorf auf Dorf verschwand hier von der Erde, und der Acker wurde wüste. Ganze große Strecken wurden in ihrer Wildniß zu meilenweiten Waldungen, wie die Lucie uns dies Bildniß vorführt; denn eine in neuerer Zeit erfolgte Abholzung zeigte uns deutlich die Spuren ehemaliger Ackerkultur. — Die Gegenden wurden wüste, öde und menschenleer, und bis in unsere Tage hinauf tönt der Fluch, den Elend und Jammer gegen diesen unglückseligen, für alle einzelnen Theile Deutschlands, wie für das Reich selbst, verderblichen Krieg geschleudert haben. Hat sich auch hier die Kultur nach und nach wieder gehoben, — nicht weit von uns liegen noch meilenlange Strecken, einst von fleißiger Hand gepflügt, in trostloser Oede unter dem verschrieenen Namen „Haide" da. Wo 70 blühende Dörfer standen, da horcht der nächtliche Wanderer, ob nicht aus stundenlanger Ferne das Gebell eines Hundes an sein Ohr schlage, und ihm die tröstende Zuversicht bringe, daß Menschen erreichbar. — Es waren nicht allein Wallensteins Kroaten, die hier und an der Elbe und drüben in Mecklenburg ihr wildes Kriegsspiel trieben, nein, die entarteten Krieger des ruhmvollen Heldenkönigs, die Schweden haben hier ärger gehaust als der Feind. Brandschatzte Wallenstein, so nahmen die Schweden, was man ihnen nicht gutwillig gab. Der Schrecken des Krieges war derart, daß er den armen betroffenen Bauern und Bürgern den Muth der Verzweiflung gab, und ein solcher Akt der Verzweiflung und Rache war es wohl, wenn die Bauern im Landsturm sich zusammenrottend, unweit Saaße, beim sogenannten „Lausebusche" 400 Schweden erschlugen, deren bleiche Gebeine und verrostete Waffen nochmals in neuerer Zeit, das Licht des Tages sahen. Gräuel folgte auf Gräuel. Am 21. Juni 1643 wurden von einem schwedischen Oberst ohne, oder um geringer Ursache willen, 350 Bauern fast in einer Stunde mörderisch erschlagen, und 138, die gefangen worden, mußten sich mit 1104 Thlr. loskaufen. Darauf hat sich der schwedische Oberst in das durch Kriegsdrangsale schon hart heimgesuchte Lüchow geworfen, und die Stadt geplündert. Die Schweden haben nach erfolgter Plünderung noch sechs Wochen in dem Orte gehaust und derart gewüthet, daß der Berichterstatter jener Zeit sagt: das Gedächtniß der Schweden würde bei Kind und Kindeskindern nicht erlöschen. — In der Stadt lagerte zur Zeit der Plünderung viel Korn, und haben die schwedischen Offizierfrauen die Betten aufgeschnitten, die Federn in den Wind gestreut, und die Ueberzüge als Säcke benutzend, mit Korn füllen lassen und mitgenommen. — Der damalige Bürgermeister Baenig hat bei der Plünderung nur einen Schlafrock, nicht einmal ein Beinkleid behalten, und solches erst aus Mitleid von einem durchreisenden Töpfergesellen, welcher zwei besessen, bekommen. Angebunden auf seinem Hofe hat man ihn tödten wollen, als die Entschlossenheit seiner

Magd ihn rettete, und er entfliehend auf dem Rathhause ein Versteck fand.

Weniger verheerend ist der siebenjährige Krieg für diese Gegend gewesen, obgleich er auch von 1757 bis 1760 wiederholt französische Einquartierung im Gefolge hatte.

Die letzten französischen Kriege und die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 haben dagegen unser Wendland hart gedrückt. Franzosen, Holländer, Preußen und Russen, und im Gefolge letzterer asiatische Horden, (Kalmucken und Baschkiren) die das Volk hier nur für Halbmenschen gehalten hat, suchten Quartiere, und ließen den ganzen bösen Druck der Kriegszeit fühlen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die durch den Brand zerstörte Stadt Lüchow tagelang ein Korps von 20,000 Mann und mehr aufnehmen mußte, so daß ein einzelnes Haus über 200 Mann unterzubringen und zu bewirthen hatte. Durch die ganze lange Kriegszeit war hier ein anhaltender Durchmarsch auf der Straße von Magdeburg nach Hamburg. Truppenkörper von 40,000 Mann durchzogen die Stadt. Nach Zählung des Grenzvogtes Heithaus zu Lübbow sind über die eine Grenzbrücke bei Lübbow im Jahre 1813 über 100,000 Soldaten gegangen. — Am Schlusse des Jahres 1813 wurde das General-Depot von neu zu errichtenden Bataillons hannoverscher Infanterie aus dem Mecklenburgischen nach hier verlegt, und langten zu diesem Zwecke allein 1200 Wagen mit Gewehren und Uniformsstücken an. Es galt die Ausrüstung eines Armeekorps von 25,000 Mann. Alle Häuser waren gefüllt, und wurden Einexercierte entlassen, brachten die Werber gleich wieder Ersatz. Der Gottes- und Schuldienst war eingestellt, weil die Gebäude der Kirche und der Schulen zu Kriegszwecken benutzt wurden. Zu all diesem Elend der Kriegslasten und dem, was der Brand von 1811 gebracht, kam noch das aus Rußland eingeschleppte Hospitalfieber, welches hauptsächlich die kräftigsten Mannsgestalten wegraffte. — Aber nicht allein den äußern Anschein des Krieges als Durchmärsche und Truppen-Dislocirungen sollte das Wendland sehen, es hörte auch mehrfach den ernsten, dröhnenden Klang der Kanonen. So 1809 von der Festung Dömitz, wo sich Schill auf seinem kühnen Zuge nach Stralsund hineingeworfen. Heftiger und stärker donnerte und tönte der eherne Gruß von der nahen Göhrde am 16. September 1813 herüber, wo die Alliirten ein siegreiches Treffen gegen den französischen General Pecheux lieferten. In Lüchow klirrten die Fenster, und deutlich konnte man das Pelotonfeuer der Infanterie hören. Gegen 9 Uhr Abends kam die Siegesnachricht hier an.

Nicht allein, daß diese Gegend zahllose Krieger sah, und blutige Gefechte hier vorfielen, auch ruhmvolle Kriegsfürsten, wenngleich zur Zeit im Unglück und gebeugt, hatte sie Gelegenheit zu schauen. König Waldemar von Dänemark, gefangen hier über die Elbe gebracht, büßte von 1223 bis 1227 im Thurme zu Dannenberg seinen Stolz, seine Untreue und sein Vergehen gegen einen deutschen Fürsten. Und Karl der Zwölfte von Schweden, der Mann mit dem eisernen Karakter kam einsam, ermüdet, sein lahmes Roß am Zügel führend, auf seiner Irrfahrt von der Türkei 1714 eines Abends spät im elenden Kruge zu Waddeweitz an. In Ermangelung von Pferden mußte er den anderen Morgen mit einem Ochsengespann durch die öde Haide nach Dannenberg fahren, um von hier über Stralsund den Weg in sein Reich zu suchen.

Die Urkunden über verheerende ansteckende Krankheiten berichten von dem Wüthen der Pest im Jahre 1537, wodurch eine bedeutende Menschenmenge weggerafft wurde, und von dem Grassiren der Pocken im Jahre 1772, welcher allein in dem kleinen Städtchen Schnackenburg 67 Personen zum Todesopfer fielen. Die Cholera hat auf ihrem Zuge durch Europa auch in dieser Gegend wiederholt ihre Einkehr gehalten.

Von anderen merkwürdigen Vorgängen berichten Traditionen von dem Untergange des Dorfes Naulitz vor ungefähr 200 Jahren. Das Dorf ist versunken, und an der Stelle ein Sumpf, der später mit Erlen bewachsen, entstanden. Diesen Platz unserer alten Tradition nannte man später noch Alt-Naulitz. — Bei dem Dorfe Loge unweit Lüchow entsprang im Jahre 1640 eine Heilquelle, welche aber bald darauf wieder versiegte. Von mehr Bedeutung scheint das Auftreten einer Quelle mit heilkräftiger Wirkung bei dem Dorfe Sallahn gewesen zu sein. Vor dem großen Brande 1811 sollen sich noch amtliche Aktenstücke über den Befund dieser Quelle in der hiesigen Amts-Registratur vorgefunden haben. Die Quelle hat sich 1622 auf der Dorfshaide zuerst hervorgethan. Das Wasser derselben wird ein „mineralisches" genannt, welches von vielen Kranken benutzt sei. Nach einigen Jahren hat sich indeß die Quelle wieder verloren, im Jahre 1652 aber wieder hervorgethan, und ihr Gebrauch hat gute Wirkung gehabt, weßhalb Herzog August unterm 16. Oktober 1652 befohlen die Quelle in Acht zu nehmen und sie einzuschranken. Bald nachher hat sich dieser Gesundbrunnen zum zweiten Male verthan, ist aber nach Verlauf von dreißig Jahren, nämlich 1681, an zwei verschiedenen Stellen wieder zu Tage gekommen, hat sich dann abermals verzogen, und die für das nächste Frühjahr in Vorschlag gebrachten Anstalten behufs Ausbeutung der Quelle sind nicht zur Ausführung gekommen. 1798 oder 1799 soll sie sich nochmals gezeigt haben, ohne daß wiederum heute ihre Spur zu finden ist.

Von Mißwachs, Theurung und Hungersnoth wurde das Wendland in den Jahren 1512, 1771 und 1772 heimgesucht. — Ein starker Orkan wüthete am Bußtage vor Weihnachten im Jahre 1793, wo in den gräflich Bernstorf'schen Forsten an 25,000 Bäume entwurzelt wurden. In neuerer Zeit ist eines Orkans am 29. November 1836 zu gedenken, der nicht minder Unheil anrichtete. Einen großen Hagelschlag erlebte die Gegend in der Nacht vom 7. auf den 8. August 1808, wo die Feldmarken von 78 Dorfschaften total verwüstet wurden. Eine Erderschütterung ward in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1825 bei der großen Sturmfluth der Elbe verspürt. Bedeutende Deichbrüche der Elbe mit verheerenden Ueberschwemmungen erfolgten im Jahre 1697 und 1709. Eine Ueberschwemmung durch Eisstopfung 1771. Eine gleiche Ueberschwemmung durch Eisstopfung mit Bruch der Binnendeiche am 19. März 1855.

V.

Als die slavischen Völker, darunter die Wenden, von Morgen gegen Abend, einem höherem Drange folgend sich über Europa kämpfend hinwälzten, brachten sie nicht das Licht und die Liebe des Christenthums mit. Rohere und finstere Gottheiten, die sie in ihrem Naturleben besser fassen, eher erklären und deuten konnten, begleiteten sie auf ihren Zügen, und wurden von ihnen in Hainen und an dem vielfach veränderlichen Hausaltar, der wandelbar von Ort zu Ort ging, verehrt. — Das Christenthum stürzte im weströmischen Reiche die Götter des einst weltenbeherrschenden Roms, und drang von hier siegreich nach Norden und Westen vor. Zahlreiche Völkerstämme beugten sich, kriegerisch bezwungen, oder durch das begeisternde Wort belehrt und bekehrt, vor dem Kreuze, und stürzten die alten Götzen von ihren Altären. Karls des Großen Kämpfe mit den Sachsen, und seine Bestrebungen sie zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen, machen Epoche in der Geschichte der Sittenkultur. Zeit seines Lebens hatte er mit dieser hohen Aufgabe volle thätige Beschäftigung. Oft und vielfach mußte er die slavischen Völker gegen die mächtigen und zähen Sachsen, deren Unterjochung und Bekehrung vorerst in seinem Plane lag, gebrauchen, und als Bundesgenossen ließ er sie staatsklug ungestört den alten Göttern

an ihren Altären opfern. Die Bekehrung unsrer Wenden ist daher erst einer spätern Zeit zuzuschreiben, etwa der Zeit der Ueberwältigung der obotritischen Slaven, jenseits also östlich der Elbe durch Heinrich den Löwen. Diese wurden unter ihrem Fürsten Niclot bezwungen, und die christliche Lehre fand unter ihm und seinen Söhnen Prebislaus und Watislaus Eingang.

Lange noch als ringsumher das Christenthum blühete und in seiner Milde und Liebe Segen spendete, opferten also unsere Wenden ihren mitgebrachten Gottheiten. Ihre Religion war wie die der Slaven ein heidnischer Naturdienst, von einem mächtigen Priesterstande gepflegt, und in Tempeln, an heiligen Plätzen, in Wäldern und an Quellen ausgeübt. Unter zahlreichen Göttern war ihre Hauptgottheit Belbog, der da Segen verbreitet und im hellen Sonnenschein verehrt wurde. Daneben beteten sie den bösen, finstern Czernibog an, der Unheil und Verderben bringt; auch den Suatowit, der auf weißem Rosse Nachts umherreitet und Streit und Krieg lenkt. Sie glaubten an Todes- und Wasserfrauen, an Waldmänner, Luft- und Erdgeister, die in das Schicksal der Menschen segnend oder fluchbringend eingreifen. Götzenbilder wurden in Tempeln aufgestellt und durch Opfer, selbst Menschenopfer verehrt. Ihre Priester waren zugleich Zeichendeuter, die die Zukunft voraussagten und den Beschluß der Götter kund machten. Die Leichen wurden an heiligen Stätten verbrannt, und durch die aufräumende Hand der Jetztzeit kommt noch manche Urne mit den verbrannten Gebeinen eines alten Vorfahren unserer Wenden, und manches mitgegebenes Zeichen ans Licht der Sonne, die es vor Jahrhunderten, freilich unter andern Verhältnissen und von einer andern Generation, in den Schooß der Erde bergen sah. — Rauh wie ihr Leben und ihre Kriege war der Sinn der Wenden, christliche Milde kannten sie nicht, aber auch keine Furcht vor dem Tode. Nach ihrem Religionssystem hatten nur diejenigen nach dem Tode ein glückliches Leben und eine ewige Freude zu hoffen, die im Kriege durch einen gewaltsamen Tod umkamen. Sie sehnten sich daher weniger nach der letzten Oelung von priesterlicher Hand als nach dem Tode durch einen tapfern Mann, nahmen sich selbst wohl, wenn sie alt und schwach geworden das Leben, oder ließen sich lebendig begraben. — Eigenthümlich bei den Wenden, selbst als sie schon Christen, war die Verehrung der Kreuz- und Kronenbäume. In den alten Urkunden heißt es: Sie neigten sich vor den Eichbäumen, und wenn sie pacta errichteten, thaten sie es über einem Brunnen, den sie festhielten. Oder an einer Stelle: Wie sie denn noch jährlich auf ihrem aufgerichteten Baum ein Osterlämmlein mit sonderlichen Ceremonien auf den Charfreitag schlachten. Von dem Kirchspiele Rebensdorf wird berichtet, daß in alten Zeiten die Bauern das Wachslicht, das sie am Johannistage für den Altar zu liefern pflegten, vorher in ihrem Dorfe bei ihrem sogenannten ewigen Feuer, was sie durch heftige Reibung mit Theer bestrichener Stricke erzeugten, anzündeten, damit das Vieh in allen Ställen beleuchteten und dann in Prozession zur Kirche brachten.

Die Wenden hielten zähe an ihren Gottheiten und ihren alten heidnischen Gebräuchen, und sind sicher nur der Gewalt gewichen. Ihre Bekehrung war auch lange Zeit problematisch, denn wiederholt lehnten sie sich mit Feuer und Schwert gegen das Christenthum auf, zerstörten die Kirchen, verjagten ihre christlichen Priester oder ermordeten sie gar um im Triumphe die alten Götzen wieder aufzurichten. Ihr Widerstand war um so trotziger und hartnäckiger je mehr man es versuchte sie unter das starre Kirchenjoch zu zwingen, und von ihnen Steuern und Zehnten verlangte. Sie setzten ihren Willen auch beharrlich durch. Hatten die Sachsen sich bei ihrer Bekehrung zur Entrichtung eines Zehnten an die Geistlichen verpflichtet, — die Wenden thaten es nicht!

Wie sich die Bevölkerung warmer und inniger dem Christenthume hingab, wurde Lüchow der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens im Wendlande. — Schon Karl der Große hatte 780—785 in der Altmark unweit der später errichteten Stadt Salzwedel zu Kuhfeld (Cofeld) ein Bisthum, wozu der ganze ostphälische Bardengau gehörte, errichtet. Nach Zerstörung dieses Bisthums entstand ein gleiches in Bardowyk, und dies wurde ums Jahr 795 nach Verden verlegt. Unter diesem Bisthume stand die christliche Kirche im Wendlande. Schon früh wurde in Lüchow eine Probstei gegründet. An der Spitze derselben stand ein Probst, und ihm zur Seite eine Menge Presbyter, Kapellane und Vikarien. Als katholische Pröbste zu Lüchow werden genannt: Johannes, 1289—1304, Henricus, 1309—1319, Henricus Wolters 1336, Otto von Dannenberg 1352, Boldewie v. d. Knesebeck 1360, Henricus 1360—1365, Otto von Dannenberg 1377—1380, Johannes Niebuhr 1380, Henricus Runke 1406, Johannes Grönhagen 1439, Boldewie v. d. Knesebeck 1464—1478 (auch Domherr zu Halberstadt,) Nicolaus Vogede 1477, Henricus von Dannenberg 1489, und von nun an folgen lauter bürgerliche Namen. — Die Kirche zu Lüchow, schon im grauen Alterthum erbaut, hat den heiligen Johann zum Schutzpatron. In derselben waren mehrere Altäre verschiedenen Heiligen geweihet an denen die Geistlichen Messen zu lesen hatten. Außerdem waren in der Stadt zwei Kapellen, die Kapelle St. Georgii und die Kapelle St. Annae. — Die Kirche zu Bergen a. d. Dumme hat zu katholischen Zeiten unter der Präpositur Salzwedel gestanden. — Die Stadtkirche zu Wustrow ist dem heiligen Lorenz gewidmet und 1518 neu erbauet. — An der Kirche zu Schnackenburg hat früher ein Probst Verden'schen Kirchensprengels gestanden, einer Namens Nicolaus kommt schon 1284 in den Urkunden als Zeuge vor. — Der Kirche zu Gartow wird schon 1328 gedacht. — Die Kirche zu Satemin hatte schon 1383 ihren Pleban; das Diensthaus für den Prediger wurde erst 1780 errichtet, bis zu welcher Zeit dieselben in Lüchow wohnten.

Wie gegen Kirchenzehnten sträubten sich die Wenden auch gegen Einführung der Klöster, und weiß unsere Kirchengeschichte auch wirklich nichts von solchen, wenn auch die Möglichkeit da ist, daß mit dem Plate, wohin sich von Nedeckensdorf ab der Konversus Johann mit einigen Nonnen begeben hat, — unser Plate gemeint ist. Diese Nonnen und dieser Konversus Johann sollen von einer Wittwe von Plato wohl aufgenommen sein. Jener ist 1236, und diese im folgenden Jahre verstorben, worauf die Nonnen mit ihrem neuen Beschützer Helmerich nach Bodendorf, 1261 aber nach Alten-Medingen gegangen sind, und das jetzige Kloster Medingen gestiftet haben.

Von nicht geringer Bedeutung für das kirchliche Leben der alten Zeit war die Gesellschaft der Kalandsbrüder zu Lüchow. Es scheint diese Brüderschaft gegen Ende des dreizehnten oder doch spätestens im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts entstanden zu sein. Kirchlich gesinnte Männer geistlichen und weltlichen Standes thaten sich zusammen um sich gemeinsam in einem gottseligen Leben zu fördern, und durch Werke christlicher Menschenliebe, als Krankenpflege, Almosenvertheilung, Unterstützung von Kirchen und Schulen zu wirken. Reiche Stiftungen von Personen adeligen und bürgerlichen Standes flossen dieser Gesellschaft zu, und wurden von dem gewählten Vorstande derselben, einem Dechanten, Senior und Kämmerer nach dem Zwecke des Vereins verwaltet. Wie die gute Absicht der Stifter einer Verbrüderung oft ganz entstellt wird, und der Zweck mit der Zeit ausartet, so ging es auch der Kalandsbrüderschaft. Aus einzelnen fröhlichen und gesitteten Zusammenkünften wurden Schwelgereien, und in diesen war kein christlicher Zweck mehr zu erkennen, so daß der Staat noch zur rechten Zeit einschritt und den Rest des einst großen Vermögens den

kommenden, der Hülfe bedürftigen Generationen rettete.

Ernst der Bekenner, Herzog von Lüneburg, der als Jüngling zu Wittenberg Luthers Lehre kennen gelernt hatte, und ihr aus voller Ueberzeugung zugethan war, der auch späterhin stets mit Luther in Verbindung blieb, führte die Reformation im Wendlande ein. Schon 1527 nachdem er zu Torgau mit Luther über die kirchlichen Einrichtungen in seinem Lande persönlich sich berathen hatte, räumte er die Kirche zu Lüchow den Bekennern der neuen Lehre ein, löste den Verband mit dem Bischofe zu Verden auf, und gründete bei der Stadtkirche eine Superintendentur, ein Archidiakonat und ein Diakonat, welches letztere später wieder eingegangen ist.

Dritter Abschnitt.

I.

Wie die Wenden hier Wohnsitze nahmen oder vielmehr in dieser öden, unangebauten, oder durch den Krieg zwischen Sachsen und Wenden wüste und menschenleer gewordenen Gegend Wohnsitze angewiesen erhielten, wie sie sich durch Jahrhunderte ungestört in ihrer Nationalität entwickelten, zerfiel der Bezirk des Wendlandes in verschiedene Gaue. Unsere Wenden haben hier folgende Gaue innegehabt: den Drawehn (Drawän), Gain, Oering oder Röring, Lennigau (Lemgow), Bröcking und In den Haiden. Der Drawehn war der größte Gau und zerfiel in den Ober- und Unter-Drawehn. Es gehörte dazu die frühere ganze Hausvogtei des Amtes Lüchow, die frühere Vogtei Kiefen und ein Theil der ehemaligen Hausvogtei Wustrow. Zum Gain gehörten die Dörfer des Kirchspieles Bülitz, die um den herrschaftlichen Forst Gain liegen, namentlich Bülitz, Besem, Kussebode, Gistenbeck, Luckau, Nauden. Der Oering oder Röring bestand aus den Dörfern Teplingen, Lübbow, Dangensdorf, Rebensdorf, Bösel, Reddebeitz, Woltersdorf, Lichtenberg und Thurau. Zum Lennegau auch Linegow, (jetzt Lemgau, Lemgow) gehörte das Kirchspiel Predöhl. Zum Bröcking: Weitsche, Rehbeck, Serau, Künsche und Saaße, auch der Lage nach Tarmitz, Kolborn, Loge, Ranzau und Krautze. Der Gau „In den Haiden“ aber hat in sich begriffen Dünsche, Pannecke, Liepe, Kl. Breese, Lanze, Lomitz, Prezelle, Gr. Breese, Tobringen, Vasenthien, Trebel, Klautze, Marleben und Metschow.

Diese alte Eintheilung hat sich gewissermaßen bis auf heute erhalten, denn was die Besserung der Wege und Brücken anbetrifft, so bestehen bis jetzt die „Tuchte“ das ist Züge. So hatte man die Lennegau'sche und Oering'sche, die Bröcking'sche, die Drawehn'sche, die Satemin'sche, Köhlen'sche, Zebelien'sche, Bülitzer, Zetzer Tucht, denen ihre alten Verpflichtungen zur Wegebesserung durch die Wege-Verbände und das Landstraßenbau-Gesetz auf einzelnen Strecken abgenommen, auf anderen Strecken, welche durch die Landstraße nicht getroffen wurden, indeß in alter Weise geblieben sind.

II.

Tritt der Wanderer ins Wendland ein, und blickt über die wogenden, üppigen Kornfelder hin, so sucht sein Blick lange vergebens die Wohnstätten des kräftigen und fleißigen Volkes, das der Natur mit so viel Emsigkeit und Ausdauer entgegen kommt. Einzelne grüne Punkte zeigen sich seinem Auge und markiren die großen rechts und links liegenden, bis auf die kleinsten Parzelen angebauten Flächen. — Dies sind die wendischen Dörfer, die dicht bei dicht liegend, dem Bilde des Wendlandes einen freundlichen Reiz gewähren. Fast überall liegt jedes Dorf von einem frischen Laubkranz umwunden versteckt im Gehölze, und nur wenn der Rauch über die Kronen der alten

Eichen, Ulmen und Eschen in die blaue Luft steigt, schließt man auf den Heerd und Wohnsitz friedlicher Landbewohner. So sehr der Wald im Wendlande der Ackerkultur hat weichen müssen, da letztere bei der Fruchtbarkeit des Bodens eine vielfach höhere Rente gewährt, so sehr liebt es der Wende hinter seinem Hofe, dem sogenannten „Wischhofe" (Wiesenhofe) Waldbäume zu kultiviren, und wir erblicken hier noch manche hundertjährige Eiche, die der Besitzer schonte und schont, bis mit des Geschickes Macht das Unglück über ihn hereinbricht, und der alte Stamm zum Neubau des durch den Brand zerstörten Hauses seine Krone in den Staub senken muß.

Außer der Eiche kommt der Ulmbaum oder Rüster häufig vor, er überragt mitunter die Kronen der Eichen. Die Buche, der eigentlich deutsche Baum, findet sich seltener. Mehr schon tritt in der Nähe der Dörfer die Esche auf, deren Wuchs gewöhnlich bekundet, daß sie den passenden Boden gefunden hat. Auch die Birke mit ihrem beim Schein des Mondes gespenstigen, weißen Stamme und den herabhängenden trauernden Zweigen stellt sich uns auf dem Gemälde einer wendischen Landschaft häufig zur Schau. Sie heißt auf Wendisch Bresa, und gab gewiß den Oertern Breese im Bruche, Gr. Breese und Kl. Breese ihren Namen. — Der eigentlich karakteristische Baum des Wendlandes ist aber die Weide, sie findet sich überall in den Niederungen und an den Gräben, sowie als Einfassung von Wiesen und Weiden. Ist der Boden des Wendlandes höchst produktiv, so daß überall eine Benarbung leicht eintritt, so ist daneben die Beschaffenheit desselben der Art, daß der Baum ihn mit seinen Wurzeln leicht durchziehen kann. Wir finden die Weide als Kopfweide sowohl wie als Buschweide, selbst an höheren, trockenen Stellen, wo sich Anger und Haide um den Besitz streiten. — Wer die Büsche und Bäume in Gärten und an den Zäunen aufmerksam beobachtet hat, dem muß die Vorliebe aufgefallen sein, die der Wende für den Hollunder zeigt. Es kommt uns unwillkührlich der Gedanke, man wisse hier die offizinelle Eigenschaft dieses Baumes zu würdigen. Das mag sein. Doch spielt daneben der Aberglaube keine unwichtige Rolle, und aus solchen Gründen kommt es, daß der Wende den Hollunder besonders schätzt und liebt.

Die Vorfahren unserer alten Wenden lebten hauptsächlich von Viehzucht. Bei ihrer Ansiedelung suchten sie daher die Niederungen der Jeetzel und Dumme oder die kleinen Thalflächen auf, wo sie reiche Weiden fanden, und ein Quellengebiet voraussetzen konnten, das ihnen das nöthige Wasser zur Tränkung ihres Viehes gab. Selten liegt ein wendisches Dorf auf der Höhe, fast immer im Kessel oder am Fuße der hier vorkommenden kleinen Hügel, an Bächen oder wasserreichen Quellen. — Die wendischen Dörfer, insofern sie nicht durch Brand zerstört sind und beim Neubau eine andere Gestalt bekommen haben, liegen alle in der Runde, hufeisenförmig, und haben gewöhnlich nur einen Eingang. Sie unterscheiden sich dadurch wesentlich von den Dörfern germanischen Ursprunges, die der Länge nach gebaut sind. — Rings um einen freien Platz herum liegen die Häuser und zwar alle mit den Giebeln dem Dorfplatze zugekehrt, so daß man aus der sogenannten „großen Thüre" — einer hohen Bogenthür mit zwei Flügeln und beweglicher Schwelle an der Giebelseite des Gebäudes — auf diesen freien Platz tritt. Zum Schmuck der Giebel werden keine Kosten gespart. Der lange Giebelbalken muß aus einem Stücke sein. Das Holz steht so dicht, daß man in dem Fachwerke kaum Steine sieht. Dabei hat der Maler seine ganze Kunst aufgeboten durch Farbenschmuck einen recht grellen Effekt hervorzubringen. Der Name des Erbauers, wie der seiner Ehegattin, und ein Liedervers, der sich auf gehabtes Brandunglück bezieht, oder Gott Ehre und Preis singt, oder Fleiß und Arbeit empfiehlt, zieren in ausgehauenen

und bemalten Buchstaben von der Spitze des Hauses bis auf den Giebelbalken das Gebäude. An den Seitenthüren lies't man dagegen fast durchgängig die Worte: „Bete und arbeite!" oder: „Ein- und Ausgang segne Gott!" Dabei ist zu bemerken, daß weder der aushauende Künstler, noch der Maler bei ihrem Werke der Orthographie sich sonderlich befleißigt haben. — Tritt man nun in der feierlichen Sabbathstille eines Sonntagnachmittages in ein solches wendisches Dorf, und die Mägde, kräftige, stramme Gestalten mit dem feinen weißen Teint sitzen in ihrer malerischen Tracht, im eng anschließenden Mieder, die vollen Arme bloß, den Busen durch ein helles Tuch züchtig verhüllt, mit Nähen beschäftigt vor der großen Thüre, lärmt daneben auf dem Dorfplatze eine ungebundene, fröhliche Jugend, und gibt selbst der auf keinem Hofe fehlende treue Genosse, der Haushund durch faules Recken und Strecken zu erkennen, daß heute Ruhetag, so gewährt ein solches wendisches Dorf einen eigenthümlichen, poetischen Reiz, der sich selbst dann nicht verwischt, wenn man in die von Lärm und Tabaksrauch erfüllte Dorfschenke tritt, wo Gemeindeangelegenheiten verhandelt werden, oder beim Solo die nervige Faust des Wenden dergestalt ihren Trumpf ausspielt, daß die Gläser klirren.

Zwischen den Häusern eines wendischen Dorfes durch führt der Weg auf den Hofplatz, der mit Obstbäumen bestanden ist. Wenn es die gedrängte Lage der Gebäude erlaubt, ist auch noch ein eigner, kleiner Obstgarten, „Klantzei" genannt, vorhanden. . Hinter dem Gehöfte finden wir den schon erwähnten Wischhof, der im Frühjahre als Linnenbleiche benutzt wird. Zur Zeit dieser Linnenbleiche gewinnt ein echt wendisches Dorf noch mehr Färbung, wenn überall um dasselbe herum die schneeigen, in der Sonne schimmernden Linnenflächen von dem grünen Rasen abstechen. Eine kleine Strohhütte im Hintergrunde bekundet, daß zur Sicherheit des Eigenthums eine nächtliche Wache nothwendig ist. Die aufgeschürzten wendischen Mädchen laufen in rühriger Geschäftigkeit mit ihren Gießkannen hin und her, das Produkt ihres Winterfleißes bearbeitend, damit es in seiner Vollendung dem Auge des Käufers wohlgefällig entgegen schimmern kann. Daneben fehlt es nicht am strengen Urtheile, wenn und wo eine von den weiblichen Dorfbewohnern weniger im Spinnen und Weben nach Gediegenheit und Güte gestrebt hat.

Die Gemeinheitstheilungen haben vielfach den Schnitt des alten Wendlandes modern zugestutzt, weshalb manches Karakteristische freilich vor Jahren allgemein war, jetzt aber nur noch stellenweise angetroffen wird. — Unmittelbar bei den Dörfern lag ein großer Kohlgarten, wenn nicht die örtliche Lage und die Zahl der Einwohner noch andere erforderlich machte. In diesem Kohlgarten besaß jeder Hauswirth ein Stück Land, das als Gartenland benutzt, und mit dem hochstämmigen braunen Kohl (der früheren National- und Lieblingsspeise des Wenden) bepflanzt wurde. Solche Kohlgärten waren mit geflochtenen Zäunen umgeben, zu welchen die an den Zäunen stehenden Kopfweiden den Busch lieferten, und in derem Schutze auch mancher schmucke Baum neben dem alljährlich gedüngten Boden aufwuchs. Lag der Koh'garten unmittelbar vor dem Ausgange des Dorfes, so war derselbe durch einen mit Schlehdorn bepflanzten Wall vor dem Vieh geschützt. Befand sich der Kohlgarten gewöhnlich auf der höheren Seite der Dörfer, so lag der sogenannte „Prießink" an der niederen Seite. Dies war nämlich ein Bruch, der als Schweineweide und Gemeindeforst benutzt wurde.

Beschauen wir uns nun die Wohnstätten der Wenden genauer, so müssen wir einen Unterschied machen zwischen „Sonst und Jetzt." War der Wende früher der gedrückte und verachtete Mann der dem Boden (freilich zumeist durch seine Dummheit und Rohheit veranlaßt) nur ein kärgliches

Dasein abgewinnen konnte, so schwingt er sich jetzt immer mehr zum Wohlstande und zu einer geachteten Stellung empor. Er ist in jeder Hinsicht, selbst vom Staate, was Steuern und Lasten anbetrifft, besser gestellt als der Handwerker der kleinen Städte, der bei der größeren Konkurrenz und dem sich steigernden Preise aller Lebensbedürfnisse einen schweren Kampf zu bestehen hat. Wo sonst Baracken und niedrige, verfallene Hütten in ihrer ganzen Armseligkeit ohne Rauchfang, ohne Küche und Keller unserem Blicke sich entgegenstellten, da erheben sich immer mehr stattliche Gehöfte, deren Baulichkeiten der Bequemlichkeit und dem Luxus nach allen Seiten hin entsprechen. — Wie der Araber es liebt unter seinen Pferden die Nacht zu verbringen und von ihnen unzertrennlich ist, so muß auch der Wende mit seinem Vieh unter einem Dache leben. — In einem wendischen Bauernhause tritt man durch die große Thür auf die große Diele, in welche hinein nach ausgehobener Schwelle der volle, reiche Erntewagen lenkt, und von wo aus die Garben nach den Räumen des Daches durch eine Oeffnung im Boden gebracht werden. Rechts und links, zu beiden Seiten der großen Diele, welche als Dreschtenne benutzt wird, sind die Ställe für das Rindvieh und die Pferde dergestalt angebracht, daß die Köpfe der Thiere der großen Diele zugekehrt sind. Diese Viehräume sind im unteren Theile nach vorn offen, so daß von dem Hausplatze aus die Fütterung vorgenommen werden kann. Der Eingang zu diesen Ställen ist an der Giebelseite des Gebäudes, rechts und links von der großen Thür. — Im Hintergrunde der großen Diele ist der Kamin, auf welchem bei prasselndem Feuer an einer Kette der Kessel für den unumgänglich nothwendigen Kaffe, mit starker Beimischung von Zichorien als Surrogat, hängt, oder auf dem eisernen Dreifuß das Gefäß für das frugale Mittags- oder Abendmahl steht. Befindet man sich nun in der Mitte des Dorfes, und sind die großen Thüren ganz oder theilweise geöffnet, so sieht man überall die Flammen des lodernden Feuers auf dem Heerde, um welchen sich die verfallenen Gestalten der Großmütter oder der älteren weiblichen Personen, denen bei eiliger Arbeit die Küche obliegt, bewegen. — Ganz im Hintergrunde des Gebäudes, nach dem Hofplatze zu, findet sich die eine und einzige Wohnstube mit niedrigem Gebälk, welche als Wohn-, Arbeits- und Speisezimmer benutzt wird. Ist nun der Winter da, der Raum durch die Spinnräder für Großvater, Großmutter, Mann und Frau, Sohn und Tochter, Knecht und Magd besetzt, ist daneben schon der Webestuhl (der für den Sommer aus der Stube entfernt wird) aufgestellt, so sieht sich der Eintretende oft vergebens nach einem freien Platze um, und man begreift nicht, wie sich soviel Leute darin bewegen können, wenn nicht eben der Grundsatz hier zur Geltung käme still zu sitzen und zu arbeiten, zu spinnen, zu spulen und zu weben. Diesen seinen Wohnraum nennt der Wende „de Döns" und auf die Frage „Wu is Vader? (Wo ist Vater?) erhält man die Antwort: „he his hin Döns" (Er ist in der Stube.) Rechts oder links vom Eingang in der Stube, je nach Einrichtung der Baulichkeiten, ist ein kleiner Raum, eine Vertiefung in der Wand, eben nur dazu gemacht um ein zweischläfriges Bett für die Ehegatten aufzumachen. Dieser Raum heißt die „Butze", und kann entweder wie ein Schrank durch Thüren verschlossen, oder durch bedruckte, linnene Gardinen verhängt werden. Denkt man sich nun einen langen eichenen oder tannenen Tisch, braun angestrichen, derb und naturwüchsig; zu beiden Langseiten Bänke in eben derselben Ausstattung; einige Holzschemel im alten deutschen Naturstiele; auf dem Brette an der Wand eine Bibel, ein Gesangbuch und ein Katechismus, auch einige vergoldete für höhere Feste und für vornehmere Gäste bestimmte, vom Lumpensammler eingetauschte Tassen, vielleicht auch einen irdenen Krug, um den Durst des Wenden

mit Halbbier zu löschen, so ist das Bild einer wendischen Bauernstube fertig. — Ist das Vieh im Allgemeinen mit den Hausbewohnern unter einem Dache, so sind doch die Schweineställe getrennt, und befinden sich isolirt auf dem Hofe. Der Backofen ist entweder ein runder Feldofen, nach polizeilichen Vorschriften weit genug vom Hause entfernt, oder er befindet sich in einem eigens dazu bestimmten Hintergebäude. Kein Schornstein ist da um dem Rauch-Ausgang zu verschaffen, und Balken, Wände und Thüren, selbst die Außenseite des Hauses haben die schwarze Sottkruste und den brandigen Geruch angenommen, den eine jahrelange tägliche Räucherung allen beweglichen und unbeweglichen Gegenständen im Laufe der Zeit geben muß.

Das ist die Beschreibung eines alten wendischen Bauernhauses. Jetzt aber in neuerer Zeit hat die Kultur vielfach eine Aenderung zur größeren Bequemlichkeit und Reinlichkeit vorgenommen. Da sind die Wohnräume schon durch eine Zwischenwand von der großen Diele und den Viehständen getrennt. Es sind die Pferdeställe gewöhnlich aus dem Wohnhause in das Nebengebäude verlegt. Eine große geräumige Küche, selbst ein Keller für die Milchwirthschaft und für die Wintervorräthe ist vorhanden. Neben der großen Stube befindet sich eine kleine, für Festlichkeiten und für Gäste bestimmt und mit Luxusmöbeln, als einem Sopha, gepolsterten Stühlen und dergleichen ausgestattet. Der Rauch nimmt seinen Weg durch den Schornstein. Mägde-, Knechte- und Geschirrkammer, sowie abgesperrte Kornböden sind eingerichtet. — Von der Bedachung mit Stroh kann sich der Wende aber immer noch nicht trennen, selbst nach den durch wiederholte Brände erfolgten vielfachen Neubauten sieht man wenig Ziegeldächer.

III.

Wer sich die Gestalt des Wenden nach Begriffen der Körperbildung von Völkerschaften mongolischer Race vorstellt, eng und schief geschlitzte Augen, Stumpfnasen, weit hervortretende Backenknochen, und sonstige, nicht eben die Schönheit der Gesichtsbildung bestimmende Eigenschaften auch bei den Wenden voraussetzt, der ist durchaus im Irrthume, und wird seine unrichtigen Ansichten von diesem Menschenschlage ändern und berichtigen, wenn er Gelegenheit hat oder nimmt, mit eigenen Augen zu sehen, und den Wenden in seinem Gebiete aufsucht. — Seiner Körperkonstitution nach ist der Wende durchweg stark gebauet, sehnig und markig. Man trifft vielfach große Hünengestalten unter diesem Volke, die auch der alten preußischen Grenadiergarde zur Ehre gereicht hätten, wie denn noch heute diese Gegend alljährlich ihr Kontingent für die größten oder vielmehr die längsten aller Soldaten unseres Königreiches, die Grenadiere, liefert. Wo der Wende aber auch nicht durch seine Länge glänzt, da ist er von kräftiger, untersetzter, breitschultiger Statur, ein strammer Kerl, derb und fest, der an Strapatzen gewöhnt, die Mühseligkeiten und Beschwerden eines forcirten Marsches ertragen kann, und den daher die Aushebungs-Kommission gern in die Reihen der Rekruten stellt. Der Wende hat als Soldat seinen Ruf stets bewährt, und es bringt heute noch Freude die wenigen übrig gebliebenen Veteranen zu sehen, die mit ihrer eisernen Natur allen Gefahren trotzten, und sich unter der englisch-deutschen Legion aus dem heißen Spanien, aus Sicilien und von den Schlachtfeldern Deutschlands wohlverdiente Lorbeeren holten. — Die Wechselwirkungen des Klimas und die schädlichen Einflüsse ungünstiger Temperaturverhältnisse treten an den festen Körper des Wenden weniger heran als bei den Angehörigen anderer Völkerschaften. So sind die angrenzenden Altmärker und die Bewohner der Lüneburger Haide von viel geringerer Körperkraft, von viel weniger Ausdauer und von viel größerer Hinfälligkeit als der Wende. Dieser Unterschied kommt recht augenscheinlich zur Geltung, wenn

sie im Verkehr oder bei Festlichkeiten neben einander zu stehen kommen. In Folge seiner Körperkraft macht sich der Wende mit seiner Courage gern breit. Stark und robust wie er ist, schätzt er die Eindrücke der Faust nach eigenem Maaßstabe und nicht von so starker Wirkung, wie sie in der That sind, oder setzt bei seinem Gegner eine gleiche unempfängliche Haut voraus. Manche hübsche Anekdote wird uns in dieser Hinsicht erzählt und aus glaubwürdigem Munde verbürgt. Vor dem großen Brande in Lüchow, also vor 1811, wo die Straßen noch eng und krumm waren, so daß bei dem lebhaften Verkehre der Markttage in der Stadt leicht und oft ein großes Gedränge und eine förmliche Wagenburg entstand, geriethen ein preußischer und ein wendischer Bauer mit ihrem Gespann in einander. Ein solcher Knäuel war dann, da vorn die Wagen hemmten und hinten nachdrängten, schwer zu lösen. Geduld ist eben nicht die Sache des Wenden und der Held unserer Geschichte kam denn auch bald mit seinem preußischen Nachbarn dergestalt zusammen, daß man zu Thätlichkeiten überging. Zur Leiterstütze greifend, versetzte unser Wende seinem Gegner einen derben Schlag auf den Kopf, daß dieser betäubt, für todt geltend, weggetragen wurde. Auf der Stelle festgenommen und vor Gericht geführt versetzte der Attentäter auf die Frage des Amtmannes: „Aber wie kann er den Mann so schlagen, daß derselbe auf der Stelle seinen Tod haben kann?" ganz ruhig: „err hammann datt äft hick nigg glövt, datt preißsch Kärl sönn swach Kopp att!" (Ach Herr Amtmann, das hätte ich nicht geglaubt, daß der preußische Kerl solchen schwachen Kopf hätte.)

Die Gesichtszüge des Mannes sind gewöhnlicher Art, und gleich dem Gepräge der coursirenden Münzen nach einem Schnitt und Stempel gemacht. Besondere Schönheiten, edle Profile, und alle die Einzelheiten an der Stirne, am Auge, an den Brauen, an der Nase, am Munde, an dem Kinne, oder wo sie sonst die Dichter suchen und preisen, fehlen beim wendischen Jünglinge und Manne ganz, der sich auch daraus wenig macht, und wenn er eitel ist, diese Eitelkeit mehr äußerlich in seiner Kleidung zu zeigen sucht. Helle, blaue oder graue Augen sind vorherrschend, seltener findet man braune und noch weniger ganz dunkle, schwarze. Das glatte, straffe, dicke Haar ist durchgehends blond, häufig auch braun, selten schwarz. Hohe Denkerstirnen findet man nicht, im Gegentheil ist die Stirne überaus niedrig. Ein starker Bartwuchs tritt allgemein nicht auf, und diese Zierde des Mannes wird auch vom Wenden wenig geliebt und gepflegt. Sein Gang ist zwar energisch, doch schlotterig und ohne Würde; man sieht es der Bewegung der Glieder an, daß sie im harten Joche der Arbeit stehen. — Ein solches Bild unseres Wenden zeigt uns also keineswegs einen Adonis, und ist eben nicht gerade verlockend Gefühle der Liebe zu entflammen. Aber da die wendische Maid keine Veranlassung zu Vergleichungen hat, nimmt sie ihren strammen Jungen eben wie er ist, und gewohnt mit ihm umzugehen, lernt sie im Laufe der Zeit gewiß Eigenschaften an ihm kennen, die für die Mängel in der Gesichtsbildung Ersatz geben.

Anmuthiger ist das Bild eines wendischen Mädchens, und die schmucke Gestalt wird dabei durch eine malerische Tracht vortheilhaft gehoben. Der Kopf mit dem nach hinten zurückgekämmten, und hier in einem Knauf zusammengehaltenen Haare zeigt uns einen feinen, weißen Teint, auf welchen die Wendinnen sehr eitel sind, und den sie sorgfältig bei ihren Feldarbeiten und auf Wanderungen gegen die Gluth der Sonnenstrahlen schützen. Die Züge, ohne gerade edel zu sein, sind regelmäßig, die Wangen rosig, und das Gesicht zeigt überhaupt jene Frische und gesunde Lebensfarbe, die uns angenehm fesseln kann. Der Körper ist durchgehends schlank, ebenso die Taille, die Hüften breit, der Arm voll und nerbig. Kleine

zarte Füße kommen und können nicht vorkommen, da die Wenden schon in ihrer Jugend dieselben durch Baarfußlaufen breit treten. Dabei ist ihr Gang ungraziös, bald langsam schlenkernd, bald ungestüm und flüchtig strebend. Die blonde Farbe des Haares ist vorherrschend, wenn sich auch viele Brünetten finden. Wie die Farbe des Haares ist die der Augen meist hell, blau oder grau, mitunter auch hell- oder dunkelbraun.

Was die Kleidung anbetrifft, so hat der Wende die helle, bunte Tracht aus dem Morgen mitgebracht und hat diese bis auf neuere Zeit nicht durch die düstere Tracht des Abends gemodelt. Grelle Farben, namentlich das Roth spielen eine Hauptrolle, und schmücken ihn vielfach. Bei der durchgehends nach französischer Sitte geformten Kleidung unseres civilisirten Europas behauptet er daher immer noch eine Ausnahmestellung.

Der Verbrauch von Kleidungsstoffen ist in dieser Gegend ein großer, nicht eben allein in Luxusartikeln, sondern auch in Stücken der Werktagskleidung, welche trotz ihrer Dauerhaftigkeit durch schwere Arbeit schnell abgenutzt wird. Rechnet man nun die dichte Bevölkerung hinzu, so ist dies der Grund, warum der Lumpensammler hier sein Eldorado findet. Der Verbrauch an Hauslinnen ist bedeutend, und verschlingt einen großen Theil der jährlichen Linnen-Production; Knecht und Magd erhalten eine gewisse Quantität davon, welche mit zur Löhnung gehört. Die Wollenstoffe für Arbeits- und Alltagskleider werden fast durchgängig in der Familie selbst gewebt. Sehr beliebt ist das sogenannte „Beierwand" (Beiderwand), ein Gewebe aus Flachs und Wolle. Alle diese Stoffe, linnene sowohl wie wollene, färbt der Färber in der Stadt in einem, dem Wendlande eigenthümlichen Grundton, und bedruckt sie mit den hier gängigen und beliebten Mustern. Früher sah man die Männer bei ihrer Arbeit in Jacken von Beiderwand, schwarz und roth, oder schwarz und grün gestreift; diese Tracht hat aber der Jacke oder dem Rocke aus Dreikamm, schwarz oder dunkelblau gehalten, weichen müssen. Die baumwollene Zipfelmütze, blau mit weißen Streifen, ist durch die Tuchkappe oder den runden Filzhut verdrängt; im Sommer lieben es die jungen Leute ihren Kopf mit einem Strohhut zu bedecken. Die Festtracht des Wenden ist der lange, dunkle, sogenannte „Kirchrock", aus feinem, nicht selbstgewebten Tuchstoffe, ein gleiches Beinkleid, und der unkleidsame, hohe französische Cylinderhut, für unsere Bauern in einer festen, eigenen Form vorkommend, hoch, oben beträglich breiter als unten, mit einem in wunderbarer Linie gebogenen Rande. — Geht der Wende nicht baarfuß, so trägt er bei häuslichen Verrichtungen die sogenannten Holzpantoffeln, wohl zu unterscheiden von den Holzschuhen in der Stadischen Marsch und im Osnabrück'schen; nur die Sohle ist von Holz und der vordere Theil hat ebendieselbe Lederhülle wie beim gewöhnlichen Pantoffel. In neuerer Zeit ist die Unsitte aufgekommen, daß Frauen und Kinder ohne Unterfußzeug, ja wohl gar mit nackten Füßen sich der Gummischuhe bedienen. — In einem kleinen Theil der Aemter Lüchow und Dannenberg, und in einem großen Theile des Amtes Gartow tragen die Männer bei ihrer Arbeit und auf Wegen des Berufes, auch wohl aus Gewohnheit in ihrer Häuslichkeit weiße linnene Schürzen. Man sieht sie selbst damit fahrend oder reitend, hoch zu Roß, und dies Bild ist allerdings eigenthümlicher Art. Da nun der Wende alles haßt, was ihm bei der Arbeit irgendwie hinderlich sein könnte, und auch diese Sitte in der Mitte des Wendlandes gar nicht vorkommt so hat man höchst voreilig geurtheilt, die Bewohner dieser Gegend müßten einem anderen Stamme als den Wenden, etwa den Sachsen angehören. Diese letzteren werden sich aber eben so gut gegen den Schürzendienst sträuben, wie sie sich vielfach sträuben würden, wollte man sie Wenden nennen. Die Sache findet aber anderweitig ihre ganz natur-

gemäße Lösung. Alle diese schürzentragenden Landbewohner haben starken Waldbau; sie beschäftigen sich alle ohne Ausnahme mit der Zubereitung des Nadelholzes zu Bauholz, Latten und Brettern. Diese Arbeit würde des quillenden Harzes wegen, den die Tannenhölzer führen, nicht allein die Kleidungsstücke bald ruiniren, sondern auch durch das Klebrige des Harzes eine thätige Arbeit stören. Zum Schutz gegen diesen Harz dienen die Schürzen. Da nun das Holz aber nicht allein gefällt, gesägt und gespalten, sondern auch verfahren werden muß, so ist nichts natürlicher, als daß auch beim Gespann der Wende dieser Gegend sein Schutzmittel behält, daß er es selbst beim Abladen auf seinem Gehöfte trägt; aus Gewohnheit, oder weil er es doch bald wieder anlegen muß, bei anderen Verrichtungen nicht ablegt, und schließlich damit hoch zu Roß erscheint.

Ist die Kleidung beim männlichen Geschlechte des Wenden nach dargebrachter Schilderung höchst einfach, so ist sie bei den wendischen Frauen um so luxuriöser. Wenn auch in der Arbeitstracht der Rock von selbstgewebtem Beiderwand, die Schürze von selbst verfertigtem Linnen, so ist doch die Festtracht so kostspielig, daß der knickerige Wende bei Einkäufen für die Töchter tief in den Säckel greifen muß. Da ist einmal der Rock und das Mieder von feinstem Tuche, dann die breite, in allen Farben spielende seidene Schürze, welche fast den ganzen untern Theil des Körpers umgibt, und ferner das große, gleichfalls seidene Tuch, was auf dem Rücken in unzählige Falten zusammengespendelt wird. Das alles kostet an sich schon ein kleines Kapital. Ueber das erwähnte seidene Tuch sitzt um den Hals lagernd, die „Fraise“ welche aus mehrfach übereinander fallenden Tüllkragen besteht. Die „Timpmützen“ in blendend rothen Farben sind im Boden mit Goldschmuck und unechten Steinen verziert; hinten von dieser Mütze fällt eine riesige Schleife in gleichfalls hochrothen Bändern auf den Nacken. Silberne, jetzt vergoldete, auch wohl ganz goldene Ohrringe in Kegelform, die Spitze nach oben, zieren als Gehänge das Ohr, eine silberne Kette oder ein Kreuz den Hals. Ein feines, mit Spitzen besetztes Taschentuch mit dem Namen der holden Wendin in Roth oder in Goldperlen eingenäht, vollendet den Anzug. Betrachtet man nun ein solches wendisches Mädchen im Festschmucke, wie unsere Titelvignette sie unserem Leser im Bilde vorführt, so ist dies eine höchst eigenthümliche und anziehende Erscheinung, namentlich für die Bewohner der Gegenden, wo die Nationaltrachten längst zu Grunde gegangen sind, oder in der Kleidung höchstens noch die Zwittergestalt von Dorf und Stadt hervortritt. — Die höchste Festtracht als Kopfschmuck ist die vielgerühmte „goldene Mütze“, eine Kopfbedeckung, ähnlich wie die vorhin beschriebene, nur daß der Stoff ganz aus Goldgewebe besteht und daher begreiflicherweise ein sehr theures Stück bei der Ausstattung ausmacht. Als Frau trägt die Wendin im Winter einen großen, dunklen Tuchmantel der seine 20 Thlr. und mehr kostet. In alter Zeit trugen die Frauen Mäntel von Kattun, und unser Gewährsmann sagt: „sie reichten bis zum Ellbogen,“ doch wagten die glücklichen Besitzerinnen selbige nicht im Dorfe zu tragen um nicht für hoffärtig zu gelten. — Wir haben oben erwähnt, daß die wendischen Mädchen sehr eitel auf ihren Teint sind, und für diesen alle Fürsorge tragen. Zum Schutze dieses Teints gibt es nun eine Papprolle von circa 18 Zoll Länge, welche in Arbeitstracht mit einem blau und weiß bedruckten Tuche derart überspannt und festgespendelt wird, daß der hintere Theil frei über den Nacken fällt, die beiden Vorderzipfel aber unter dem Halse zusammengesteckt werden können. Eine solche Schutzröhre, die quer über den Kopf gestülpt wird, also in der Richtung der Nase fortläuft, heißt das „Kopftuch.“ Als Festtracht hatte man früher in eben derselben Form Hüte von Stroh, welche an den beiden Seiten mit bunten seidenen Rosetten,

dicht bei dicht, Rosette auf Rosette, auch wohl mit künstlichen Blumen, Flittern und Kantillen besetzt waren. Jetzt nimmt man, will man im höchsten Staate erscheinen, über die erwähnte Papprolle ein Zitztuch, gewöhnlich lila und klein geblümt. Ueber den Nacken fällt dann ein feines, weißes Battisttuch, in dem Zipfel, welcher auf den Rücken zu fallen kommt, ist der Name der Besitzerin eingestickt. Diese Tracht macht sich durchaus sauber und kleidsam. — Regenschirme kannte man früher bei den Landleuten nicht, jetzt sind sie in jeder Familie heimisch. Die wendischen Mädchen benutzen sie als En-tous-cas, mehr wohl gegen die Sonne als gegen den Regen; dieser Regenschirm ist daher auch ihr unzertrennlicher Begleiter.

Kommen wir auf die leibliche Ernährung des Wenden, so ist er im Konsum sehr stark, wenngleich den überspannten Begriffen widersprochen werden muß, die man sich auswärts in Hinsicht auf die ungeheure Thätigkeit seiner Verdauungswerkzeuge macht. Man hat die Wenden abgebildet, wie ihrer zwei einen Schinken und ein Hausbackenbrod vor sich auf dem Tische liegend, und ein Faß Bier, Knie gegen Knie gestemmt, auf dem Schooße haben. Wir mußten schon früher den Sinn, und eine zu weit gehende Ausführung dieses Bildes auswärtigen Freunden und Bekannten gegenüber entschieden in Abrede nehmen, und können dies hier nur wiederholen. Es hat bei allen Völkerstämmen notorische Fresser gegeben, und es gibt heute noch solche. Diese bedauerlichen Subjekte befinden sich aber in einem krankhaften Zustande, und können nie satt werden. Es mag also vorgekommen sein, daß ein Wende eine ganze gebratene Gans, einen Kalbsbraten oder, wie in neuerer Zeit 5 Pfund Sülze vertilgt hat, das sind aber Ausnahmen, die anderswo eben so gut spielen können und spielen wie hier. Dabei wollen wir den gesunden Appetit unserer Wenden keineswegs in Abrede nehmen, finden dies jedoch nur höchst naturgemäß, denn bei starker Körperkonstitution und bei einer Arbeitsthätigkeit, wie sie im gleichen Maaßstabe wohl nirgend vorkommt, muß man der Erhaltung der Maschine wohl größere Rationen zusprechen als unter gewöhnlichen Verhältnissen. Zugegeben, der Wende konsumire stark, so ist **der** Umstand immerhin ein glücklicher, — daß er es auch hat, also kann — und daß uns nie Bilder des Hungers und Jammers vor Augen geführt werden, wie man sie aus Schlesien, aus dem Erzgebirge oder selbst vom Harze, aus dem Eichsfelde schildert.

Ist die Kost des Wenden derb, so ist er, was die Feinheit der Küche anbetrifft, weit zurück. Gemüse wurden früher gar nicht gebauet, und man verstand sie auch nicht zu bereiten. Erst in neuerer Zeit ist mit der Einrichtung von Gemüsegärten der Anfang gemacht und wir finden darin schon den Kopfsalat, ja selbst Gurken. Ehedem, bevor die Kartoffel ins Land kam, und als noch nicht der Kaffe seine jetzige, viel zu hohe und übertriebene Stellung unter den Nahrungsmitteln einnahm, war der braune Kohl das Leibgericht der Wenden. Am Sonntage gekocht, soll er aufgewärmt durch die ganze Woche als Frühgericht gedient haben. Erbsen, Bohnen und Linsen, deren Nahrungswerth hoffentlich bald wieder zur Anerkennung kommen wird, hatten auf dem Tische des alten Wenden die vollste Berechtigung. Jetzt ist die Kartoffel in erste Linie getreten, sie fehlt keinen Abend als „Pellkartoffel" in der bescheidenen Begleitung eines gesalzenen Herings oder des gebratenen Specks. Auch heute noch werden sie an vielen Stellen ohne viele Ceremonien auf den Tisch geschüttet, wo sie einen großen Haufen bilden, um welchen sich Alt und Jung gruppirt, den Hering in der Hand, oder die Kartoffeln in ein und denselben Napf mit Fett stippend. — In seiner Lebensweise ist der Wende höchst unregelmäßig. Erlaubt es die Fülle der Arbeit nicht, große Vorbereitungen zu machen, genießt er was

eben vorliegt, um dann wieder bei Erntefesten, Hochzeiten und Kindtaufen zu schwelgen. Bei solchen Gelegenheiten fehlt es nie an einem zum Brechen vollen Tisch, und die Speisen werden in einer wundervollen Zusammenstellung aufgetragen. Da steht gekochter Schinken neben einer Schöpsenkeule, ein Kalbsbraten in einem Meer von Butter schwimmend, Schweinebraten, Sülze und Wurst aller Art; gekochter Reis neben weißen Bohnen, gekochte trockene Zwetschen neben kaltem, vielleicht gestern oder noch früher bereiteten Sauerkohl. Das Saure und Pikante darf nicht fehlen, das beliebte „Gälsuer" (eine Art von saurer Sauce) und der Meerrettig finden namentlich Liebhaber, da sie den Appetit anregen. — Hat man neben Messer auch Gabeln, so arbeitet der Wende lieber, fast einzig mit dem Messer, und nimmt bei weniger konsistenten Speisen eher zum Löffel seine Zuflucht. — Weißbrod ist fast immer im Hause. Von dem schönen, geschätzten wendischen Weizen wird ein guter Theil in der eigenen Haushaltung konsumirt, und bei Bereitung des Flachses, namentlich in der sogenannten „Schwingeköst" (Reinigen des Flachses mit der Schwinge, wo zahlreiche Hände zugezogen werden um diese Prozedur in möglichst kurzer Zeit, mindestens innerhalb einiger Tage zu beenden) geht viel auf. Selbst beim Spinnen im Winter, wo das doppelhändige Rad sich bis in die späte Nacht hinein dreht, hält man es für nöthig einen Imbiß, die sogenannte „Nachtköst" zu nehmen.

Die Bereitung des Meths und des Biers war hier früh, schon im grauen Alterthume im Schwunge. Ersterer wird auch noch jetzt in einzelnen Gegenden, namentlich da, wo die Bienenzucht von irgend hervorragender Bedeutung ist, vorgenommen, und das Produkt dieser Erzeugung bei festlichen Gelegenheiten getrunken, obgleich dieses alterthümliche Getränk dem Geschmacke der Neuzeit nicht mehr entsprechen will. Der Konsum von Bier ist dagegen noch immer groß. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Festen werden bedeutende Quantitäten davon vertilgt. Es ist dies Bier, was in den Städten des Wendlandes gebraut wird, ein süßes, braunes, sogenanntes Dickbier, welches bei unvollkommener Gährung ein Zusprechen des Schnappsglases erforderlich macht, und der Klare, der Spiritus der wendischen Kartoffel oder des wendischen Roggens — hilft die Aufgeblasenheit des Leibes überwinden. Ist nicht zu leugnen, daß der Genuß spirituöser Getränke hier ein großer ist, so kommt doch viehische Trunkenheit wenig, von Jahr zu Jahr weniger vor, und eine sich hebende Sitte stellt immer mehr das Maaß hin, was inne zu halten ist. Notorische Säufer werden sich jetzt hier in keiner verhältnißmäßig größeren Zahl finden als anderswo. In dieser Hinsicht zeichnet sich der Wende der Neuzeit rühmlichst vor seinen Vorfahren aus. Von diesen Vorfahren wird erzählt, daß in Bülitz die Bauern ihr ganzes Bauernholz „Grummode" genannt durch die Kehle gejagt haben. — In neuerer Zeit hat der Wende auch Genuß am Lagerbier, trifft man dasselbe in den Dorfschenken bis jetzt nur vereinzelt an, so deutet doch alles darauf hin, daß diesem gesunden Getränke auch hier eine bedeutende Zukunft in Aussicht steht. — Bei der weiblichen Bevölkerung findet der Kaffe die höchste Verehrung. Sein Konsum nimmt von Jahr zu Jahr zu, und er wird zu allen Tageszeiten getrunken. Der Kaffetopf kommt in den Wintertagen nicht von der Wärmplatte des alten, ehrwürdigen Kachelofens herunter, und im Sommer bei irgend eiliger Arbeit werden häufig dem Kaffe zu Liebe die regelrechten Mahlzeiten ausgesetzt, und die Lücken mit Mokka oder einem Gebräu brüderlicher Verwandtschaft ausgefüllt. Kaffe und immer wieder Kaffe ist das Losungswort der wendischen Weiber, ihm gehört ihre abgöttische Verehrung, und in Form einer Kaffemühle thront ihr oberster Götze auf dem Hausaltar, und gibt durch sein Knarren und Kreischen zu erkennen, daß das

Opfer bereitet wird. — In neuerer Zeit fängt man aus Nachahmungssucht auch schon an Thee zu trinken, in wieweit dies Getränk die Wenden für sich gewinnen wird, muß erst die Zeit lehren.

So kräftig der Wende seiner Natur nach ist, so zusagend dem Körper im Allgemeinen die Ernährungsweise dieses Volkes sein muß, so wenig finden wir, daß dieser Menschenschlag im Stande ist sich auf längere Zeit zu konserviren. Durchgehends werden beide Geschlechter hier früh alt und hinfällig, so daß man einen Greis oder eine Matrone von fester, würdevoller Haltung selten findet. Desto mehr kommen bei älteren Leuten die durch Rheumatismus gekrümmten und verrenkten Glieder vor. Dieser Umstand ist einer übermäßigen Körperarbeit zuzuschreiben, die zwar anfänglich die Muskeln stärkt und härtet, sie aber doch schließlich, wenn die Jahre kommen, in ihrer ewigen und ununterbrochenen Anspannung schlaff werden läßt, und ihnen jene Elastizität nimmt, die nur ein mäßiger und weiser Gebrauch der Glieder uns bis in ein spätes Alter bewahren kann. — So ein liebliches Bild in seiner vollen Frische uns ein wendisches Bauermädchen gibt, so wenig Reize hat oder behält eine Frau. Mit der Heirath scheint das Geschick erfüllt, die Bestimmung ist erreicht, und diese Bestimmung ist keine andere als für leibliches Wohl, für äußere Glücksgüter, bei der heißen Sonnengluth im Felde, unter den Sorgen des Hauses zu schaffen, immer zu schaffen, ohne Maaß und Ziel, ohne erquickende Ruhe. Man fängt an viel weniger auf sich zu halten, der früher ängstlich bewahrte Teint bräunt sich schnell, die Züge werden matt, welk und hart.

Diese Indifferente hat aber auch schon sehr früh einen siechen Körper zu tragen. Es ist nicht allein die anstrengende Feldarbeit, welche auf die Gesundheit wirkt, denn wenn auch der Schweiß die perlenden Tropfen auf die Stirn wirft, eine gesunde Luft, und eine freie Bewegung gleichen vieles wieder aus. Es ist vielmehr die schwere Arbeit der Flachsbereitung und der Linnenfabrikation, welche die Gesundheit untergräbt. Stundenlang müssen die Frauen beim Rotten des Flachses bis zum Oberkörper im Wasser stehen, das Gesicht von der Anstrengung glühend geröthet, der untere Körpertheil kalt und eisig, daß schon die Vorboten des Fiebers durch die Glieder schauern. Und dann das Spinnen, und mehr noch das Weben im niedrigen Raume, bei qualmender Lampe, in die lange öde Winternacht hinein, und oft schon bei keuchender Brust. Ferner die Heuernte, wenn die Wasserfluthen Fluren und Wiesen überschwemmen, so das das Gras fast im nackten Zustande und mit einer Anstrengung und Aufopferung, als gelte es Menschenleben zu retten, aus dem nassen Wassergrabe aus den überschwemmten Niederungen der Jeetzel und Dumme geholt werden muß. Dies alles trägt dazu bei den Keim des Todes schon früh zu legen, und dem Wenden bald die zweite, auch wohl dritte Gattin ins Haus zu führen. — Das Uebel der Magenkrämpfe tritt hier höchst allgemein auf, und wird durch Unwissenheit redlich verschlimmert, indem man den geschwächten Organen Kaffe und immer Kaffe als einziges Nahrungsmittel reicht, denn es heißt in den ewigen Klageliedern der wendischen Frauen „Hach hik kann niks mehr verdragen, has heen bäten Kaffi" (Ach ich kann nichts mehr vertragen als ein Bischen Kaffe). Dabei ist der Wende wenig um ärztliche Hülfe besorgt, und erst meist dann, wenn der Todesengel bereits die Hand nach seinem Opfer ausgestreckt hat, zieht man den Arzt zu Rathe. Desto mehr hält man auf Quacksalbereien, Wunderkuren, Lebenselixire, Sympathien und altem Weibergewäsch, das oft den größten Unsinn, allen Gesetzen der Natur und einer vernünftigen Heilkunst widersprechende Mittel, empfiehlt. Anerkannt muß indessen werden, daß in neuester Zeit die Hülfe eines erfahrenen Arztes immer mehr bei schweren Krankheiten in Anspruch genommen wird

und zu hoffen ist, daß die Quacksalbereien immer mehr abnehmen.

IV.

Die wendische Sprache hat sich hier durch lange Zeit erhalten, und ist erst im vorigen Jahrhunderte, wo von Seiten der Regierung ernstlich auf die Kultivirung und Germanisirung der Wenden hingearbeitet wurde, zu Grunde gegangen. Es liegt die Zeit gar noch nicht allzufern, wo in den Kirchen zuerst deutsch, statt wendisch gepredigt worden. Einzelne Bauern sollen das Wendische, — jedoch wohl ohne Gedankenzusammenhang, also nur wörterweise — noch im Anfange dieses Jahrhunderts haben reden können. Gewiß und leicht nachzuweisen ist es, daß die wendische Sprache zuletzt schon viel Ideome plattdeutscher Mundart führte. Dagegen hat wiederum die jetzige niederdeutsche Sprache unserer Wenden häufig Wörter, die ihrer Abstammung nach wendisch sind. Führen wir hier einige an. — Drawehn, womit man den bekannten wendischen Bezirk bezeichnet, stammt von Drawa, Holz. Drawehn heißt daher so viel wie waldige Gegend, wie denn in alten Zeiten dieser Strich auch wild und wüste, und von dichten Waldungen bestanden gewesen ist. Andere Nachrichten behaupten Drawehn bedeute soviel als 3 Fahnen, und führen dies dahin aus, daß die Vorfahren unserer Wenden von einem Riesen geschlagen worden, und sich bis in diese Gegend geflüchtet haben. Es sind ihrer nur 3 Fähnlein übrig geblieben. Die eine Fahne soll noch in der Kirche zu Zeetze aufbewahrt sein, wahrscheinlicher Weise stammt dieselbe jedoch aus den katholischen Zeiten, wo sie bei Prozessionen benutzt wurde. Die alte Tradition erläutert nun weiter: Das wendische terre heiße drei, und Fähn, Fahne. Aus der Zusammensetzung und schnellen Aussprache dieser Wörter laute nun Träfehn — Drawehn hervor.

Koreitz bedeutet so viel als eine Vorstadt; Punkeveitz, ein Geschenk, eine Zugabe; Poleitzky, eine kleine Kruke; Töterneitz, ein Blasinstrument; Zinterneitz, ein Beil; Paggeleitz, ein Weißbrod in Hufeisenform; Leineitz, ein Webekamm; Döns, eine Stube; Butz, eine Schlafstelle; Schück, ein Berg; Pinkelneitz, eine Schaufel; Muleitzen, Himbeeren; Gungelneitz, eine Violine; Klinkerneitz, ein Geldbeutel; preutz, privativ; Pomöhs, Bodenraum über den Wohnräumen; dwelken, schwarz färben; Drawainji, Waldbewohner; Poleini, Feldbewohner; Criwitzi, Sumpfbewohner; Luca, Wiese; Gain, Hain. Und so gibt es noch manche Wörter, entweder rein wendisch oder wendischer Abstammung, die in die hiesige plattdeutsche Sprache gekommen sind, und gewiß sich noch lange darin erhalten werden. — Lüchow hieß auf Wendisch Ljauchi; Dannenberg, Weidars; Hitzacker, Liantzji; Wustrow, Wustruw; Bergen, Tjorska; Clenze, Clonzka; Salzwedel, Lôsdit. — Noch jetzt liebt es der Wende in seiner Aussprache manche deutsche Wörter mit slavischen Endungen zu versehen, so sagt er z. B. wenn er ein kleines Brod bezeichnen will „Brötky", einen kleinen Topf „Pöttky".

Ein durch den Pastor C. Hennings zu Wustrow, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, und viel über wendische Sprache geschrieben und veröffentlicht hat, auf uns gekommenes wendisches „Vater unser" lautet:

Nôs hôlya wader ta toy chiss wa nebisg'ay. Sjunta woarda tugi geima. Tia rik komma. Tia willya ssching'ot koke nebisg'ay, kok kak no Sime. Nôessi wisse danneissna Stgeiba doy nam dans. Un wittedoy nom nösse ggreîs tak moy witte dogime nossem gresnarim. Ny bring goy nôs ka warsikônge. Tay lôso'ay n'os wit wissokak. Chundak.

Eine wendische Beichte vom Magister

Caspar Wehling, der vor etwa 200 Jahren lebte, und der erste deutsche Prediger zu Bülitz war, auch wie die Kronik sagt viele Verfolgung auszustehen gehabt hat, ist gleichfalls auf uns gekommen. Sie lautet:

Eita nossi, tang toy bist en neby, vijenta, tija geyry kommoja tija Ritje, tija wilja blyoye kock en neby, un schenkot nossi Weinecker, kock wie schenket nossy weinecker, un bringoye nos en weinick, tu Christi wirdje Ritz, schenkot nossi weinecker un bringoye nos nien wersoocke, ssetze die Solva in dina warbot, ti si et blieff to Ritge, ti Mocht un warchene busatz un nagaugki tzu bijos Christ. amen.

Der erwähnte Magister Hennings hat uns auch ein wendisches Lied überliefert, das von den Wenden noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bei ihren Trinkgelagen gesungen worden. Wir lassen dasselbe folgen, indem wir zugleich unsern Lesern die deutsche Uebersetzung geben.

Katü mês Ninka bayt?	Wer soll Braut sein?
Têlka mês Ninka bayt.	Die Eule soll Braut sein.
Têlka rîtzi	Die Eule sprach
Woapak-ka neimo ka dwemo,	Hinwieder zu ihnen den beiden:
Jôs gis wiltga grîsna Sena	Ich bin eine sehr häßliche Frau,
Nemik Ninka bayt,	Kann die Braut nicht sein,
Jôs nemik Ninka bayt.	Ich kann die Braut nicht sein.
Katü mês Santik bayt?	Wer soll Bräutigam sein?
Stresik mês Santik bayt.	Der Zaunkönig soll Bräutigam sein.
Stresik rîtzi	Der Zaunkönig sprach
Woapak-ka neimo ka dwemo:	Hinwieder zu ihnen den beiden:
Jôs gis wiltga mole Tg'aarl,	Ich bin ein sehr kleiner Kerl,
Nemik Santik bayt,	Kann nicht Bräutigam sein,
Jôs nemik Santik bayt.	Ich kann nicht Bräutigam sein.
Katü mês Treibnik bayt?	Wer soll Brautführer sein?
Wôrno mês Treibnik bayt.	Die Krähe soll Brautführer sein.
Wôrno rîtzi	Die Krähe sprach
Woapak-ka neimo ka dwemo:	Hinwieder zu ihnen den beiden:
Jôs gis wiltga tzôrne Tgaarl;	Ich bin ein sehr schwarzer Kerl,
Nemik Treibnik bayt,	Kann nicht der Brautführer sein,
Jôs nemik Treibnik bayt.	Ich kann nicht Brautführer sein.
Katü mês Tgauchgor bayt?	Wer soll der Koch sein?
Wautzka mês Tgauchgor bayt.	Der Wolf soll der Koch sein.
Wautzka rîtzi	Der Wolf sprach
Woapak-ka neimo ka dwemo,	Hinwieder zu ihnen den beiden:
Jôs gis wiltga glupzit Tgaarl;	Ich bin ein sehr tückischer Kerl,
Nemik Tgauchgor bayt,	Kann der Koch nicht sein,
Jôs nemik Tgauchgor bayt.	Ich kann der Koch nicht sein.

Katü mês Czenkir bayt?
Sogans mês Czenkir bayt.
Sogans rîtzi
Woapak-ka neimo ka dwemo:
Jôs gis wiltga dralle Tgaarl,
Nemik Czenkir bayt,
Jôs nemik Czenkir bayt.

Wer soll Schenke sein?
Der Haase soll Schenke sein.
Der Haase sprach
Hinwieder zu ihnen den beiden:
Ich bin ein sehr schneller Kerl,
Kann nicht der Schenke sein,
Ich kann nicht Schenke sein.

Katü mês Spellmann bayt?
Bûtgan mês Spellmann bayt.
Bûtgan rîtzi
Woapak-ka neimo ka dwemo:
Jôs gis wiltga dange Rôäl
Nemik Spellmann bayt,
Jôs nemik Spellmann bayt.

Wer soll Spielmann sein?
Der Storch soll Spielmann sein.
Der Storch sprach
Hinwieder zu ihnen den beiden:
Ich habe einen sehr großen Schnabel
Kann nicht Spielmann sein,
Ich kann nicht Spielmann sein.

Katü mês Teisko bayt?
Leiska mês Teisko bayt.
Leiska rîtzi
Woapak-ka neimo ka dwemo:
Risplasteite miang Peisong
Bungd woassa Teisko:
Bungd woassa Teisko.

Wer soll Tisch sein?
Der Fuchs soll Tisch sein.
Der Fuchs sprach
Hinwider zu ihnen den beiden:
Schlagt von einander meinen Hintersten,
Der sei euer Tisch,
Der sei euer Tisch.

Hierbei ist zu bemerken, daß wenn am Schlusse des Liedes der Fuchs gesprochen hatte, man solle ihm den Hintersten von einander schlagen, alle Gäste anfingen wacker auf den Tisch zu schlagen und zu trommeln. Mit solcher Begleitung wurde das Lied zu Ende gebracht. Bei unserm Gewährsmanne heißt es: Will man es nach der Kunst singen und spielen, so gehören dazu 3 Personen. Die erste Person fragt zum Exempel: Katü mês Ninka bayt? Die andere antwortet: Têlka mês Ninka bayt. Die folgende Zeile: Telka rîtzi woapak-ka neimo ka dwemo singen sie alle drei, und damit es eine gute Harmonie gebe, singt eine Person zwischen dem Diskant und dem Baß eine Mittelstimme. Die Worte aber: Jôs gis wiltga grîsna Sena nemik Ninka bayt muß die dritte Person allein singen, die letzten Worte wieder alle drei.

Was nun die Aussprache im Wendischen anbetrifft, so klingt

c wie das deutsche z,
ê „ „ „ jeh,
s „ „ „ ss, ß,
y wie ein hartes an ü sich annäherndes deutsches i,
z wie ein deutsches s oder französisches z.

Die Dorf- und Ortsnamen im Wendlande sind fast alle aus der wendischen Sprache herzuleiten, wie wir dies gleich weiter unten in einer Aufstellung nachweisen werden. Einzelne Namen stimmen sogar buchstäblich mit dem Stammwort in der Ursprache überein. — Folgende Endungen kommen am häufigsten vor: „ow“ wie in den Ortsnamen: Lüchow, Klennow, Dolgow, Wustrow, Grabow, Boitow, Gartow, Metschow. „in oder ien“ wie in den Dorfnamen: Satemin, Kremlin,

Marlin, Zebbelin, Göttin, Corsin. Die Endung „itz" kommt sehr oft vor, z. B. in Neritz, Güstritz, Bülitz, Meuchefitz, Naulitz, Belitz, Carmitz, Lefitz, Tarmitz, Criwitz. Ferner begegnen wir häufig der Endung „eitz" wie in: Reitz, Reddebeitz, Sarreitz, Nebbereitz, Gureiz, Waddeweitz. Die Endung „anz" wie in: Schlanz, Lanz, Tolstefanz, Gohlefanz. Der Endung „an oder ahn" in Lensian, Schreyjahn, Saggrian, Sallahn. — Merkwürdig ist noch, daß kein Ortsname mit einem Vokal anfängt.

Wir lassen nun eine Zusammenstellung verschiedener wendischer Ortsnamen mit Bestimmung des Ursprunges aus dem Wendischen und Bedeutung im Deutschen folgen.

Lüchow, (Gluchow) undurchdringlicher Ort.
Wustrow, (Wostrow) Insel.
Gartow, (Gardow) befestigter Platz.
Clenze, (Klonsko) Neigung.
Breese, (Breza) Birke.
Breselenz, (Brezjelence) in der Birkenwiese.
Breustian, (Broklen) wilder Epheu.
Redemoißel, (Radomyslj, Radomysl's) Frohsinns-Ort.
Middefeitz, (Medwica) Honigort.
Schmölau, (Smolawa) Theerort.
Sareitz, (Zarecje) Ort hinter dem Flusse — oder Zaria, heiße Stelle.
Sallahn, (Zeljan) grüner Platz.
Witzeetze, (Wyseka oder Wysecje) ausgehauener Platz.
Grabow, (Grabow) Eschenort.
Boitow, (Bytawa) Wohnungsstelle.
Tolstefanz, (Tolsty wans) dicker Bart.
Belitz, (Belica) weiße Stelle.
Maddau, (Medawa) Honigort.
Dommatzen, (Domaci) häuslich.
Reitze, (Recje) Flußort.
Gaddau, (Gadawa) Schlangenort.
Priesseck, (Priseka) angehauener Platz.
Küsten, (Kustno) Gebüschort.
Lübeln, (Lublino) lieber Ort.
Gühlitz, (Golica) kahler Ort.
Guhreitzen, (Goricy) kleine Anhöhen.
Mamoißel, (Mamyslj, Mamysl's), Meinsinn's-Ort.
Serau, (Zeraw) Kranich.
Jabel, (Jablony) Apfelbaum.
Cremlin, (Kremlino) Steinort.
Zeetze, (Secje) gehauener Platz.
Naulitz, (Nowodelicy) neu abgetheilte Plätze.
Nauden, (Nowoden) Neutag.
Gohlefanz, (goly wans) kahler Bart.
Corvin, (Korwino) Kuhplatz.
Dalitz, (Dalica) entfernte Stelle
Bühlitz, (Bolica) große Stelle.
Lukau, (Lukow) Wiesenort.
Köhlen, (Kolno) runder Ort.
Carmitz, (Karmica) Futterstelle.
Pannecke, (Penjki) kleine Baumstämme.
Liepe, (Lipa) Linde.
Nehmitz, (Nemci) Deutsche.
Lanze, (Lanc) Wiesenort.
Lüsen, (Lusino) Hainort.
Plate, (Plot) Zaun.
Tarmitz, (Tarmica) Sägemehlort.
Klennow, (Klenow) Ahornort.
Dolgow, (Dolgow) langer Ort.
Reddebeitz, (Radowici) Rad'sdorf, eigentlich Rad's Nachkommen, (Rad — Mannsname, heißt froh).
Thurau, (Turow) Stierort.
Puttball, (Podwal) Keller.
Trabuhn, (Trawuny) Grasort.
Predöhl, (Predjel) Grenze.
Criwitz, (Kriwica) krumme Stelle.
Schletau, (Schletawa) zusammengeflochtener Ort.
Schmarsau, (Smarzawa) gefrorener Ort.
Lomitz, (Lomica) Ort, wo gebrochen, zerschlagen wurde.
Clautze, (Klucje) eingeschlossener Ort.

Soven, (Sowy) die Eulen.
Sipnitz, (Sypnica) Ort wo ausgestreut wurde.
Siemen, (Zimino) kalte Stelle.
Zadrau, (Sadrawa) schäbige Stelle.
Gedelitz, (Jedlica) kleine Fichte.

Bei den Familiennamen der Wenden finden wir vorwiegend den Namen „Schulz." Da die Beilegung von Familiennamen bei Völkern slavischer Stämme sowohl wie bei sächsischen erst später erfolgte, so ist der Name „Schulz" muthmaßlich von dem Amte eines Dorfschulzen herzuleiten, welches Amt im Laufe der Zeit verschiedene Dorfeinwohner inne hatten, und wonach sie ihren Namen annahmen und beibehielten. Analog mit diesem Falle ist das häufige Auftreten des Namens „Burmester" (von Bauermeister) an der Elbe niederwärts. Als Familiennamen wendischen Ursprungs, welche hier oft vorkommen, können wir unter anderen die Namen: Kabelitz, Wiebelitz, Bausneik, Trybiahn, Schorling, Gramüsch, Janisch, Grebien, Belitz, Thiedeitz, Warratz, Glabbatz, nennen.

In Vornamen begegnet man hier keinem großen Reichthume und keiner besonderen Abwechslung. Bei den Männern sind die Namen Johann (Jan), Joachim (Jochen) und Heinrich (Hinnerk) vorherrschend. Ein Christoph (Kristoffel) kommt auch noch vor, ein Fritz und ein Ludwig schon seltener, einen August, einen Adolph, einen Hermann ꝛc. ꝛc. suchen wir aber vergebens. Eine ähnliche Erscheinung tritt in dem südlichen Theile der angrenzenden Altmark auf, wo fast jeder Bauer „Hans-Jochen" heißt, und welchem Striche daher der spöttelnde Städter den Namen „Hans-Jochen-Winkel" gegeben hat, über welche Herleitung sich mancher grübelnde Sprachforscher lange vergebens den Kopf zerbrach. Man könnte mit gleichem Rechte unser Wendland füglich den „Jan-Jochen-Winkel" nennen. — Eine gleiche Dürftigkeit wie in der Zahl der Männernamen findet man bei den Frauennamen. Beliebte Taufnamen sind: Anna (Anne), Marie (Mare), Elisabeth (Lief'), Dorothea (Dort'), Katharina (Trien'), Margarethe (Gret) und Sophie (Fieck). — Man liebt die Vornamen zusammenzuziehen und erschallt nun die rufende Stimme im Hause oder auf dem Gehöfte, so hört man: „Jan-Jochen", „Jan-Hinnerk", „Jochen-Hinnerk" oder „An-Lies", „An-Trien", „An-Dort", „An-Mare", „Gret-Lies," „Trin-Fiek", „An-Dort-Lies", „An-Dort-Trien" und „An-Dort-Mare".

Die Mundart des Wenden ist jetzt das „entschieden Niederdeutsche" wie es die Bewohner im Osten und Norden der Elbe reden, welches sich von dem „entschieden Westphälischen" im Westen der Weser dadurch unterscheidet, daß die Diphthonge „au" und „ei" in ein langes „o" und langes „e" zusammengezogen werden. So lautet z. B. daß Wort Faut (Fuß) im Wendlande „Foot". Dagegen werden hier wieder Vokale, welche in anderen Gegenden rein lauten, zu Diphthongen gedehnt. Dieß ist besonders der Fall mit dem langen „a" und dem langen „ö" aus welchem „oa" und „oä" werden. — Als eine ganz besondere Eigenthümlichkeit in der Sprache der Wenden verdient hervorgehoben zu werden, daß sie die mit einem „h" beginnenden Wörter stets ohne Asspiration aussprechen, das „h" dagegen bei jedem Worte, welches mit einem Vokal anfängt, gleichsam zum Ersatz wieder hören lassen, z. B.: „Er hammtmannn von Arling his ihr" (Herr Amtmann von Harling ist hier).

V.

Es gibt wohl keinen Völkerstamm, der so verschrieen und schlechter beleumundet ist, als der Stamm der hannoverschen Wenden. Gelte alles zu Recht, was über den Karakter desselben gesagt und geschrieben worden, so stände er auf einer niedrigeren Stufe der Kultur, als die heutigen Baschkiren und andere halbwilde Nationen der

russischen Steppen. Wahr mag es sein, daß die Wenden ihrem Urtypus nach, im Hinblick und im Vergleich zu Stämmen germanischer Abstammung tief standen, und daher von diesen ihren Grenznachbarn mit Verachtung angesehen wurden. Stehen doch heute noch die slavischen Völker nicht auf der Höhe der Bildung, sind sie doch heute noch nicht in ihrem geistigen Leben so weit vorgeschritten, um sich mit den Germanen messen zu können. Ihre Entwickelung liegt noch im Reiche der Zukunft, ihr Geist, und damit ihr Beruf für die Geschichte ringt sich eben erst aus den Windeln zu einem thatkräftigen und gewiß bedeutungsvollen Leben empor. So mag auch unser Wende der Urzeit in dem Bilde der Völkerfamilie eine traurige und häßliche Figur gespielt haben. Die Belege aus Urkunden und traditionellen Ueberlieferungen geben uns vielfache Beweise dafür. Es geht daraus hervor, daß er im Zustande der Aechtung lebte, daß man es für Schande hielt sich fleischlich mit ihm zu vermischen, daß man die Wenden wie Parias behandelte und ihnen das Zusammenleben und Wirken mit der Bevölkerung germanischen Stammes entschieden durch eine Reihe von Jahrhunderten verweigerte. Ein Beschluß des Raths zu Lüneburg vom Jahre 1409 bestimmt: „dat he nur mehr keinen wendischen mann to borgher nehmen wölle, wente dat anders der Stadt to ewigen Vorderunge kommen mochte dorch de dedes untruwe willen." In Uelzen waren die Wenden gleichfalls verpönt. §. 44 einer alten Satzung vom Jahre 1619 sagt wörtlich: „Wenn derfernest auch einige dieser Stad Borgher sich an einige Weiber, so nicht teutscher, sondern wendischer Herkömmniss seien, verheirathen, so will Ew. Rath die Borgere wohlmeintlich gewarnet haben sich dessen zu enthalten, falls sich nun der ein oder ander dem zuwider, sich mit dero gleichen Personen befreunde sollen, so können und sollen dero Kinder, die aus solcher Ehe geboren werden in keine Aemter aufgenommen werden, noch mit einigen dieser Orts üblichen Geburtsbriefen versehen werden." A. C. von Marenholz nennt in seinem Büchlein „ein aus Lust gemaltes Vorbild des Landes Braunschweig-Lüneburg" das Gesetz, wonach man die Wenden in Lüneburg nicht in Zunft und Gilden aufnehmen wollte, ein absurdes. Vermuthlich wird er, 1713 als Geheimrath verstorben, über dessen Abschaffung ausgewesen sein. Diese erfolgte erst 1676 und 1680, obgleich es in einem Rezeß, zwischen dem Stadtrath und der Bürgerschaft zu Lüneburg im Jahre 1570 errichtet, schon viel milder heißt „dass den Wenden, ob sie gleich vor Zeiten der Bürgerschaft verlustig erklärt worden, der Zugang zum Bürgerrechte nicht gänzlich mehr versagt sein solle." In Salzwedel hingegen sind sie schon 1421 zu Bürgern angenommen worden, von Aufnahme in den Stadtrath und in die mehrsten Gilden und Zünfte aber sind ihre Kinder wenigstens bis 1598 ausgeschlossen gewesen.

Alle Geschichtsschreiber bis auf die neueste Zeit haben ein verdammendes Urtheil über die Wenden gefällt, und nur Gerken hält ihnen eine Lobrede und kann nicht begreifen, wodurch sie sich einen so verjährten Haß zugezogen haben. — Der Minister v. Stein sagte von den Wenden: „Sie gucken mit finstern Augen wie der Wolf aus der Sandgrube." E. M. Arndt schreibt in seiner vergleichenden Völkergeschichte, nachdem er ihnen sonst Gerechtigkeit hat widerfahren lassen: „Es möchte jedoch hin und wieder scheinen, daß die deutsche Fröhlichkeit sehr oft in slavische Lustigkeit und Leichtfertigkeit überschlage, und mehr Sinnlichkeit und sinnliche Genußsucht mit sich führe." Viel düsterer malt Schlägel in seiner Reformationsgeschichte den Karakter der Wenden, wenn er sagt: „Die Biertonne war ihr Abgott. Sie waren getauft und daher dem Namen nach Christen,

allein die eigentliche Lehre Christi war ihnen wenig bekannt, sie hingen mehr an abergläubischen Ceremonien, hatten Furcht vor dem Teufel, zeigten aber keine Liebe und kein Vertrauen zu Gott. Der Lust des Fleisches ohne Einschränkung ergeben, verließen sie ihre Eltern sobald sie ihnen lästig wurden, hatten keine Achtung für ihre todten Verwandten, scharrten zum Theil ihre Leichname wie Vieh ein; wenn auch heulende Weiber die Leiche begleiteten, das Leichengefolge eilte zum Brauer, um nicht aus Trauer, sondern aus Freude eine Gelegenheit zu finden, sich zu berauschen. Ihre Armuth ging so weit, daß man häufig bei ihnen keine Betten fand, und sich viele nur mit Lumpen bekleiden konnten, denn wenn sie auch schon früh sich auf Weberei legten, so mußte das Fabrikat verkauft werden, um den Gutsherrn zu befriedigen und den Brauer zu bezahlen; häufig liefen deshalb die Leute von Haus und Hof, unbesorgt, wer ihre Frau und Kinder ernähren sollte, und die Beamten klagten vielfach über das Wüstewerden der Höfe." — In einer Abhandlung über die Wenden, 1840 im Hannoverschen Magazin erschienen, sagt der Verfasser, der Amtmann Niemeyer zu Dannenberg: „Nach Nachrichten aus dem siebenzehnten Jahrhunderte waren die Wenden sehr roh und faul, höchst arm, abergläubisch und dem Trunke übermäßig ergeben. — Nach allen Nachrichten, — heißt es in der Niemeyer'schen Schrift dann weiter, — war der Wende in hohem Grade dem Trunke ergeben, und zwar dem Biertrinken. Begierig jede Gelegenheit ergreifend, sich diesen Genuß zu verschaffen, kam er nie nüchtern nach Hause. Es war ein Schimpf nüchtern zu bleiben. Ein echter Wende hatte mit einem Anker Bier nicht genug. Bei der großen Armuth konnte er von seinem Hofe das Geld zu solchen Saufereien nicht erwerben, er suchte Mittel dazu in den Waldungen, daher auch Diebstahl und Räubereien häufig. Kirchen und Schulen waren vorhanden, doch konnten Prediger und Schulen nicht unterhalten werden, und sind Schullehrer aus Noth fortgelaufen um nicht zu verhungern. Wild wuchsen die Kinder auf, ohne Gefühl für Recht und Billigkeit, nur thierischen Begierden folgend. Mit Blöße und Hunger kämpfend, in elenden Hütten, mit Schmutz und Ungeziefer bedeckt, ihr Leben fristend." Dies war der Zustand der Wenden im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. — Der Verfasser des 1852 als Festgabe bei Gelegenheit der Wanderversammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Braunschweig erschienenen Werkes, schildert den Wenden folgendermaßen: „Zwar ist derselbe brav, treu, zuverlässig und fest von Karakter, eifrig, fleißig, letzteres mehr wie irgend ein Landwirth, aber er ist weniger gutmüthig, dagegen schlau, eigensinnig, leicht zum Streit geneigt, mißtrauisch, abergläubisch, interessirt. Seine Sitten sind roher, und er gibt sich leicht der Völlerei bei Familien- und Volksfesten hin."

Welch ein düsteres Gemälde von dem Karakter der Wenden wird uns vorgeführt! Wer könnte nach dieser Schilderung den Stamm noch lieben und achten? Scheint er nicht in der Geschichte zu ewiger Schmach und Schande verdammt? — Ist er nun gebrandmarkt für ewige Zeiten, oder kann die bessernde und mildernde Zeit vieles wieder gut machen, und ihn in die Reihe der gesitteten Völkerstämme einführen? Gewiß! Die Zeit hat schon manches gethan und es ist vieles geschehen den alten Schmutz im Volkskarakter der Wenden abzuwaschen. Dieser Stamm steht reiner da, als ihn eine frühere Geschichte schildert, und man unterscheide um gerecht zu sein ja zwischen „Sonst" und „Jetzt." Wo ist Licht ohne Schatten, und welcher Stamm hätte bei allen Vorzügen nicht Fehler und Mängel? So geht es mit unseren Wenden, sie können sich jetzt dreist mit andern Völkerschaften messen, und sind dabei in einem rüstigen andauernden Fortschritte begriffen, so daß spätere Geschichtsschreiber ein milderes Urtheil sprechen können und werden, als

wir eben aus dem Munde und aus der Feder zahlreicher Historiker vernommen haben.

Man schütte das Kind nicht mit dem Bade aus, und urtheile ruhig, so wird man sich zugestehen müssen, daß in der Zeit, wo man uns von der Rohheit und Entsittlichung der Wenden berichtet, in vielen Gegenden, wenn nicht in ganz Deutschland, ähnliche traurige Zustände herrschten. Der dreißigjährige Krieg hatte das Volk verwildert. Hart und roh behandelt, hatte es den Glauben an sein besseres Selbst verloren. Ein langer, schwerer Druck hatte die Milde des Herzens und den klaren, hellen Geist zerstört. Gehetzt und getreten ließ man in vollkommener Stumpfheit alles über sich ergehen, und hatte keinen höheren Zweck und Plan als den des lang entbehrten sinnlichen Genusses oder den der Rache und Wiedervergeltung. — Oder blicken wir auf die Zeit zurück, wo Luther sein großes Reformationswerk begann. Sind die Bilder etwa freundlicher, als die hier geschilderten bei unseren Wenden? Wahrlich man muß vieles auf Rechnung der Zeit, in welcher die Vorfahren unserer Wenden lebten, geknechtet, gehöhnt und verachtet wurden, schreiben, und wird dann mit milderem Auge auf ein entsittetes Volk sehen, das man mit dem Fluche der Schande zu beladen sucht.

Viel, sehr viel hat die Sklaverei, die Leibeigenschaft unserer Bauern dazu beigetragen, sie roh, unwissend, faul und arm zu erhalten. Was half Fleiß und Arbeit, wenn der Arm der Gewalt beutegierig alles wieder hinnahm? Wie konnte ein fester, geregelter Besitz bestehen, wenn die Laune des Gutsherrn Gelüste trug, Stiere aus dem Joch zu spannen, oder den strebenden Landmann, den Fuß ihm auf den Nacken setzend, wie ein Stück Vieh behandelte? — Drei Tage in der Woche waren Frohnden zu leisten. Keine festliche Gelegenheit verging, wo die Gutsherren nicht vom Schweiße der armen Bauern schwelgten. War es die Geburt eines Junkers, eine Hochzeit oder ein Sterbefall, es mußten die Gefälle in Getreide, in Hühnern oder in Baar geliefert werden. Kein bestimmtes Gesetz schrieb Maaß und Ziel vor, und soviel als man gutwillig gab, soviel suchte man daneben mit Gewalt zu nehmen. — Das Band zwischen dem Landesherrn und den Edelleuten war nur locker, und ersterer hatte fast gar keine Gewalt über letztere. Da die Fürsten durch auswärtige Zwistigkeiten beschäftigt, und in häufigen Geldverlegenheiten der Ritterschaft verpflichtet waren, hauste diese frei und unabhängig, nahm und drückte wo sie Gelegenheit fand, und scheute keine Gewaltthat, sich den Bauern gegenüber neue Rechte zu verschaffen. Die Ritter legten eigenmächtig Dienste und Gefälle auf, konnte und wollte der Bauer nicht bezahlen, so wurden ihm seine Habseligkeiten genommen und er von Haus und Hof gejagt. Selbst seine Person wurde nicht geschont um zu beweisen daß der Gutsherr darüber zu disponiren das Recht, und der Landesherr ihn darin zu steuern nicht die Befugniß habe. Die dringendsten Vorstellungen der Räthe und Beamten trieben schon 1580 die Regierungen zu Verhandlungen, indeß bis spät ins siebenzehnte Jahrhundert hinein dauerten die alten Zustände fort, und erst da kam es zur Feststellung der Rechte und Pflichten zwischen Gutsherren und ihren Hörigen. So heißt es noch in einem Berichte von 1664: „Die Edelleute quälen ihre Bauern mit Prügelschießen, Pflöcken und Kolaschen, daß sie von Haus und Hof laufen müssen.“ Anderweitig: „Die Edelleute überziehen ihre Bauern mit großem Jagdgefolge, bei zwölf Rossen und zwanzig Jägern, die saufen und lassen sich tischen, wie es in den Schlössern hergehet, der Bauer muß Wein und Bier schaffen, wo er es hernimmt.“ In anderen Berichten heißt es: „Wenn der Bauer nicht zahlen kann, so treiben sie ihm sein Vieh weg und legen ihn in den Block.“ Man trieb es sogar so weit, daß die Bauern den Edelleuten die Hunde in Körben zur Jagd tragen mußten. Es wird uns

ein Fall erzählt, wo ein Bauer zu zehn Gulden und vier Tage Gefängniß verurtheilt wurde, weil er dem Hunde, den er auf dem Rücken trug, als dieser ihm fortwährend in's Ohr kläffte, „verfluchter Hund sei still“ zugerufen hatte. — Selbst wie das Lehnswesen sich zu ordnen anfing, wurde die Lage der Bauern noch nicht viel besser. Dazu kam, daß von Seiten der Landesherrschaft dem schon genug geplagten Landvolke noch immer mehr Lasten aufgebürdet wurden, ohne daß man sich bestrebte, zur Hebung seiner wirthschaftlichen Verhältnisse die richtigen Mittel heranzuziehen. Roh, wie die Sitten jener Zeit, waren die Strafen, und wenig dazu gemacht, wirkliche Besserung zu erzielen. Stumpf und gleichgültig ließ man alles über sich ergehen, ohne das Entehrende der Strafe zu fühlen. Höchst bezeichnend, wenn auch komisch, ist der Fall, wo ein vom Amte Lüchow zur Strafe des „spanischen Mantels“ Verurtheilter, sich bei vernachlässigter Wache in seiner höchst würdevollen Tracht in die Stadt begibt, um beim Brauer einen kühlen Trunk zu thun.

Fragen wir nun weiter, wie sah es mit den Schulen im Wendlande aus, und welche Anstalten waren geschaffen, für die Bildung des Volkes zu wirken? Wie kurze Zeit ist erst verflossen, daß die nothdürftigste Bildung sich Eingang verschaffte? Früher waren es wohl wenige im Volke, die Geschriebenes lesen konnten, weshalb die Auslassungen der Behörden in Frakturschrift angefertigt wurden. Schreiben war bei den Mädchen geradezu verpönt. — Sehen wir uns einmal so eine alte Dorfschule näher an. Der Ferien gab es bis auf die Neuzeit viele. Den ganzen Sommer hindurch wurde gefeiert, denn die Kinder mußten das Vieh hüten und bei Einbringung des Erntesegens hülfreiche Hand leisten. Die Lehrer waren meist entlassene Soldaten oder Meister von der Scheere und vom Bügeleisen, die ihre Ausbildung aus sich selbst hatten. Diese Ausbildung war denn auch eigner Natur, und entsprach dem dürftigen, trockenen Brode, das ihnen ihr Gewerbe gab. Viele konnten selbst nicht lesen, und hatten den schweren Beruf den Kindern das Buchstabiren beizubringen. Da ist es denn begreiflich, wenn es bei einem der ehrbaren Dorfschulmeister zur stehenden Redensart wurde: „Jung hüpp över (Junge hüpfe über)“. Dieser Worte bediente er sich nämlich an Stellen, wo die eigene Buchstabirkunst zu Ende war. Von einem andern ist zu berichten, daß er fast tagtäglich mit seinen größeren Rangen in den Forst ging um Holz zu stehlen. Mehrfach bestraft stellte es sich heraus, daß ihn die Noth dazu angetrieben. — Bei solchen Schulen ist es nicht zu verwundern, wenn der Wende roh und ungebildet ins Leben trat, und nach Wort und Handlung eine für jetzige Begriffe niedrige Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnahm.

Versuchen wir nun den Karakter der jetzt lebenden Generation unserer Wenden zu schildern. Natürlicher Weise wird es dabei an Reflexionen, die in die alte, längst abgethanene Zeit fallen, nicht fehlen können, um eben den Bildungsgang unseres Volksstammes recht treu vor Augen zu stellen. — Alle Historiker sind darüber einig, daß der Wende des hannoverschen Landes überaus thätig ist. Diese gute Eigenschaft finden wir allgemein glänzend hervorgehoben, sie verdient aber auch heute noch Lob über Lob. Mag man unser Königreich, ja mag man andere Länder bereisen, man wird einen solchen Fleiß, eine solche Betriebsamkeit, eine solche Kraft und Ausdauer, so viel Lust und Liebe zur körperlichen Arbeitsthätigkeit nirgend weiter antreffen. Unser hannoversches Wendland ist ein Bienenstock, wo überall der größte, höchst möglichste Fleiß herrscht. Es ist zwar nur ein kleiner, aber dicht bevölkerter Staat, der in seiner Leistungsfähigkeit und Produktion alles überragt. Wenn man dies Völkchen arbeiten sieht, so sollte man glauben, irgendwo verborgen und versteckt wirkte geheim eine mechanische Kraft,

etwa der Dampf oder der Elektro-Magnetismus, und triebe alle die Hebel und die Glieder, die von Eisen und gestählt erscheinen, die vom ersten Morgengrauen bis spät in die Nacht hinein wirken, und eine hundertfach verschiedene, einfache und komplizirte Thätigkeit nach allen Seiten menschlicher Beschäftigung hin entwickeln. Gilt es mit dem Pfluge für neue Saaten die Erde zu durchwühlen und die Scholle zu zerreißen, gilt es im Frühlinge das edle Korn von dem wild wuchernden Unkraut zu scheiden, gilt es den üppigen Klee und den grünen Teppich der Wiesen in duftendes Heu zu verarbeiten, oder gilt es den Schnitt der segensvollen Ernte unter den glühenden Strahlen einer Augustsonne zu vollbringen, überall und immer regt sich die nie rastende Hand des Wenden, bis alles gethan und befriedigend vollbracht ist. Kaum ist das Korn vom Felde und unter den Giebel geschafft, so eilt man schon ans Dreschen, um für die Bearbeitung des Flachses Zeit zu gewinnen. Nachts um die zwölfte Stunde geht auf den Bauergehöften ein guter, reger Geist, der Dreschflegel, um. Im schönsten Takt üben 5, 6 ja 7 Flegel die für das Ohr des Fleißigen und Emsigen so angenehme Musik aus. Wie ein Ungewitter saust es nächtlich über die Tenne hin. Weit über die großen, jetzt leeren Stoppelflächen, die der nahende Herbst zum Spielplatz des Windes gemacht hat, tönt vor und hinter uns, rechts und links aus den dicht bei dicht gelegenen Dörfern das Geklapper der Flegel, daß der nächtliche Reisende auf der Heerstraße nur aus dem fehlenden Tageslicht die Gewißheit nehmen kann, es sei Nacht und nicht Tag, die Zeit, welche für einen thätigen Beruf bestimmt ist. Die arme Umwenderin hat ihre große Last, will sie den energisch und schnell dreinschlagenden Dreschern folgen. Diese Arbeit des Dreschens dauert die Nacht und den Tag hindurch ununterbrochen fort, bis gegen acht oder neun Uhr Abends des andern Tages die Kräfte erschöpft sind, und der Körper für eine neue Campagne die nöthige Ruhe sucht. Ein Hauswirth will es dem andern zuvorthun, überall herrscht der größte Eifer und die höchste Emsigkeit, damit die Jungens auf der Straße sich nicht darüber aufhalten können, daß Jessens noch nicht ausgedroschen haben, während Kluskens Junge sich damit breit macht, sie hätten schon alles aus dem Stroh. — Ist nun der Drusch beendet, so eilt man ans Bearbeiten des Flachses, ans Brechen, Schwingen und Hecheln, und ist auch diese Prozedur vollführt, ist der Halm des Lein in der allerkürzesten Zeit auf Reinflachs verarbeitet, so geht alles, Jung und Alt, Magd, Knecht und Kind ans Spinnrad. Mit beiden Händen wird gezogen und die schnurrende Spindel saust dahin, schnell und in dem kleinen Raume so vielfältig, als befände man sich in einer kleinen Fabrik. Selbst die hinfälligsten Personen, der alte greise Großvater, die schon schwerhörig und kindisch gewordene Großmutter zupfen mit ewig gleichen, starren Mienen die Heede, und lassen mit den zitternden Füßen die Räder kreisen. Des Abends tritt das junge Volk zu gemeinsamer Arbeit zusammen, es bilden sich die sogenannten Spinnstuben — Spinnerklumpen — wo unter heitern, mitunter auch derben Scherzen der endlose Faden auf zweispuligen Rädern ausgesponnen wird. Bis in die späte Nacht hört man den Tritt und das Schnurren der Räder. An einem Drath, welcher sich durch die ganze Stube hinzieht, hängt der Krüsel in antiker Form als die beleuchtende Sonne der Nacht, und kann vermittelst des Drathes an jeden Punkt der Stube gebracht werden. Es ist dies eine höchst einfache mechanische Vorrichtung alleräaltester Konstruktion, welche schon aus dem Erfindungsgeist der Vorfahren unserer Wenden hervorging. — Im Dezember und Januar beginnt die Weberei, Frau und Magd lösen sich ab, und der Webestuhl steht fast nie still. Tag und Nacht fliegt der Schütz durch das Geschlinge der Fäden, Schlag auf Schlag erschallt durch die

Stille des Raumes, und knarrend dreht sich der Baum, um Elle auf Elle der Leinwand aufzuwinden. Der Marientag, der 25. März, ist gewöhnlich der Tag, an welchem das Gewebe auf die Bleiche kommt, um endlich nach vielen Mühen und saurem Schweiße das Produkt der Verwerthung überliefern und an den Markt bringen zu können.

Geht man durch die Fluren des Wendlandes, so sind die Früchte des emsigen Fleißes überall sichtbar. Wir begegnen hier einer Ordnung und einer Reinheit in den Feldern, wie wir sie im gleichen Maaßstabe allgemein selten antreffen. Wer auch weniger rührig sein sollte, den treibt der Ehrgeiz, nicht hinter seinem Nachbarn zurückzubleiben und sich dem Gespötte der Dorfbewohner auszusetzen. — Schaffen und streben ist der Grundsatz des Wenden und die Triebfeder seines Lebens. Schaffen und wirken vom Morgen bis zum Abend. Alle Kräfte werden herangezogen um die höchste Potenz der Arbeitsleistung in Rechnung bringen zu können. Vom kleinsten Erdenbürger, der sich eben selbstständig rühren kann, bis zum hinfälligen schwachen Greise hat jeder in der Familie seinen Posten und muß seine Kraft hergeben, um den Haushalt zu stützen. — So haben die Bewohner des Dorfes Jabel ihren Namen „Hahnstockerer“ nicht umsonst. Gewohnt mit dem Hahnenschrei ans Tageswerk zu gehen, ruhte der Hahn ihnen häufig zu lange und der Hausherr oder die Hausfrau stöberten mit einer Stange das Thier aus seiner trägen Ruhe auf, wo dann alsbald der prophetische Ruf erklang und allen ankündigte, der Morgen sei im Anrücken und die Arbeit des Tages aufzunehmen. Den Namen „Hahnstockerer“ haben diese Dörfler bis auf heute behalten.

Wer möchte nach solcher Schilderung, die durchaus das Gewand der Wahrheit trägt, die Wenden noch „faul“ schelten? Im Gegentheil, sie sind das Musterbild des höchsten Fleißes. — Bei einer solchen Thätigkeit ist es denn ferner auch wohl nicht gut anzunehmen, daß sie „arm“ sein sollten. Ist auch der Grundbesitz sehr getheilt und nur ein höchst kleiner, so weiß doch der Wende durch seine außerordentlichen körperlichen Kraftanstrengungen dem Boden das höchst Mögliche zu entringen, und die Verwerthung dieser seiner Arbeit gewährt ihm sein täglich Brod in reicher Fülle. Gibt es hier auch keine Landleute, die ihren Besitz in Morgenzahl nach vielen Hunderten zählen können, eine Jahreseinnahme von vielen Tausenden, und ein Vermögen von Hunderttausend Thaler und mehr haben, so ist doch die Wohlhabenheit allgemein, das Elend der Armuth und der bittern Noth tritt hier nicht auf, und jeder, dem Gott gesunde Glieder verliehen, braucht bei redlichem Willen und bei gewöhnlichem Gang der Ereignisse nicht allzusehr um die nothwendigsten Bedürfnisse besorgt zu sein.

Sollen wir bei der eben geschilderten guten Eigenschaft eines eisernen und ausdauernden Fleißes auf den Schatten aufmerksam machen und Tadel aussprechen, so deuten wir auf die Motive dieses emsigen Strebens hin. Diese Motive tragen häufig allzusehr den Karakter der niedrigsten Habsucht. Es ist nicht allein das Verlangen nach einer gesicherten Stellung, nach einem glücklichen Familienleben, oder der höchst vernünftige Trieb, sein Gut auf ehrliche Weise zu mehren, welches den Wenden in seinem Thun und Treiben bewegt, nein, viel zu oft bedient sich sein Erwerbssinn unsittlicher Mittel und hat Begierden im Gefolge, die nach Gesetzen der Humanität den Menschen verunzieren. Da bringt viel zu wenig der Gedanke in die Seele des Wenden, den Besitz für höhere Lebenszwecke zu verwenden, er dient durchgehends dem krassen Materialismus. Der Wende ist der größte Egoist, sein Ich spielt bei allen seinen Regungen die Hauptrolle. Er scheut sich nicht, bei dem Gottessegen, den ihm eine reiche Ernte gebracht hat seine Mitmenschen, das konsumirende Publikum

zu übervortheilen. Mag er kaufen oder verkaufen, mag er hundertmal besser gestellt sein wie sein Abnehmer, der nach ungewissem Erwerb gehende Kaufmann oder der Handwerker, der die theuren Lebensbedürfnisse sucht, „ein Punkeneitz" eine Zugabe, und bestände diese auch nur in einem Schnapps, ist seine stehende Forderung. Er schämt sich nicht diese Gaben von Pfennigswerth zu nehmen, wenn er auch eben Hunderte von Thalern gelöst hat. So trifft man die schamlose, oft meilenweite Bettelei nach Brandunglück oder zu Neubauten bei den Wenden häufig. — Schlau und listig wie er ist, weiß er seinen Vortheil stets sicher zu stellen. Mißtrauisch in seinem Karakter kommt keine Beredsamkeit maulfertiger Israeliten an ihn heran, wie denn auch der Stamm der Juden, so sehr er sonst überall durch seine Anlagen für den Schacher florirt hier selten eine ausnehmend gute Karriere macht.

„Schmutzig" darf man jetzt den Wenden in seiner Allgemeinheit gewiß nicht nennen. Nachdem seine Wohnung in neuerer Zeit umfangreicher, heller und reinlicher geworden, nachdem sich in seiner Wirthschaft regelmäßig eingerichtete Stuben, Kammern und Küche befinden, ja selbst ein Milchkeller nicht fehlt, der Sottduft des Kamins oder die Moderluft niedriger, nie geöffneter Räume nicht mehr seine Kleidung und seine Speisen eigenthümlich parfümirt, ist er in der Reinlichkeit bedeutend vorgeschritten. Er ist in seiner Tracht, namentlich was den weiblichen Theil der Bevölkerung anbetrifft, überaus proper, und eine wendische Bäuerin ist uns noch immer delikater erschieren, als die der Kalenberger Gegend, so sehr diese auch Gelegenheit hat, eine reinliche und luxuriöse Ausstattung in der Residenz zu sehen. Wir können unsere Butter, die uns zur Stadt gebracht wird mit viel mehr Appetit konsumiren, als die in schmutzigen Körben und Kiepen offerirte auf den Wochenmärkten Hannovers.

„Eigensinn" ist ein Hauptzug im Karakter des Wenden. Was er nicht will, das thut er nicht, und stundenlange Reden, ihr Inhalt mag noch so triftige Gründe führen, können ihn nicht überzeugen. Daher haben Verwaltungsbeamte, wenn sie nicht sein volles Vertrauen besitzen, einen harten Stand. Selbst wo es sich um Geringfügigkeiten handelt, gibt man nicht nach, und verfolgt lieber den Weg des Prozesses, wenn auch voraussichtlich die aufzuwendenden Kosten mit dem Gegenstande in keinen Vergleich treten. Diese Lust an Prozessen übersteigt alle Grenzen, und da das Wort der Versöhnung selten fruchtet, wird dem Richter sein Amt nach Kräften sauer gemacht. Beharrlich bei seiner Ansicht bleibend dreht er sich fortwährend um den einen Punkt im Zirkelgange herum, ohne daß die Sache selbst, wenn das Gesetz nicht endlich schneidend eintritt, vorwärts käme. Mancher Hof ist durch diese Prozeßsucht ruinirt worden und mancher Bauer kann seine im Leben geführten Prozesse schockweise zählen. In den letzten 10 Jahren hat indeß die Prozeßsucht sich merklich vermindert und das mündliche öffentliche Prozeßverfahren scheint auch in dieser Beziehung wohlthätig gewirkt zu haben. Da der Wende Ausgaben scheut, und beim raschen Fortgange des Prozesses die schnell auf einander folgenden Ausgaben ihn bedenklich machen, so zeigt er sich jetzt immer mehr zu Vergleichen geneigt. — Der Eid ist den Wenden nicht sonderlich heilig, der Schwur wird ihm zur Gewohnheit, und sein erstes Wort, wenn er vor den Schranken des Gerichts steht, ist fast immer: „err hassesser, hick kann dat beswären!" Zahlreiche Meineide wurden daher seit alter Zeit hier zur Untersuchung gezogen, obgleich es nicht zu leugnen, daß auch darin jetzt der Weg der Besserung betreten ist. Wollen wir gerecht sein, müssen wir diese Leichtfertigkeit bei Eiden hauptsächlich dem Mangel der Erkenntniß in Bedeutung desselben, der Unwissenheit und dem fehlenden sittlichen Zartgefühl zuschreiben. — Brandstiftung war früher an der Tagesordnung, denn die Zahl der vorgekommenen

Brände kann man unmöglich insgesammt in das Register des Zufalls oder der Fahrlässigkeit setzen. Die Spritzen der Stadt mußten mitunter, wenn sie ins eine Thor vom Brande hereinkamen, aus dem andern zur neuen Hülfeleistung hinaus. Nachdem der Mangel an Eichenholz den Neubau erschwert, die Mehrzahl der Dörfer auch schon neue Häuser und neue Einrichtungen erhalten hat, nachdem die Schärfe des Gesetzes mehrfach die Uebelthäter herangezogen, und dies namentlich seit Einführung der Schwurgerichte, nachdem unleugbar die Moralität besser geworden ist, sieht man jetzt viel weniger Rauchsäulen aufsteigen oder die Brandlohe den nächtlichen Horizont röthen, als in früherer Zeit.

Der „Unmäßigkeit“ in des Worts umfassendster Bedeutung kann man den Wenden nach jetziger Sachlage der Dinge keineswegs zeihen. Es kommen hier eben nicht mehr Fälle von Trunkenheit vor wie anderswo, und man hat sich in dieser Hinsicht bedeutend gebessert. Spricht man auch bei manchen Gelegenheiten z. B. in dem Dorfkruge, oder wenn man zur Stadt kommt, tapfer dem Glase zu, so ist einmal das Maaß, was der Wende vertragen kann, ein ziemlich bedeutendes, und der Rausch überrumpelt ihn selten, anderseits läßt ein immer mehr sich regendes Ehrgefühl es nicht zu, daß die Trunkenheit, ihren höchsten Gipfel erreichend, Skandal im Gefolge hat. Aufzüge von betrunkenen Bauern, an deren Haarbeutel ein langer Schweif der spottenden und lärmenden Schuljugend hängt, gehören, während sie früher häufig waren, zu den größten Seltenheiten, und während man sonst Trunkene leichtfertig ihrem Schicksale, der dunklen Nacht und einer eisigen Kälte überließ, findet jetzt der Branntweinselige leicht seinen leitenden Engel, mag dieser sich mit ihm gleichfalls im Paradiese einer Schnapsschenke am Nektar gelabt haben, oder ist er ein mildherziger Freund. Die gefährliche Klasse der stillen Säufer, der unverbesserlichen Trunkenbolde, schmilzt in ihrer Zahl von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Die unmäßigen Gelage in den Dorfkrügen, wo die Saufereien bei Gemeindeangelegenheiten Morgens früh anfangend, den ganzen Tag und die Nacht hindurch dauerten, kommen nicht mehr vor. Bis auf einzelne übelberüchtigte Dörfer ist das Leben in den Dorfschenken ein geregeltes geworden, und die wüsten Bilder, wie sie uns eine ältere Zeit drastisch, wenn auch höchst unschön, vorführte, gehören nur noch dem Reiche der Erinnerung an. Ist es auch wahr, daß bei Festlichkeiten und außergewöhnlichen Fällen, noch stark, allgemein, und ganze Tage hindurch, ohne Unterbrechung getrunken wird, und ein kleines Dorf dann in einer kurzen Zeit ein ganzes Fuder Bier vertilgt, so ist das eben Landessitte. Der Wende trinkt sich bei solchen Gelegenheiten wohl voll, — und dies gilt von allen, auch von dem sonst höchst nüchternen Manne, — es herrscht aber doch noch lange keine viehische Trunkenheit und Excesse kommen nur ausnahmsweise vor. — Der Wende liebt bei Unterhaltungen das lärmende Geräusch. Parlamentarischen Takt kennt er bei seinen Zusammenkünften nicht. Alles redet wild und wirr und so laut durcheinander, als wäre die ganze Versammlung schwerhörig. Selbst wenn zwei Wenden sich friedlich unterhalten, kommt der Fremde, der die Sitten des Wendlandes nicht kennt, in Versuchung zu glauben, die beiden wären im heftigsten Wortwechsel begriffen. Jähzornig wie der Wende ist, kommt er allerdings leicht in Streit, namentlich beim Zechgelage. Eben so schnell wird der Friede aber wieder hergestellt, wenn eine Parthei sich nur bereit und willig finden läßt, den Vertrag mit auf ihre Kosten neu gefüllten Gläsern zu besiegeln. Die Entzweiten sind dann wieder die besten Freunde und stehen fest und treu zusammen. Im Gegensatze zu dieser Erscheinung trägt man den Haß bei sonstigen Zwistigkeiten durch das ganze Leben. Zwei Wenden die sich entzweit oder wohl gar mit einander im

Prozesse lagen, bewahren ihren Haß bis in den Tod. — So knickerig der Wende ist, so sehr er um einen Pfennig beim Kaufmanne und Handwerker dingt, so sehr er sich sträubt, gilt es eine Zeche zu zahlen, so „gastfrei" ist er. Mag es nun sein, daß diese Eigenschaft eine angeborne zu nennen ist, oder sich von Generation zu Generation fortgeerbt hat, sie ist und bleibt eigenthümlich, und bildet einen wesentlichen Zug im Volkskarakter des Wenden. Nicht allein, daß er bei Hochzeiten, Kindtaufen, Bauerbieren und dergleichen außergewöhnlichen Gelegenheiten seine Verwandten und geladenen Gäste in aller Form regalirt, das wäre am Ende nur naturgemäß, nein, auch der bei ihm zufällig einkehrende und bekannte Städter findet offene Tafel, und die Hausfrau bemüht sich nach Kräften, Alles, was nur Küche und Keller Solides bieten kann, aufzutischen. Ist es nicht ein kaltes Frühstück oder Vesperbrod, so muß es zum Wenigsten eine Tasse Kaffe sein. Die Wirthin deutet es höchst übel, wenn man diese Freundlichkeit um irgend einer Ursache willen ablehnen muß; sie deckt und tafelt mit geschäftiger Hand und freundlicher Miene, während sie mit saurem Gesichte eine Ablehnung hinnimmt. Es wäre durchaus ungerecht und durch nichts motivirt, auch hier eine Spekulation vorauszusetzen, vielmehr hat die Annahme Begründung, daß diese Eigenschaft tiefer wurzelnd, uns einen Zug im Karakter des Wenden bedeutsam zeichnet. Wie noch vieles aus der alten Zeit starr an ihm klebt, so mag er auch diese Tugend aus seinem früheren Nomadenleben, wo sich der Mensch enger an den Menschen anschließen mußte, beibehalten haben.

Dem Spiel ist der Wende wenig ergeben. Wenn er auch sein Solo liebt, so sind die Sätze immer nur höchst klein und können auf seine Vermögensumstände nie einen zerstörenden Einfluß üben. Scenen von durch das Spiel verursachten Familienzwistigkeiten kommen hier nicht vor. Die Ursache davon ist leicht zu fassen. Wo eine solche Betriebsamkeit herrscht wie hier, wo alles der Zeit so schwer und mit so saurem Schweiße regelrecht abgerungen wird, da hat der Glückszufall wenig Berechtigung Anhänger zu finden, und wird man stets vorziehen, den redlichen Gewinn durch Fleiß und Arbeit zu suchen.

Daß auch in dieser Gegend das Laster der Unzucht herrscht, muß leider zugegeben werden und beruht zum großen Theil auf einem Mangel an Schamgefühl und in der sittlichen Vernachlässigung der Jugend. Die Geschlechter sind durch die Schranken des Anstandes zu wenig getrennt, um nicht Scenen herbeizuführen, die gegen Moral und Sitte sind. Der Wende hat in der Liebe kein Reich des Ideals, in welchem er schwärmen könnte, er lebt nur dem materiellen, faßbaren Genusse und läßt sich durch kein Gebot der Religion in der Fröhnung der sinnlichen Triebe stören. Viel wird gegen dieses Laster der Hebel wahrer sittlicher Bildung und ein höheres, achtbares Familien- und Gesellschaftsleben mit der Zeit erreichbar machen.

Auffällig ist ferner der im Laufe unseres Werkes schon vielfach angedeutete Ehrgeiz, der überall zum Vorschein tritt, wo der Wende lebt und wirkt, der sich dabei allerdings aber nur von einer schiefen Seite zeigt. Nicht das Verbrechen als solches fürchtet und scheut der Wende, nein, nur die entehrende Strafe. Sein Gewissen ist durchaus nicht von allzu weichem Stoffe, um nicht Unrecht begehen zu können. Wird es in den Mantel der Nacht und der Vergessenheit gehüllt, so fühlt er eben keine Skrupel darüber. Wird es aber entdeckt, und er soll zur Strafe gezogen werden, so ist in Folge dessen der Selbstmord keine seltene Erscheinung. Mit diesem falschen Ehrgeiz geht Prahlsucht Hand in Hand. Wie man das Schillernde und Hervorstechende in den Farben liebt, so mag man in seiner äußerlichen Lebensstellung gerne glänzen und angesehen sein. So arm Scenerie und Handlung hinter dem Vor-

hange mitunter sind, der Vorhang selbst muß reich ausgestattet und dekorirt sein. Dies Streben grenzt häufig ans Lächerliche. So kann es dem besten Haushalter passiren, daß durch eingetretene Umstände das selbst gewonnene Getreide in der Wirthschaft nicht ausreicht. Der Wende scheint es aber für Schande zu halten, wenn er Korn zukaufen muß, so sehr er auch im Stande sein mag, dies mit gutem Gelde zu bezahlen. Höchst komische Fälle sind im Gefolge dieser falschen Scham hier schon vorgekommen. So stopfte ein Landmann bei fehlendem Korn einige Säcke mit Stroh, bedeckte diese mit einem Laken und fuhr zur Stadt, seinen Dorfeingesessenen vorspiegelnd, er bringe Korn zur Mühle, während er vom Müller Mehl kaufte, die gestopften angeblichen Säcke mit Korn als Sitze benutzte und so heimkehrte. Einem andern Hauswirthe mußte wiederholt ein Arbeitsmann aus der Stadt Mehl einhandeln, und dies bei Nachtzeit ins Dorf bringen. Er klopfte dann leise an ein bezeichnetes Fenster und wurde unbemerkt eingelassen, denn selbst die Hausbewohner durften die Leere auf seinem Kornboden nicht ahnen. Borgt die Frau oder eine Hausgenossin vom Nachbar kleine Haushalts-Bedürfnisse, sie werden sorglich unter der Schürze versteckt.

In kirchlichen Dingen ist der Wende der Mann der Form. Erlauben die Feld- und Hausarbeiten es irgend nur, so besucht er regelmäßig die Kirche, das Gegentheil wäre Widerspruch gegen Ordnung und alt hergebrachte Sitte, ob aber das Herz ihn immer zur Stätte der Gottesverehrung führt, ist eine Frage, die wir im Interesse der Wahrheit nicht bestimmt bejahen wollen. Zur Kommunion geht er regelmäßig zwei Mal des Jahres, er fühlt sich dazu unabänderlich verpflichtet. — In politischer Hinsicht ist er ein treuer Anhänger der bestehenden Gewalt und fühlt sich eben nicht gedrungen in das Rad der Weltgeschichte thätig und lenkend mit einzugreifen. Er thut, was die ihm gesetzte Obrigkeit bestimmt. Seine Steuern, die allerdings nicht drückend sind, zahlt er willig, und ist in jeder Hinsicht ein guter Unterthan. In neuerer Zeit nimmt es freilich den Anschein, als wenn mehr politisches Bewußtsein und eine größere geistige Erregbarkeit in Sachen, die die Welt und den Staat berühren, bei den Wenden wach würde. Die Macht der Presse führt mit der großen Zahl der Blätter und Blättchen, die sich auch über das platte Land verbreiten, ein gewaltiges Scepter des Geistes. In jedem Dorfe wird jetzt schon die Zeitung gelesen, und man fängt an mit der herrschenden Weltlage vertraut zu werden, wo man sich sonst, wenn man einmal zur Stadt kam, beim Brauer oder Kaufmann nur oberflächlich fragend unterrichtete. Verfolgt er nun den Lauf der Weltereignisse schon mit viel Interesse, so hängt damit eng zusammen, und wird daraus folgen, daß auch unser Bauer sich über kurz oder lang ein selbstständiges Urtheil in der Politik aneignen wird. Ist unsere Gegend auch nicht von der Eisenbahn durchschnitten, schon ihr Auftreten in der Nähe hat Einfluß auf den geistigen und sittlichen Fortschritt des Wenden gehabt. Die Reisen nach dem Ober- und Schwurgerichte, wo unser Wende das Treiben der großen Welt sieht, wo Dampf und Elektro-Magnetismus so geisterhaft schnell wirken dadurch die allgemeine Volksbildung auch schnell fördernd, beleben seinen Geist. Daneben stiften die Landwirthschaftsvereine auch ihr Gutes, denn mit der Besserung auf den Feldern und in den Ställen geht es auch im Hauswesen und in dem Familienleben des Bauern vorwärts.

Einen häßlichen Eindruck auf das Herz jedes Gefühlvollen macht die schlechte Behandlung der Eltern von Seiten ihrer Kinder, wenn erstere alt und schwach geworden sind. Diese schlechte Behandlungsweise ist im Wendlande leider an der Tagesordnung und wirft den düstersten Schatten auf das Sittengemälde der Wenden. Ist es auch

nicht mehr möglich, würde es nicht mehr geduldet werden, die Alten, wenn sie ihren Lebensunterhalt zu verdienen außer Standes sind, zu tödten, oder lebendig zu begraben, wie es die alte Sage berichtet; ist solche Barbarei für unser gesittetes Zeitalter auch längst abgethan, so kommen doch fortwährend noch Fälle vor, die wahrhaft empörend sind. Hat der Vater einheirathen lassen und seinen Hof abgetreten, so kann er mit seiner Frau als Altentheiler selten auf eine gute Behandlung rechnen. Das Wenige, was er sich zum nothwendigsten Lebensunterhalte reservirt hat, sucht man ihm auf alle Weise zu verkürzen, und die Jungen und Alten stehen häufig, ungewöhnlich häufig, prozessirend und in Unfrieden vor Gericht. Suchen wir nach Gründen solcher brutalen Handlungsweise der Kinder gegen ihre Eltern, denen sie ja zu Liebe und Pflege in ihren alten Tagen verpflichtet sind, so wäre es Frevel, nach Gesetzen der Moral das Thun der Kinder zu beschönigen, dennoch können wir mitunter die Eltern nicht von aller Schuld freisprechen. In ihrer Prahlsucht haben sie, um die Töchter zu versorgen, nicht selten die Leistungsfähigkeit des Hofes überschritten, und setzen die jungen Leute bei Uebergabe desselben in einen Zustand harter Bedrängniß. Und dann scheint es ferner, als ob häufig eine alte Schuld vergolten werden sollte; denn diese verstoßenen, hart und unbarmherzig behandelten Alten haben gegen ihre Voreltern eine gleich strafbare Handlungsweise geübt, und ernten nun, was sie gesäet haben. Unser Landsmann Georg Schulz schildert in seiner Bauernlogik, deren Vorwurf zur Ehre unserer Generation freilich in eine alte längst vergangene Zeit fällt, die erwähnten Verhältnisse, zwar derb, doch richtig und treffend, wenn er sagt:

Was macht ihr draußen, Vater? kommt doch herein zum Essen! —
Will einen Trog hier höhlen, d'raus Großvater soll fressen. —
Macht größer ihn, daß Platz ist für euch noch mit daran,
So braucht ihr keinen neuen, wenn ich den Hof tret' an.

Eine gleiche Rohheit und unchristliche Hintansetzung der schuldigen Liebe gegen die Erzeuger, einen Hohn gegen alles menschliche Gefühl kündet uns der Fall, wo der Sohn mit seinem Gespann herbeieilte um den Hügel für das Schaffot, worauf seine Mutter gerichtet werden sollte, zusammenzufahren, er durfte ja nicht fehlen, weil sein Dorf unter Androhung von Geldstrafen für Nichterscheinende vom Amte dazu requirirt war.

Indem wir uns vorbehalten, den beim Volke herrschenden Aberglauben im nächsten Kapitel zu schildern, ist unser Gemälde vom Karakter des Wenden fertig. Wir glauben ohne Uebertreibung und nach jeder Richtung hin wahrheitsgetreu gezeichnet zu haben. Es trat uns ein Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften entgegen. Erstere haben ihren Grund in dem hier so scharf ausgeprägten Streben nach Erwerb und Besitz. Letztere haben vielfache Milderungsgründe für sich, sie beruhen auf der Rohheit und der vernachlässigten Bildung des Volkes, und sind im Schwinden begriffen, denn überall zeigt es sich, daß der Weg der Besserung betreten ist. Diese langsam keimend wird kommen, denn der Kern in der rauhen Schale ist nicht so verderbt, daß er nicht bessere Früchte tragen könnte. Daß solche Früchte auch dereinst am Baume unseres Volkslebens reifen werden, zu dieser Annahme haben wir die vollste Berechtigung.

VI.

Bei einem Volke, wo sich alles scharf ausprägt, muß auch das Leben bei den Volksfesten besonderer Natur sein, und ein buntes Bild gewähren. Mit viel Eigenthümlichkeit und Karakteristik treten die wendischen Sitten, Gebräuche

und Trachten bei der Feier der Hochzeitsfeste hervor. — Der Wende ist durchaus kein Idealist, vielmehr Realist in des Wortes höchster Bedeutung. Aus diesem Grunde wird bei ihm die Ehe auch nur durch das materielle Bedürfniß geknüpft. Zarte Regungen des Herzens, die stille, süße Poesie der Liebe kennt er nicht. Man suche daher im Wendlande keine Liebespaare wie Romeo und Julia, Petrarca und Laura, Aebelard und Heloise, noch erwarte man, daß ein wendischer Jüngling wie Jakob sieben Jahre um die Rahel dient. Diese Angelegenheiten werden hier viel prosaischer und solider betrieben. Die Liebe wird hier gepflegt, kalt und ruhig wie der Acker, denn man erwartet eben von ihr weniger Blüthen als nutzbringende Früchte. Eine unglückliche Liebe gehört zu den Seltenheiten und der Romanschriftsteller findet im fruchtbaren Wendlande für seinen Zweck einen höchst unfruchtbaren Boden.

Der Jüngling oder die Jungfrau, Sohn oder Tochter haben das Alter erreicht, daß sie heirathsfähig sind, die sonstigen Verhältnisse treten einer Ehe auch nicht entgegen, und so beschließen die Angehörigen die Heirath ihrer Kinder. Man bedient sich bei seinem Vorhaben aber fast durchgängig eines fremden Vermittlers, nur in einzelnen Fällen übernehmen Verwandte und Freunde den Auftrag. Diese Vermittler sind hier selten Männer, meist Weiber („de Friwerbersche"). — Solchen weiblichen postillons d'amour begegnet man im Wendlande sehr häufig. Ihre Ausstattung rührt aber sicherlich nicht aus dem Olymp her. Weder Hebe hat ihnen die Reize der Jugend noch Venus die der Schönheit verliehen. Es sind alte runzelige Weiber, deren Hauptattribut eine geläufige Zunge ist. Der Kuppellohn ist nur ein geringer und beträgt für jeden Fall einen Thaler oder ein Hemd. Es hat jedoch die Freiwerberin bei der Hochzeitsfeier häufig ihren Dienstposten, und der Ertrag desselben wird wohl die Hauptvergütung ausmachen. — Mitunter ist ein Arrangement leicht, mitunter aber sind der Parthei schon anderweitig bessere Propositionen gemacht, und wenn kein Zureden hilft, wenn die Zunge nicht siegt, setzt der Agent, welcher in so zarten und süßen Artikeln macht, seine Wanderung durch das Wendland — nie aber über dieses hinaus — weiter fort. Ist endlich ein vorläufiges Arrangement geglückt, so treten die direkten Verhandlungen der Betheiligten ein, „de Ståht wart besehn." Die Eltern beschauen den Hof, in welchen der Sohn oder die Tochter einheirathen soll, und gefällt den Beschauenden der Besitz, hat man durch Hinhorchen anderweitig sich auch genügend von den obwaltenden günstigen Verhältnissen überzeugt, so einigt man sich nach langem Hin- und Herreden über das Heirathsgut oder geht auch nicht selten wegen einer geringfügigen Kleinigkeit wieder fremd von einander. Haben sich die Eltern geeinigt, so kommt denn freilich erst das, was man sonst im Leben und in der Liebe für die Hauptsache hält — die jungen Leute müssen sich kennen — und lieben (?) lernen. In andern Verhältnissen gibt vielleicht ein Ball Veranlassung dazu, bei unsern wendischen Bauern — der Markt. Man sieht auf den Jahrmärkten im Frühlinge und Sommer eine Menge von jungen, aufgeputzten Mädchen heranwandern, sie haben zum großen Theile ihre Bestimmung, sie lassen sich „bekiken" (beschauen), und diese Märkte führen daher auch den Namen „Kikelmarkte" (Schaumärkte). Ein solcher Haupt-Schaumarkt war früher der Markt zu Satemin, jetzt ist es der Ostermarkt in Lüchow. Dieser Gang der Annäherung ist der gewöhnliche, wenn auch freilich Fälle vorkommen, wo sich die jungen Leute bei ihren Dorfbelustigungen kennen lernen.

Nachdem nun vorläufig alles geregelt ist, schreitet man zur Verlobungsfeier, „Löfft", welches Fest immer auf der Stelle gefeiert wird, wo Bräutigam oder Braut wegheirathen. Bei dieser Feier will der bekanntlich im Konsum starke Wende sein Recht haben, und eine größere Gasterei,

wozu die Verwandten eingeladen sind, und wobei mitunter an fünfzig Personen erscheinen, wird angerichtet. Die Küche spendet ihren Reichthum, der Bierkrug und das Branntweinglas gehen zur Ehre des verlobten Paares nach alter wendischer Sitte treu im Kreise herum. — An diesem Tage wird auch von der Parthei, welche ihr Kind in die Stelle bringt, ein Theil des Heirathgutes in harten Thalern, noch besser in blanken Zweithalerstücken, für welche der Wende eine große Vorliebe zeigt, ausbezahlt. Auch erhalten die Hausmitglieder als Bruder, Schwester, bis auf Knecht und Magd herunter Geschenke, erstere in Geld oder in Geld und Sachen, letztere in Sachen, etwa eine Weste, respektive ein Tuch. Man bestimmt nun bei der Verlobung den Tag, an welchem beide Partheien zur Stadt fahren wollen, um die gegenseitigen Geschenke einzukaufen. Diese Geschenke bestehen von Seiten der Braut für den Bräutigam aus dem Ringe, der silbernen, jetzt auch wohl goldenen Uhrkette, der mit Silber beschlagenen Pfeife 2c. Von Seiten des Bräutigams für die Braut aus dem Ringe, dem Gesangbuche mit goldenem Schnitte, der Halskette, und zuweilen auch aus dem weißen Nachtmahlszeuge, in welchem die verheiratheten Frauen zur Kommunion gehen. Es ist dies eine Tracht, welche von dem weißen Oberzeuge in ihrer Totalansicht ein geisterhaftes Weiß wiederspiegelt und nur von den unterliegenden, stellenweise hervorragenden dunklen Kleidungsstücken schwarz begrenzt wird.

Wenn nun der Liebesbund also geschlossen ist, so sehen sich die Verlobten, falls sie nicht gerade in einem Dorfe zusammen wohnen, selten, etwa nur an den Festen, welche an dem Orte ihres demnächstigen Heerdes gefeiert werden. Mitunter kommt auch wohl die Braut, wenn es daheim die Berufsgeschäfte erlauben, um auszuhelfen zur Stätte ihrer späteren Wirksamkeit herüber. — So verfließt der Frühling und der Sommer, mit ihnen die schöne Zeit der Rosen und der Liebe. Aber andere Sorgen haben die Gemüther unserer Liebenden, und namentlich die der Eltern bewegt. Die Aussteuer muß beschafft werden, und Stellmacher, Schmied, Tischler, Sattler, alles hat vollauf zu thun, denn Martini, die Zeit der Hochzeitsfeier, rückt heran. Bevor aber Hymen seine Bande schlingt, ist noch ein wichtiger Akt vorzunehmen — die Eheverschreibung beim Amte oder beim Notar. Mag alles noch so bündig besprochen und verhandelt sein, ist man so weit gekommen, daß das Aufgebot erfolgen soll, ist die Aussteuer längst fertig, und sind selbst die feisten Opferstiere, die zum Wohlgefallen der Gäste ihren Bratenduft zum Himmel spenden sollen, angekauft, — der starre Sinn, der krasse Egoismus des Wenden reißt oft das zarte Band wieder entzwei. Da will die eine Parthei dies und jenes — oft eine Lumperei — nicht versprochen haben, da verlangt die andere in ihrer Habsucht etliche Dreier mehr — und man geht geschieden auseinander. Uns ist ein Fall bekannt, wo die Partheien sich in allen Punkten geeinigt hatten, und schließlich trotz aller vorgebrachten Vernunftgründe der Ehekontrakt nicht geschlossen wurde, weil — keine Parthei die kleine Tageszeche beim Brauer bezahlen wollte. Kaum glaublich, aber doch buchstäblich wahr. Solche Scheidungen vor der Ehe treten im Wendlande häufig, selten aber wirkliche Ehescheidungen auf. Man behilft sich in Uneinigkeitsfällen des Kostenpunktes wegen, so gut es gehen will, und trägt mit großer Apathie — auch ein Karakterzug des Wenden — das unvermeidliche Schicksal. — Die Aussteuer im Wendlande besteht, je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern, in einem Geldkapital, welches in letzterer Zeit oft über die Kräfte in die Höhe geschraubt wird, und in dem, was man hier „voll Landesrecht“ nennt, als vier Sack Roggen, ein Pferd, eine Kuh und der sogenannte „blanke Wagen“, ferner aus einem aufgemachten Bette, einem Kleiderschrank, einem Koffer, 6 Stück

Stühlen, einem Spiegel, ja sogar aus Sopha und Sophatisch.

Ist alles friedlich geordnet und der Ehekontrakt besiegelt, so geht es mit schnellen Schritten zur Hochzeitsfeier, zur „Köst". Die Vorbereitungen zu derselben nehmen einen großen Zeitraum in Anspruch. Da muß der Maurer tünchen, der Maler malen, um das Haus im bräutlichen Schmucke erscheinen zu lassen, denn so sehr der Wende wegen seiner Unreinlichkeit früher verschrieen war, so sehr liebt er jetzt hübsche reinliche Räume, mag er in der Wahl der Ausstattung und der Farben auch dabei weniger Schönheitssinn als krasse Abnormität bekunden. Wer die Zurichtungen zu einer Köst im Wendlande aus der Nähe betrachtet, dem wird ganz wirr vor den Sinnen und sein Verstand zweifelt, ob eine solche Fülle von Fleischwaaren und Viktualien wirklich bei einem Familienfeste konsumirt werden kann, und doch ist es so, wenn er sich nur gedulდet bis die festlichen Tage herankommen, wo er dann Gelegenheit hat zu sehen, welche Völkerwanderung nach dem Hochzeitsdorfe stattfindet, und welch einen Vertilgungskampf der Wende mit seinem „Köstenmesser" führt. Bei einer irgend bedeutenden Hochzeitsfeier werden zwei Ochsen, zwei Schweine, mehrere Hämmel und Kälber, daneben eine Menge von Geflügel dem Beile und dem Messer überliefert. Zweimal vierundzwanzig Stunden sind nöthig, um das Gebäck zu bereiten, und 4 bis 8 Malter Weizen, 2 Malter Roggen werden zu Kuchen, Kubbel, Nüssen und Brod verbacken. Starke Einkäufe in der Stadt an Kaffe, Zucker, Reis, Rosinen, Tabak sind besorgt, als gelte es eine Abtheilung Soldaten oder ein Schiff auf mehrere Jahre einer Weltumsegelung, zu versorgen. Wahrlich der bestallte „Koch" eines solchen Festes hat in dieser Zeit den Kopf voller Sorgen, und Hand und Fuß erfreuen sich selten weniger Stunden Ruhe. Durchgehends ist der Koch bei festlichen Gelegenheiten im Wendlande der Hausschlachter, und sein Ruf ist es, der ihm das Engagement sichert. — Bei solcher voluminösen Aufspeicherung von Lebensmitteln darf das Geistige nicht fehlen, und in der That wird Bier und Branntwein fuderweise herangeschafft, und für den Pfarrer und etwaige Gäste aus der Stadt, sowie für die Ehrentänze eine Quantität süßen Weines — Malaga oder Muskat — der seine Existenz selten den Weinbergen des glücklichen Südens verdankt, beigegeben. Der „Schenke" hat das schwere Amt dafür zu sorgen, daß keine Kehle trocken bleibt, und daß die Feststimmung eine erhöhete, allgemein zufriedenstellende ist. Dieser Schenke ist gewöhnlich der Schneider des Bräutigams, der sein Ehrenkleid gemacht hat. — Da der Wende Musik liebt, darf auf keiner großen Hochzeit solche fehlen, und ein Corps von 7 bis 10 Mann hat die Lieblingsweisen des Wenden aufzuspielen. Das Spielen auf Hochzeiten ist für die Musikanten ein sehr einträgliches Geschäft, selten lohnt es weniger wie 60 Thlr., häufig mehr, und wenn auch müde und matt, mit vollen Taschen und lachenden Herzen ziehen die Dorfmusikanten auf stillen Wegen heim. Wie alles der Spekulation unterworfen ist, so auch hier. Die gute Einnahme, die die Musik stets macht, hat mit der Zeit die Hochzeitsgeber veranlaßt, mit ihr Verabredung zu treffen, und so muß der Leiter der Musik, — der Dorf-Musikdirektor — von seiner Einnahme eine Summe, welche nach Akkord festgestellt wird, abgeben, wie es beschönigend und entschuldigend heißt — für die Beköstigung der Mannschaften.

Die Einladungen zur Hochzeit erstrecken sich sehr weit. Jede Parthei ladet ihre Verwandten bis in die Glieder hinauf, die nur irgendwie verwandschaftlich nachzuweisen sind, und dabei kommt alles aus dem Hause, Mann und Frau, Bruder und Schwester, Knecht, Magd, selbst Kinder bis auf die zarteste Jugend herab, so daß der verwais'te Hof in diesen Tagen von einer alten

Muhme oder einem alten Vetter bewahrt werden muß, es heißt dann: „se höht in" (einhüten). Berücksichtigt man nun ferner, daß jede Familie einen befreundeten Hauswirth mitbringt, der sie zur Köst fährt, daß dieser mitunter noch einen Burschen führt, der die Pferde heimbringen muß, so kommen leicht beim Feste 300 Personen und mehr zusammen, welche alle durch drei, mitunter auch durch 4 Tage — die Dauer der Hochzeit — in festlicher Fülle versorgt sein müssen. — Erscheint in anderen Gegenden der Hochzeitsbitter festlich und eigenthümlich ausstaffirt, hat er nicht selten einen originellen, süßen Reim im Munde, so wird hier die Einladung symbolisch — durch Ueberreichung eines „Kubbels" (eines Weißbrodes), — vollzogen. Wer keinen Kubbel erhalten hat, der sieht die Einladung als nicht geschehen an.

Eine eigentliche Polterabendfeier findet bei den Wenden am Vorabende der Hochzeit nicht statt. Es wird allerdings von den Bewohnern des Dorfes gepoltert, indem Scherben aller Art gegen die große Thür des Hochzeitshauses fliegen, indeß wenn der Wirth kommt und seine lärmenden Gäste mit Bier und Branntwein regalirt, so ist die Sache abgethan.

Endlich naht der festliche Tag heran, es dämmert langsam oder gar nicht, indem Novembernebel mit dichtem Schleier die Flur decken, dennoch ist es im Hochzeitshause längst lebendig geworden. Schon um 4 Uhr Morgens ist zum Kaffe geblasen. Es gilt nun vorerst die Braut, die Krone des Festes, zu holen. Der Brautwagen, hier „Schappenwagen" genannt, blau angestrichen, wird mit 6 Rappen bespannt, geführt von dem Bräutigam und dem nächsten Verwandten, und zwar so, daß der Bräutigam auf dem hintersten Sattelpferde, der andere Führer aber vorne sitzt. Beiden hängen seidene Tücher von den Achseln ihres Rockes. Künstliche Blumen schmücken die Rosetten der Stirnbänder, seidene Bänder die Zäume der Pferde, auch die Peitsche. Alles ist stattlich und festlich geziert. So eilt man nach dem Dorfe der Braut. Hier angekommen wird der Schrank, („Schapp" daher Schappenwagen) auf die Hinterachse geladen und durch Stricke wohlbefestigt. Der Koffer kommt auf die Vorderachse, quer darüber das Gesimse des Schrankes, dergestalt, daß der unter Glas in Goldschrift prangende Namen der Braut deutlich und prahlend zur Ansicht kommt. Das Spinnrad mit vom feinsten Flachse gewundenen und mit flatternden seidenen Bändern geschmückten Rocken, steht auf dem Koffer. Die Braut im höchsten Staate, im reichen Festtagskleide, mit großer seidener Schürze und einem gleichen Tuche, die goldene Timpmütze auf wohlfrisirtem, nach hinten zurückgekämmten Haare, sitzt vor dem Schranke. Im Halbkreise herum, sich an den Leiterbaum klammernd, nothgedrungen den kleinsten Raum beanspruchend, drängend und gedrängt stehen die Kranzjungfern, und auf den Leiterbäumen, sich am Schranke und den zur Befestigung dienenden Stricken haltend, stehen oder hängen vielmehr die jungen Burschen und Knechte, beim schnellen Fahren höchst gefährlich dem Sturze ausgesetzt. Das ist etwa kurz beschrieben der karakteristische Schappenwagen, den eine wilde Reiterschaar, wie die Kabylen der Wüste hin und her schwärmend, jauchzend und jubelnd, die Flasche schwingend und leerend umkreist. Es ist dies die Ehrengarde der Braut, und diese Vorreiter sind Söhne und Knechte der zur Hochzeit geladenen Hauswirthe. Die Pferde, welche der Großknecht schon wochenlang für diesen Tag gefüttert, sind mit Bändern und Blumen ausstaffirt, die Reiter selbst im Festschmuck, im Kirchrock und hohen Cylinder. Der zweite Wagen führt die Musiker, deren Instrumente mit bunten Tüchern, welche die Braut zu diesem Zwecke schenkte, geschmückt worden. Sie spielen auf jeder Dorfgrenze, die der Zug berührt, die lustigen, bekannten und beliebten Weisen des Wendlandes. Dann folgt der Wagen des Brautvaters mit den

anderen Mobilien der Aussteuer. Er führt auch die sogenannte „Korfmöhm" (Korbmuhme), welche auf einem Stuhle sitzend die Funktion hat, auf das Geschrei der den Zug umjauchzenden Jugend „Nöt her! Nöt her!" diese Nüsse — ein kleines Brodgebäck — aus dem Korbe unter die Menge zu werfen. — Geht der Zug durch die Stadt, so haben sich die Wagen der Hochzeitsgäste schon angeschlossen, der Zug wird immer stattlicher. Ein solcher Wagen mit einer zur Hochzeit fahrenden wendischen Bauernfamilie hat seinen eigenthümlichen Karakter. Man sieht auf den ersten Blick, daß etwas Wichtiges im Anzuge ist. Die ganze Familie, groß und klein, bis auf den Säugling herab, der an der Brust der Mutter liegt, so daß kein theures Haupt fehlt, sitzt zwischen den Leitern. Hinten liegen die rein überzogenen, sorglich in weiße Laken gehüllten Betten. Da es nämlich eine reine Unmöglichkeit ist, alle Gäste im Hochzeitsdorfe zu betten, so bringt jede Familie ihr Ruhekissen mit. Durch diese Tage des Festes lebt der Wende nochmals sein früheres Nomadenleben, indem er nicht allein alles mit sich führt, was ihm lieb und theuer ist, sondern auch das, worauf er sein Haupt legen will. Was für strahlende Gesichter lachen vom Wagen herunter, wie spricht aus allen Zügen die Freude und die Erwartung des bevorstehenden Genusses! Welchen Kontrast aber bildet die Heimkehr? In einem viel langsameren Tempo, im schleppenden Schritt, führen dann die ahnungsvollen Gäule eine abgespannte, müde, schlaftrunkene Gruppe. — Geht der Zug durch die alte Wendenstadt Lüchow, so wird bei dem Brauer, wo die Alten verkehren, Halt gemacht, und eine Erfrischung eingenommen, wobei die große Schaar der umstehenden Neugierigen auf Kosten der Hochzeitsgeber sich auch einen kühlen Trunk erlaubt. Unter den heitern Klängen der Musik eilt man nun zum Hochzeitsdorfe. Der Schweif des Zuges wird immer länger, je mehr man sich demselben nähert, die Gegend auch belebter, denn Gäste aus der Stadt und vom Lande und Neugierige aller Art eilen einem Ziele zu. Daneben schleicht die ganze Bettlerschaar des Wendlandes aus allen Himmelsgegenden heran, die Bettelkiepe oder den Bettellaken auf dem Rücken, auch sie feiert heute einen frohen Erntetag. — Der Zug jagt heran mit großem Halloh und Gejauchze, das die Luft erfüllt und weit in die Ferne bringt, das Nahen des Zuges ankündigend. Immer näher kommt das brausende Getöse. Reiter sprengen im wilden Galopp auf der Straße einher und streiten im Wettkampfe darum, wer das Hochzeitsdorf zuerst erreicht. Da wird Halt gemacht. Man ist an der Gemarkung des Dorfes angelangt. Der Bräutigam und der andere Wagenführer steigen vom Pferde und wenden sich an die Braut mit der Frage: „Wer att di föhrt Jungfer Brut?" (Wer hat Dich gefahren, Jungfer Braut?) Die Braut antwortet dann: „Godd und gode Lüüd" (Gott und gute Leute), und wirft dabei den beiden Führern ein Trinkgeld in den Hut. Diese Ansprache soll nach Auslegung der Wenden darum erfolgen, damit die Braut später in der Ehe nicht sagen kann: „att mi de Döwel ier ärföhrt" (Hat mich der Teufel hier hergefahren). Merkwürdiger Weise hört man diese Redensart hier wirklich häufig aus dem Munde des Volkes.

Ist der Schappenwagen im Dorfe angekommen, so haben sich inzwischen die Gäste, die dem Zuge nicht folgten, auch schon eingefunden. Jede Familie bringt als Hochzeitsgabe den sogenannten „Korb" mit, welcher wohlgespickt ist mit Hühnern, Eiern, Butter und dergleichen. — Das Frühstück wird eingenommen, so wie es die Gäste verlangen und je nach der Zeit wie sie eintreffen, also immer à la carte. Ist dieser Imbiß gethan, rüstet man sich zum Kirchgange. Bräutigam und Trauleiter, sowie die jungen Burschen haben Sträuße von Rosmarin am Hute und an der Brust. Stattlich, höchst stattlich, mit

einem eigenthümlich orientalischen Gepränge haben sich die Braut und die Brautjungfern ausgeschmückt. Deckt den Körper die übliche, aber heute noch erhöhte Festtracht, so bedient man sich eines Kopfputzes höchst origineller Ausstaffirung. Ein Geflecht von künstlichen Blumen, mit Flittern und Kantillen reich besetzt, bildet eine kleine, turbanartige Krone, von welcher die prächtigsten 5 Zoll breiten seidenen Bänder, in den dem Wendlande eigenthümlichen Mustern bis auf die Füße herabwallen, und so dicht hängen, daß sie dem Beschauer die verlangenden Züge der Braut und die freudestrahlenden Gesichter der Kranzjungfern verhüllen. Ebenso reich sind die jungen Frauen ausgeschmückt, nur daß sie statt des Kranzes die goldene Mütze tragen. So aufgeputzt geht es nun unter den feierlichen Klängen eines Chorals, den die den Vortritt habende Musik aufspielt, zur Dorfkirche oder Kapelle. Erst die Braut inmitten ihrer Trauführer, dann der Bräutigam mit Begleitung und hintendrein der ganze große Troß der Hochzeitsgäste, insofern Alter und Gebrechen nicht daran hindern. Früher kreis'te auf diesem Gange die Branntweinflasche von Hand zu Hand, diese Unsitte ist aber beseitigt, und die Geistlichen haben jetzt selten über solchen Frevel zu klagen.

Während der Trauung macht der Schenke, mit einer großen weißen Schürze angethan, die Runde durch's Dorf, und wirft durch die große Thür auf die Diele jedes Hauses eine Quantität von den schon erwähnten Nüssen. Inzwischen hat der Koch sein Amt verrichtet, die Tische werden gedeckt und durcheinander mit allem besetzt, was zubereitet ist. Da dampft eine Schüssel kräftiger Hühnersuppe, die den Appetit unserer Wenden um so reger macht, je größer die darauf schwimmenden, durch Butter erzeugten Fettaugen sind. Da ist Kalbsbraten, Rinderbraten, Schweinebraten, Sülze und Ragout in buntem Durcheinander; da prangt die Schüssel mit Reis, übergossen mit Zucker, Kaneel und gesottener Butter, da duftet der beliebte Meerrettig mit Korinthen, da ist Backobst, da sind weiße Bohnen, und vor allem darf das „Suersöt", ein echt wendisches Gericht, bestehend aus Honig oder Syrup, Essig und Rosinen nicht fehlen. Der Lärm des Tages schweigt, und man hört nur das Arbeiten der Zähne. Wehe aber dem Gaste, der kein Messer und keine Gabel mitgebracht hat, er kann sich auf echt türkische Art bedienen, wenn nicht sein mitleidiger Nachbar ihm in einer Pause der Rast seine Schneidewerkzeuge leiht. Man hat zum Behufe des Köstenziehens eigene, schon oben erwähnte „Köstenmesser". Messer und Gabel befinden sich in einer Schaale und sind zum Zusammenklappen eingerichtet, also immer so konstruirt, daß man zu derselben Zeit sich nur des Messers oder der Gabel bedienen kann. — Das junge Ehepaar und die nächsten Angehörigen haben ihre Tafel in der großen Stube, der Pfarrer mit seiner Familie und einigen anderen Ehrengästen in der kleinen Stube, die übrige Gesellschaft schmaust und trinkt an langen Tischen auf der großen Diele. Hat der Akt des Hochzeitsmahles seinen Kulminationspunkt erreicht, haben beim lustigen Spiel der Musiker die Branntweingläser nach Recht geklappert, so kommen die Diener der Küche und des Kellers mit ihren Attributen, um von den Gästen ihren Zoll zu erheben. Der Koch naht mit einem Teller voll Salz, in welches man seine Gaben hineindrückt, der Schenke mit einem leeren Glase, die Musikanten das Mundstück einer Trompete auf dem Teller, die Schüsselwäscherin — gewöhnlich de Friwerbersche — mit einem Strohwisch auf dem Teller. — Nach aufgehobener Tafel beginnen die sogenannten „Ehrentänze", bei welchen die junge Frau die Hauptrolle spielt, und an denen sich nur die hochzeitlichen Würdenträger, die Trauleiter, der junge Ehemann und die nächsten Anverwandten betheiligen. Der Jahreszeit gemäß ist inzwischen der Abend eingebrochen. Auf den mit grünen Reisern gezierten Haltern sind die

Lichter angezündet. Kopf an Kopf, dicht gedrängt ist die große Diele von einer erwartungsvollen Menge aus Gästen und Zuschauern bestehend, angefüllt. Trotz der frischen Novemberluft rinnt der Schweiß v n jeder Stirne, während durch die offene große Thür ein eisiger Zug hereinweht. Die gespannte Erwartung achtet aber nicht darauf. Das Auge ist auf einen kleinen, eng begrenzten Kreis gerichtet, und voll Unruhe und Ungeduld strebt und drängt alles diesem Kreise nahe zu sein oder wenigstens einen Blick hineinzuwerfen. Endlich erscheint die junge Frau im höchsten Staate, die Kranzjungfern, zwanzig und mehr an der Zahl, bilden so gut als der Drang von allen Seiten es gestattet einen Kreis, in ihren Händen haben sie brennende Lichter mit Grün geschmückt, auch wohl kleine Christbäume. — Ein Strich über die Geige — und der erste Trauführer des Bräutigams tritt vor und eröffnet den Reigen mit der jungen Frau. Nach dem ersten Tanze legt er nicht, sondern wirft vielmehr seine harten Thaler prahlend auf den Teller, der vor den Musikanten steht, welche mit Schmunzeln Dank nicken. Alle Hälse recken sich mit einem Male neugierig länger und länger, zu sehen, wie viel aufgeworfen ist. Hat der erste Trauführer seiner Lust gefröhnt, so kommt der zweite, dann die Trauleiter der Braut, darauf der Bräutigam, und endlich nach der Reihe alle näheren Anverwandten, und alle wetteifern den Musikern ihren klingenden Dank zu werfen. Unter 5 Thlr. wird jetzt selten geworfen, Einer will es dem Andern zuvorthun, denn „wenn he datt kann, kann hik datt ok!" Noch müssen wir bemerken, daß die Trauleiter und der Bräutigam bei den Ehrentänzen auf der linken Achsel lange feine weiße Tücher über den Rücken hängen haben und daß sich die Braut mehrmals während des Abends umkleiden lassen muß, um ihren vielen Putz zu zeigen. Nachdem die Kerzen auf den Leuchtern der Jungfrauen sich zu Ende neigen, die junge Frau auch zur Genüge erschöpft ist, obgleich in kleinen Zwischenpausen Erfrischungen gereicht werden, schlägt das junge Ehepaar mit seinen Tüchern die Lichter aus und der allgemeine Tanz, wobei einer den Vorreigen hat, beginnt und dauert bis in die Nacht hinein, während die alten Leute beim Qualm des ABC-Reuters, der Krüsellampen und des ausgehauchten Fuselgeistes, unter derben Faustschlägen auf den großväterlich ehrbaren Tisch ihr deutsches Solo abtrumpfen.

So vergeht der erste Tag. Der zweite Tag wird in ähnlicher Weise mit Essen, Trinken, Tanzen und Spielen verbracht. Die Gäste haben sich in den verschiedenen Häusern des Dorfes einquartirt und Nachtlager genommen, wo sie oft im kleinsten Raum, dicht bei dicht eingepfercht liegen. Das Signal aus dem Hochzeitshause versammelt sie jeden Morgen, jedoch nicht eher, bis das junge Ehepaar mit einem Frühtrunk wieder eingeladen hat, zum gemeinschaftlichen Kaffe. — Die junge Frau behält ihren Kranz bis zum zweiten Tag Abends auf, wo ihr derselbe von den Verwandten abgenommen wird, welche ihr dafür die goldene Mütze aufsetzen. Der dritte Tag hat noch einige eigenthümliche Ceremonien. So wird am Morgen desselben eine Leiter an den Hühnerstall gestellt, sämmtliche junge Mädchen müssen unter Musik die Stiege herauf und werden dann mit Musik wieder heruntergeblasen. Nach den jungen Mädchen machen die jungen Frauen dieselbe Procedur. In dieser Zeit sucht auch das junge Paar im Dorfe ein Versteck, wird von den Gästen, die Musik an der Spitze gesucht, und wenn endlich gefunden im Triumph nach dem Hochzeitshause zurückgeführt; hier angekommen muß es mittelst einer Leiter auf den neuen Kleiderschrank steigen, von wo herab die junge Frau eine Schürze voll Nüsse auf die untenstehende dichtgedrängte Menge wirft. Ob alle diese Gebräuche ihre tiefere Bedeutung haben oder blos willkürliche Scherze sind, können wir nicht entscheiden. — Dauert die Hochzeit nur drei Tage, so rüstet man sich am dritten

Tage Nachmittags zur Abfahrt, und jeder Gast gibt zum Schluß den Eltern des jungen Paares noch eine Hochzeitsgabe, in der Regel so viele Thaler, als Familienglieder beim Feste waren. Gab beim Einzuge die Frau den „Korb“, so gibt das Geld beim Abzuge der Mann. Die Musik bringt den Scheidenden ihr Lebewohl, ein Wagen nach dem andern rollt aus dem Dorfe, das immer stiller und stiller wird, bis nach etlichen Tagen der Aufräumung und der Unruhe alles im alten Gleise geht, und geschäftig wie vorhin sich alle Hände emsig beim Spinnrade regen.

Geht es bei anderen Festlichkeiten im Wendlande auch nicht so üppig zu, wie bei der Feier der Hochzeit, so muß doch bei jeder dieser Gelegenheiten stark gegessen und getrunken werden. Ist so ein junger Erdenbürger zur Welt gekommen und soll die christliche Taufe erhalten, so sind die Zurüstungen dazu nicht unbedeutend. Diese Taufe erfolgt bald nach der Geburt des Kindes, und wird nur in einzelnen behindernden Fällen ungern weiter hinausgeschoben. Werden auch nur die nächsten Anverwandten des Ehepaars geladen, so erscheinen doch häufig an 40 Personen und mehr. Jede Familie bringt wie bei der Hochzeitsfeier ihren Korb mit Viktualien als Festgeschenk. Ist die Kirche nicht im Dorfe, so wird der blau angestrichene Wagen mit 4 Pferden bespannt und die Bademutter mit dem Kinde, Gevattern und Gevatterinnen eilen im schnellen Trabe dem Kirchdorfe zu. Während der Taufe treiben die alten Basen und die sonstigen Angehörigen der Familie im Hause ein wahres Höllenspiel. Da wird rumort in allen Ecken, Holz gesägt, gespalten, — gefegt, gescheuert, gesponnen — blos damit das Kind fleißig wird, oder man liest während der Taufe im Andachtsbuche, so wird das Kind fromm. Auch legt beim Kindtaufschmause jeder der Gevattern von jedem Gerichte ein Weniges für die Wöchnerin auf den Teller zurück, und die Folge davon ist, daß sie bald genesen wird.

Dem Tode sieht der Wende mit großer Furchtlosigkeit entgegen. Da sind viele ältere Personen, welche das zum Sarge bestimmte Holz schon bei Lebzeiten bereit halten. Mögen die pekuniären Verhältnisse noch so drückend sein, ist ein alter Großvater oder eine alte Großmutter im Hause, die das Zeitliche bald segnen können, so wird stets ein Theil des Getreidevorrathes für den etwa eintretenden Leichenschmaus bis über die Ernte hinaus aufbewahrt, denn der Wende hält es für eine Ehrensache, daß die Beerdigung seiner Angehörigen (Bigrafft) mit einem stattlichen Gelage vor sich geht. Wir werden dabei lebhaft an Schillers Todtenlied des Nadowessiers erinnert. Damit es dem Todten im Schattenreiche nicht an dem würdigen Schmuck fehlt, wird die Leiche auf's Stattlichste geschmückt, namentlich wenn der Todte dem jugendlichen Alter angehörte. Zur Beschauung der Leiche eilt das ganze Dorf herbei. Das Grab ist inzwischen von etlichen männlichen Dorfbewohnern gegraben. Die Verpflichtung dazu ist eine allgemeine, sowie auch die am Sterbetage und bei der Bestattung mit allen Glocken zu läuten, die Leiche zu tragen und einzusenken, wofür die Eingesessenen des Ortes am Nachmittage der Beerdigung eine oder auch zwei Tonnen Bier, das sogenannte „Todtenbier“ erhalten. Jedes Haus, sobald es sich einer solchen Vereinigung unterworfen, hat seine Leute zu stellen, und muß aus jedem Hause auch eine weibliche Person mit im Gefolge sein. Ehe jedoch der Leichenzug sich in Bewegung setzt, treten die nächsten männlichen und weiblichen Angehörigen des Todten, die letzteren vom Kopfe bis zum Fuße phantastisch in lange, weiße Laken gehüllt, zu ihm heran und nehmen unter lautem Jammern und Händedrücken Abschied. Ist der Kirchhof nicht in der Nähe des Dorfes, so wird die Leiche bis aus dem Dorfe getragen, hier aber der Sarg auf einen Wagen gesetzt und zur Gruft gefahren. Ist der Todte beerdigt, so bleiben die Leidtragenden als Gäste mitunter bis

zum andern Tage im Trauerhause, und vertreiben sich die Zeit mit Essen, Trinken und Kartenspiel. Die Trauerzeit hält der Wende gewissenhaft, sie dauert bei nahen Verwandten stets ein Jahr. Merkwürdig ist die Sitte, daß die trauernden Frauen in der Kirche, wenn der Text verlesen und der Segen gesprochen wird, sitzen bleiben.

Von den Volksfesten der Wenden sind hauptsächlich die „Bauerbiere", welche in die Zeit zwischen Ostern und Johannis fallen, erwähnenswerth. — Wenn im Frühlinge das Samenkorn dem Schooße der Erde zum Keimen, Wachsen, Gedeihen und Reifen anvertraut ist, tritt eine kurze Zeit der Ruhe in ländlichen Arbeiten ein. Diese Zeit benutzten schon die alten Germanen um ihre Frühlingsfeste zu feiern, und damit vergleichbar und ähnlich sind unsere Bauerbiere, Volksfeste, welche durch drei Tage dauern, und wo die Dorfbewohner auf gemeinschaftliche Kosten trinken und tanzen. Der Jahreszeit gemäß sind die Häuser mit Eichen- und Birkengrün, das Festhaus, wo getanzt wird, noch reicher mit Guirlanden und Blumen ausgeschmückt. Ungebundene Fröhlichkeit herrscht überall, und weit hinaus in die herrliche maienprächtige Natur tönt neben den lustigen Klängen des Reigens das „Juchhei" ausgelassen fröhlicher Kehlen. — Mit diesen Festen ist an einigen Stellen, jetzt freilich seltener, ein „Kranzjagen", ein Wettrennen zu Pferde, verbunden. Diese halsbrechende Arbeit war lange Zeit verboten, wird aber in letzterer Zeit zuweilen wieder erlaubt. Die jungen Burschen jagen dabei auf einer Ebene vor dem Dorfe auf ungesattelten Pferden, echte naturwüchsige Reiter, nach einem, von den Schönen des Dorfes gewundenen Kranz, der auf einer Stange hängend das Ziel bildet. Nicht demjenigen Reiter auf schnellem Rosse, der das Ziel zuerst erreicht, sondern dem zugleich gewandten, der mit kühnem Griff den Kranz zu greifen versteht, gehört der Sieg und die Ehre des Tages, er wird während des Festes „König" genannt und trägt seinen Preis, den Kranz, beim festlichen Reigen.

Eine andere Hauptfestlichkeit der Wenden ist die Erntefeier „Aust" (von August dem Erntemonat). Es wird der Tag verabredet, wo der letzte Roggen oder Weizen in der Feldmark gemöht werden soll, und unter den Klängen der Musik arbeiten Schnitter und Schnitterinnen unermüdlich, vor der Gluth der Augustsonne durch einen frischen grünen Schnitterkranz geschützt, bis gegen Mittag, wo die Arbeit in der Regel gethan ist, und das junge Volk mit lachendem Frohsinn zum Tanze eilt. Dabei zieht man von Haus zu Haus, so daß die Stätte der Freude wechselnd durch das ganze Dorf geht, und nur das Trauerhaus still bleibt. — Nach erfolgten Verkoppelungen findet die Feier in diesem Maße selten mehr statt, vielmehr vereinigen sich jetzt die Dorfbewohner nach vollbrachter Erntearbeit an einem Sonntagnachmittage, wo man dann mit Speise und Trank, die Jugend auch mit Tanz, der Lust fröhnt und so sein Erntefest begeht.

„Fastnacht" wird im Wendlande allgemein solenn gefeiert, wobei sich die jungen Leute auch mitunter maskiren. Die Burschen ziehen mit Peitschen, die Mägde mit Ruthen durch's Dorf und treiben gegenseitig ihre Neckereien, dabei werden Eier und Wurst eingesammelt, auch gibt daneben Hausherr und Hausfrau zur Bestreitung der Tageskosten einen kleinen Geldbeitrag. — Das „Kreienbeer", Krähenbier ist ein Fest, das hauptsächlich für die jungen Dienstboten im Dorfe bestimmt ist. Es wird acht Tage nach Ostern, am sogenannten „weißen Sonntage" gefeiert und stammt aus der Zeit, wo man den Vögeln noch mehr nachstellte, und wo bei den großen Holzflächen die für schädlich gehaltenen Thiere noch viel ungestörter nisten konnten. Im Frühlinge, wenn die Krähen anfingen dem Fortpflanzungstriebe nachzuhängen, erhielten die jungen Burschen den Auftrag, dieselben mit ihren Nestern zu vernichten,

und wurden nach vollbrachter Arbeit von ihren Dienstherren festlich bewirthet. Man eilte dann zum Bierfaß und zum Tanze. Noch jetzt ziehen der Form wegen die Knechte mit allen rostigen Flinten, die aufzutreiben gewesen, auch mit Stangen bewaffnet auf solche Razzias aus. Die Hauptsache ist indessen natürlich das Vergnügen. — Die „Richtfeste" (Richtköste) wurden früher großartig gefeiert, und den schmucken Kranz mit bunten Bändern und Tüchern auf hohem neu errichtetem Giebel umstanden oft an 150 geladene Gäste, die unter rauschender Musik mit Speise und Trank höchst achtbar bewirthet wurden, es wiederholte sich hier das Gepränge einer Hochzeitsfeier, wenn auch nur en miniature. Jetzt ist man bei dieser Gelegenheit auch mäßiger geworden, und mancher Bauherr sieht den Giebel seines Daches still zusammenfügen. — Wenn jemand die Erbin eines Hofes heirathet, muß er der Dorfschaft vorläufig eine Tonne Bier, die sogenannte „Namenstonne" geben, womit er sich in die Gemeinde gleichsam einkäuft. Alsbald aber nach der Verheirathung eines Hoferben oder einer Hoferbin bekommt die Dorfschaft von dem jungen Paare mehrere, 2 bis 4 Tonnen Bier und dazu jedes Haus einen „Paggeleitz" (Semmel in hufeisenförmiger Gestalt), weshalb dies Bier „Paggeleitzenbier" heißt. Der Hauswirth, der zuletzt geheirathet hat, muß es ausschenken. In einem beliebigen Hause, gewöhnlich der Reihe nach, wird es getrunken, auch wird dabei getanzt. Diese Festlichkeit, obgleich obrigkeitlich verboten, findet dennoch fortwährend statt, da man das Gesetz zu umgehen weiß.

Außer den Dorfbelustigungen an den kirchlichen Festtagen geben die Märkte in Lüchow und Trebel, das Schützenfest zu Lüchow und das Erntefest zu Wustrow zur Feier und Vergnügungstouren Veranlassung. Namentlich wird das letzte Fest von der Jugend stark frequentirt, und der Besuch desselben beim Abschluß des Dienstkontraktes mit einbedungen. — Ehemals übte der jetzt eingegangene Markt des Kirchdorfes Satemin, der zwei Tage dauerte, auf den Genußsinn unserer wendischen Bevölkerung einen Hauptreiz. Meilenweit strömte alles dorthin und aus jedem Hause des Dorfes tönte an diesen Tagen die Fiedel, schallte das schmetternde Horn der weit und breit zusammengesuchten Musiker. Kein Markt sah eine solche Fülle, ein solches Wogen der Menge in der bunten, an diesen Tagen vor allem festlichen wendischen Tracht. Es war dies ein Lustmarkt sondergleichen, sein Ruf drang in die weiteste Ferne, und das Andenken daran wird erst nach vielen Jahren erlöschen, wenn längst die bunten, einst so beliebten Schachteln vom Wurm zerfressen sind, auf welchen im Gemälde der Jochen mit seiner Triene tanzt, und worauf der klassische Vers steht:

„Upp de Markt to Satemin
Danze ick mit mien Kathrin!"

VII.

Der Aberglaube ist bei den Wenden noch in umfassendem Maaße herrschend. Er ist ein bezeichnender Zug im Karakter derselben. Mit der Unwissenheit und Rohheit Hand in Hand gehend, war er früher verbreiteter, und verschwand mit der Zeit, wie sich die wahre Bildung hob, immer mehr. Wir sind gerecht genug zuzugeben, daß es heutigen Tages viele, sehr viel, Wenden gibt, die dem Unsinne abhold, der Vernunft die Ehre geben, und nicht allein den abergläubischen Gebräuchen, die zum großen Theile noch aus alter heidnischer Zeit stammen, nicht anhängen, sondern sie in ihren Kreisen nach Kräften zu bekämpfen und abzuschaffen streben. Dennoch darf man nicht in Abrede stellen, daß der Aberglaube, dies Kind der Finsterniß, mit seinen Spukgestalten hier noch häufig umgeht. Verschlossen und mißtrauisch wie der Wende ist, muß man,

wenn man oberflächlich nachfragt, freilich stets hören, solche alberne Einbildungen hätten hier entweder gar nicht geherrscht, oder wären mit einer längst vergangenen Zeit begraben. Dringt man aber tiefer in die Sache, und sucht das Vertrauen eines alten Wenden zu gewinnen, so daß er mit der Sprache herausrückt, so erfährt man Vieles von dem hier beim Volke herrschenden Aberglauben und den daraus entspringenden Gebräuchen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist der Glaube an den „Dubbelsüger" Doppelsauger oder Vampyr. Da es eine Schande ist einen Doppelsauger in der Familie zu haben, so sucht man natürlich alles zu verheimlichen, was darauf hindeutet, und welche Gebräuche nach seinem Tode mit ihm vorgenommen werden. Wir können aber dennoch aus neuerer Zeit Fälle konstatiren, wo die Prediger angegangen wurden, Erlaubniß zu ertheilen, daß man die Leichen vermeintlicher Doppelsauger wieder ausgrabe, um mit ihnen die Prozedur vorzunehmen, welche sie unschädlich macht. — Bei unvermischt gebliebenen Nationen germanischer Abstammung kommt der Glaube an den Doppelsauger, an den Vampyr, entweder gar nicht oder nur sporadisch vor. Dagegen findet er sich bei Stämmen slavischen Ursprunges allgemein. So tritt er in Serbien, Bosnien, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, bei den Slowaken, Ruthenen, Czechen, Russen und Polen auf. — Die Entstehung eines Doppelsaugers erklärt das Volk auf folgende Weise: Ist das Kind bereits entwöhnt, und wird nochmals an die Brust der Mutter gelegt, so bekommt es durch diese Doppelentwöhnung die Eigenschaft, daß es nach seinem später erfolgenden Tode im Grabe mit den nicht verwesenden Lippen die fleischlichen Theile der eigenen Brust auffaugt, und dadurch seinen nächsten Angehörigen durch Sympathie die Lebenskraft entzieht. — Weiß man mit Bestimmtheit, daß der Hingeschiedene ein Doppelsauger war, so trifft man die üblichen Vorsichtsmaaßregeln. Es wird der Leiche ein Geldstück, worauf sich ein sogenanntes Andreaskreuz befindet, ein Kreuzwitte oder ein Kreuzheller zwischen die Zähne gesteckt, oder man legt derselben ein halbkreisförmig ausgesägtes Brett unter das Kinn, so daß Kopf und Brust vollkommen getrennt sind. Vor allem sucht man beim Schließen des Sarges sorgfältg zu verhüten, daß die Lippen des Verstorbenen mit einem Theile seines Todtenkleides in Berührung kommen. Wäre dies durch Unvorsichtigkeit dennoch geschehen, er würde „nachzehren", das heißt ein Glied der Familie nach dem andern ins Grab holen. — Da nun aber auch der Doppelsauger nach seinem Tode ins Haus heimkehren könnte, so müssen auch dagegen Vorsichtsmaaßregeln getroffen werden. Beim Heraustragen der Leiche hebt man nämlich die bewegliche Schwelle der Hauptthür von der großen Diele („de Süll") hoch, und läßt den Sarg und das ganze Leichengefolge unter dieser Schwelle durch. Später legt man dieselbe wieder so fest auf's Fundament, daß nicht der geringste Zwischenraum übrig bleibt. Jetzt ist die Rückkehr unmöglich, weil der Doppelsauger nur den Weg ins Haus nehmen darf, auf welchem er aus demselben gekommen ist. — Ist es aber nicht bekannt gewesen, daß der Verstorbene ein Doppelsauger war, stellt sich dies erst im Laufe der Zeit heraus, und hat man ihn daher ohne die schützenden Mittel gegen die schreckliche Eigenschaft beerdigt, wird man in dem Verdachte, daß der Todte ein Doppelsauger ist, durch das plötzliche Abmagern dieses oder jenes Familiengliedes immer mehr bestärkt, so schleichen die Angehörigen in der Stille der Nacht heimlich nach dem Kirchhofe, graben die Leiche wieder aus, und stoßen ihr mit einem Spaten das Genick ab, dadurch ist dem Todten jede böse Einwirkung auf die Lebenden entzogen. Ein wirklicher Doppelsauger soll der Sage nach dann einen lauten Schmerzensschrei ausstoßen.

Die andern abergläubischen Gebräuche bei

Beerdigungen, die verschiedenen Arten des „Vorlauts“, der Todesahnungen und Zeichen sind zahlreich genug, wir wollen nur einige wenige davon anführen. Beim Fortschaffen der Leiche gießt man dem Sarge einen Eimer voll Wasser nach, und ist sicher, daß der Verstorbene nicht als Spuk im Hause umgeht. Höchst ängstlich achtet man darauf, wo der Leichenzug, um den Trägern Rast zu gönnen, anhält, denn in diesem Hause wird jedenfalls in allernächster Zeit jemand sterben. Auch danach sieht man, wer der erste ist, der die Schaufel aufhebt um dem Todten die Erde auf den Sarg zu werfen, er ist sicher von den Anwesenden der erste der stirbt. Das Haus nach welchem, wenn der Hügel aufgeschüttet ist, der letzt geworfene Spaten zeigt, kann sich auf einen Todesfall gefaßt machen. So muß natürlich der Name aus dem Todtenhemde getrennt werden, wahrscheinlich weil es im Jenseits keinen Schulze, Schmidt oder Meier gibt. Wie in anderen Gegenden, so ist auch hier das nächtliche Geschrei der Eule, des Leichhuhns &c. ein böses Omen, um so mehr, wenn auf der Nachbarschaft ein Kranker siech darnieder liegt. Selbst das Geheul eines Hundes in der Nacht ist von übler Vorbedeutung.

Die Gebräuche bei der Taufe, die Ausführungen von Handlungen um das Kind fromm, klug und fleißig zu machen, sind schon im vorigen Kapitel erwähnt. Die Zahl dieser Gebräuche ist Legion. Die Mutter darf nicht schmieren, sonst wird das Kind schmierig. Die Mutter darf, wenn sie an stinkendem Aas vorübergeht, nicht Mund und Nase zuhalten, sonst bekömmt das Kind einen übelriechenden Odem. Die Mutter darf nicht direkt mit dem Munde aus der Flasche trinken, sonst kann das Kind schwer Luft holen. Die Mutter darf den Urin nicht unter der Dachtraufe fließen lassen, sonst seifert das Kind. Die Mutter darf nicht kochen, was spritzt, sonst erhält das Kind Male; keine gelben Wurzeln schaben, sonst erhält das Kind Sommersprossen; nicht durch's Schlüsselloch gucken, das Kind würde schielen. Vor der Taufe darf man auch nicht den Namen des Kindes nennen, es würde sonst schwer sprechen lernen, und faßt man es auf den Kopf, bekommt es keine guten Haare. Ist die Mutter so unbedacht, wenn sie sich Essen aus dem Schranke nimmt, davor stehen zu bleiben und es zu verzehren, so wird der arme Säugling nicht mehr satt. Um diesen bösen Zauber zu heben, wird das Kind in den Schrank gesetzt und die Mutter verrichtet nun neunfach verschiedene Arbeiten. Kann der junge Erdenbürger nicht schlafen, so legt man Eulenfedern in die Wiege, und damit er später nicht auf abenteuerliche Reisen ausgeht, sondern hübsch häuslich bleibt, behalten die Gevattern beim Kindtaufsschmause den Hut auf. — Eigenthümlich ist die Furcht der Wenden, wenn zwei Kinder verschiedenen Geschlechtes mit demselben Taufwasser getauft werden. Da die Taufe fast regelmäßig am Sonntage vorgenommen wird, ist ein solcher Fall nicht selten, und bringt den Eltern und Taufzeugen viel Kümmerniß. Man hat Angst, daß der Knabe dann ein zu großer Verehrer des schönen Geschlechtes werde, und umgekehrt das Mädchen keine ehrbare Zucht und Sitte bewahre, möglicherweise auch einen Bart bekomme. — Um dem jungen Christen im späteren Leben Behendigkeit und Gewandtheit zu verschaffen, hat der jüngste Gevatter die Verpflichtung, wenn er mit dem Täufling nach vollbrachter Taufe an die große Thür kommt, rasch über die Lehmdiele nach dem Zimmer der Mutter zu laufen.

„De Unnererdschen“, ungestaltete Zwerge mit großen Dickköpfen, stehen bei den Wenden im großen Verruf. Sie sind im Verdacht, daß sie den Säuglingen bis nach erfolgter Taufe boshaft nachstellen, dieselben rauben, und ihre dickköpfigen Kinder, Mißgestalten und Wechselbälge dafür in die Wiege legen. Bis zur Taufe, nach welcher die Unterirdischen keine Macht mehr über die Kinder haben, werden diese sorgfältig bewacht,

ja man ließ früher bis dahin wohl Nacht und Tag ein Licht bei der Wiege brennen, weil diese Zwerge, wie alle Ausgeburten der Nacht, nichts mehr scheuen als das reine Licht, sie können eben nur in der Finsterniß, — und setzen wir hinzu, in der Dummheit und dem Aberglauben eines Volkes ihr Wesen treiben.

Auch bei der Hochzeit, wo wir Menschen in einen neuen Abschnitt unseres Lebens treten, ist es natürlich, daß wir Hoffnungen, Erwartungen und Befürchtungen hegen, und daß diese sich an abergläubische Gebräuche lehnen. So müssen in der Zeit von der Verlobung bis zur Hochzeit Braut und Bräutigam, sowie ihre Angehörigen bei Besuchen stets durch die große Thür und nicht seitwärts ein und ausgehen, sonst wird die Verbindung wieder gelöst. Ferner glaubt man, daß dem, der bei der Trauung die Hand oben hat, auch die Herrschaft in Haus und Hof zufalle. Da drehen und wenden denn die lieben wendischen Bräute nach Recht und Pflicht, zu diesem Ziele hinzukommen. Will es nicht gelingen, so sucht man dem Bräutigam unbemerkt kräftig auf den Fuß zu treten, das hat denselben Erfolg, und die Frau behält später die Macht. Damit keine Friedensstörer und Neider zwischen das junge Paar treten und ihnen etwas „anthun" können, stellen sich Braut und Bräutigam bei der Trauung so dicht zusammen, daß keiner zwischen ihnen durchzuschauen im Stande ist. Auf der Fahrt nach dem Hause des Bräutigams muß derselbe die bei der Ankunft vom Wagen ihm in die Arme springende Braut bis zur Mitte der großen Diele oder bis zur Feuerstelle so tragen, daß sie mit keinem Fuße die Erde berührt. Um dem neuen Haushalte Glück und Gedeihen zu sichern, reicht man dem Brautpaare bei seiner Ankunft im Hochzeitshause einen Teller mit Suppe aus allen möglichen Getreidearten, aus Proben von Viehfutter und dergleichen bereitet. Hundertfältig ist alljährlich die Ernte, groß der Segen, Reichthum und Ueberfluß kommen, wenn man dem Bräutigam und der Braut einige Körner Weizen, Roggen, Hafer, Leinsamen 2c. 2c. in die Schuhe legt, und sie darauf zur Trauung wandeln. Von guten Folgen ist es auch, wenn man der Braut etwas Flachs in den Myrrthenkranz windet. Prügel kann die Frau nie erhalten, wenn es ihr unbemerkt gelungen ist, dem Bräutigam ein Stöckchen in das Halstuch zu winden. Nicht einmal erlaubt das begehrende, herrschsüchtige Weib, daß der Mann die Hosen anhat, denn sie sucht in der Brautnacht heimlich die Hose an sich zu bringen um darauf zu schlafen. — Daß alle diese Vornahmen dem Weibe die Oberhand zu verschaffen etwas nützen müssen, zeigt die Wirklichkeit, denn ungewöhnlich häufig haben im Wendlande die Weiber die Hosen an, und führen das Regiment. Sollte der Aberglaube nicht wirken? Glaubt der Mann vielleicht nicht selbst an diese sympathetischen Mittel, und gibt, wenn die Frau ihn überlistet hat, häufig nach, in der Meinung, er könne seinem Schicksale doch nicht entgehen?

Beim Richtfeste und bei Neubauten überhaupt fehlt es nicht an Gebräuchen, die uralt sind und alle dem Aberglauben huldigen. Gibt der erste Hieb der Axt beim Behauen des Holzes Feuer, weil etwa dem Baume Sand anklebte, so brennt das zu errichtende Haus bald wieder nieder. Beim Richtfeste, wenn der Polier seine stattliche Rede hält, und am Schlusse derselben sein Branntweinglas vom Giebel herunterwirft, muß dieses zerschellen, sonst bedeutet es Unglück. Beim Tanze nachher muß alles kreuzweise und in die Quere durcheinandergehen, dann weiß sich der Hausherr in späteren Fällen, wenn es in der Wirthschaft einmal ähnlich kommt, zu helfen. So wird auch an den Eingängen der Pferdeställe ein Hufeisen verkehrt nach der großen Diele zu festgenagelt. — Die Zimmergesellen stehen bei dem Volke in sonderlichem Respekt, sie können „bannen", zu welcher Zauberkunst sie beim Gesellwerden die Weihe

erhalten. Wer ihnen von ihren Geräthen etwas stiehlt, den treibt es mit Allgewalt, das Gestohlene wieder hinzubringen. Ist sonst ein Diebstahl verübt, und die Spur des Thäters nur vorhanden, so steckt man, wenn man nicht „klook Lüüd" zu Rathe zieht, die Fußspuren in einen Sack und hängt diesen mit der Erde in den Rauch. Der Dieb wird darauf jämmerlich vergehen müssen. — Frevelhaft wäre es, einen Besen zu verbrennen. Bollert das Feuer, so muß man drei Mal hineinspucken, sonst gibt es Streit. Heult der Hund, und hält den Kopf nach oben, so bedeutet das Feuer, hält er ihn nach unten, eine Leiche. In den „Zwölften", das heißt, innerhalb der zwölf Tage, wovon 6 die letzten im alten und 6 die ersten im neuen Jahre sind, darf man keine Hülsenfrüchte kochen, sonst gibt es Schwären, auch dürfen die Ställe nicht ausgeräumt werden, noch darf man in dieser Zeit waschen, da es sonst einen Todten gibt.

Bei körperlichen Gebrechen hält der Wende sehr viel auf Sympathie. Das „Besprechen" ist bei äußerlichen und innerlichen Krankheiten an der Tagesordnung. Es gibt gewiß hundert sympathetische Mittel gegen das kalte Fieber, welche alle auf höchst eigenthümliche Art heilen. Roth mit Blut unterlaufene Augen, das sogenannte „Fleischmal" kurirt man z. B. mit gestohlenem, rohen Fleische, das man auf den kranken Theil legt. Ein Nagel aus dem Sarge hilft gegen Zahnweh, und Wunderkraft hat die Hand eines Todten. Der Fliederbaum, der Hollunder, ist den Wenden besonders heilig. Unter ihm werden nächtlich, stillschweigend oder unter geheimnißvollen Zaubersprüchen die großartigsten Kuren gemacht, auch zu diesem Zwecke in Töpfen oder so, Lappen und Bandagen eiternder Wunden, selbst Kleidungsstücke krankhafter Personen an seinem Stamm vergraben. Es wäre sündhaft auch nur das kleinste Stück von diesem heiligen Baume auf dem Heerde zu verbrennen. Sehr verbreitet ist der Glaube an „Tehrer". Sind die Unterirdischen, sind Würmer damit gemeint, welche Jemandes Lebenskraft verzehren sollen, wir haben es nicht ermitteln können. Genug, oft heißt es von einem Kranken „he hett Tehrer". Dann begibt sich einer der Angehörigen des Kranken mit dem Spruche:

Jü Lübben, hier bring ick jü Flas to spinnen
Un bring jü Gaarn to Linnen
Un bring jü Grütt to kaken
Nu söllt jü uns' Vader, Mudder — Anlies — wohl laten

und den darin genannten Gaben unter einen Hollunderbusch, schneidet Reiser von demselben, steckt diese in die Erde, und alsbald ist an ihnen zu sehen — wie? wissen wir nicht — wie viel „Tehrer" der Kranke gehabt, die ihn nunmehr verlassen haben. — Man kann die Krankheiten auch andern „anthun", indem man mit unsaubern Stoffen angefüllte Lappen „upp de Leggspoor" bringt, so daß derjenige, dem man das Böse anthun will, darüber hinweggehen muß. — Bei Krankheiten des Viehes und beim Fallen desselben ist es nothwendig „versehen". Fast jedes Dorf hat wohl eine Person, die man solcher Weise im Verdacht hat, und ungern bemerkt es der Wende, wenn ein Fremder, seine Absicht mag noch so unschuldig sein, in die Ställe sieht. Damit zusammenhängend war der Glaube an Hexen, der hier freilich direkt kaum aufgetreten ist, und erst aus anderen Gegenden einwanderte. Wer die Hexen erkennen will, der muß in der Walpurgisnacht am Kreuzwege unter einer Egge, die umgekehrt ist, schlafen. Der sogenannte „Hexenplünnen" besteht aus sieben verschiedenen Spezies von Kräutern.

Unter den Hausthieren findet das Gebahren des Hundes und der Katze besondere Aufmerksamkeit, und man knüpft daran seine Betrachtungen. Der Storch — Heinotter — ist den Wenden heilig, er bringt dem Hause Glück, und man sieht es gern, wenn er auf den Giebeln der Wohngebäude

sein Nest baut. Unter den andern Vögeln ist die Schwalbe in besonderem Ansehen. — Wie der Wende sein Wetter macht, wie er Zeit und Stunde seiner Feldarbeiten abergläubisch bestimmt, wollen wir in der zweiten Abtheilung unseres Werkes, im Theile, der der Landwirthschaft speziell gewidmet ist, des Näheren erörtern. — Kurz angeführt sei hier noch die Sitte, das alte Jahr wegzuschießen, und das Anzünden der Osterfeuer am Abende des ersten Ostertages. Dieser aus alter heidnischer Zeit auf uns gekommene Gebrauch, vom Kultus der altsächsischen Göttin Ostara oder Ostera herstammend, tritt hier nur vereinzelt, und nicht so häufig wie in Niedersachsen, in der Gegend zwischen Hamburg und Bremen auf. Mit einem von den Ueberresten des heiligen Osterfeuers mit nach Hause gebrachten halbverkohlten Stück Holze oder einer Hand voll Asche glaubt man krankes Vieh kuriren zu können. Auch herrscht der Glaube, daß alle Dörfer, welche das Feuer beleuchtet, in 12 Monaten von keiner Feuersbrunst heimgesucht werden.

Es dürfte hier am Platze sein über die Verehrung der Kreuz- und Kronenbäume bei den Vorfahren unserer Wenden sich etwas näher auszulassen. — Fast in jedem Wendendorfe befand sich der Kreuzbaum und der Kronenbaum. Der Kreuzbaum war eine gerade hohe Eiche, auf deren Spitze ein Kreuz stand, und über dem Kreuze ein hölzerner Hahn. Kleinere Dörfer wählten statt der Eiche eine einfache Stange und befestigten auf derselben das Kreuz und den Hahn. Die Errichtung eines solchen Kreuzbaumes geschah mit eigenthümlichen Feierlichkeiten. War nämlich der Kreuzbaum errichtet, so war es wesentliches Erforderniß, daß Nichts weiter an ihm gearbeitet werden durfte, er stand so lange es gehen wollte. Fiel er um, so durfte vor dem Himmelfahrtsfeste Nichts zu seiner Wiedererrichtung geschehen, weil, wie die Wenden versicherten, ihre Stedte es nicht leiden wollte. Was unter diesem Ausdruck Stedte zu verstehen sei ist mit Bestimmtheit nicht heraus zu bringen. Die Stedte soll, wie einige meinen, ein Mann oder Weib sein. Nach anderer Auslegung war es ein Genius, der sich an der Stätte des Kreuzbaumes aufhielt.

Zur Errichtung eines neuen Kreuzbaums zog das ganze Dorf ins Holz und eine passende Eiche, die gerade und möglichst hoch war, ward dazu auserwählt. Jeder Hauswirth mußte eine bestimmte Anzahl Hiebe mit der Axt thun. Es wird nicht berichtet, was dann geschah, wenn der Baum nach dieser bestimmten Zahl von Hieben nicht fiel, oder wenn dies früher der Fall war, bevor jeder Hauswirth seine bestimmte Zahl gethan hatte. Die gefällte Eiche ward dann auf einen Wagen geladen, sorgfältig mit den Kleidern aller anwesenden Dorfbewohner bedeckt und im feierlichen Zuge nach dem Platze gebracht, wo der vorige Kreuzbaum gestanden. War die Eiche mit gewissen Ceremonien abgeladen, so hatte ein alter wendischer Zimmermann die Verpflichtung, sie vierkantig zu behauen. Darnach wurde sie kreuzweise durchbohrt, die Löcher mit Pflöcken versehen, und so die Säule aufgerichtet. Wahrscheinlich ward das hölzerne Kreuz mit dem Hahn erst dann auf den Baum gebracht, wenn dieser bereits errichtet war. Nach Beendigung dieser Arbeit ward der Kreuzbaum feierlich eingeweiht. Einer von den Dorfbewohnern, vielleicht der Aelteste, bestieg den Baum durch die kreuzweise an denselben angebrachten Pflöcke, und goß über Kreuz und Hahn Bier aus, so daß es an der Säule hinunterlief. Nach Beendigung der ganzen Ceremonie wurde sämmtliches Vieh aus dem Dorfe herbeigebracht und um den Kreuzbaum herumgeführt oder getrieben, denn nur dann würde, wie sie glaubten, ihr Vieh vom Genius gesegnet. Das Ende vom Feste bestand natürlich im Trinken; 9 bis 10 Tonnen Bier wurden dann an dem Tage von der Dorfschaft ausgetrunken. Dies letztere durfte, behaupteten sie, nicht fehlen, weil

sonst das Vieh nicht gedeihen würde. Aber nicht blos am Tage der Errichtung des Kreuzbaumes wurden Ceremonien bei demselben verrichtet, sondern auch zu gewissen Zeiten — es ist nicht näher anzugeben, wann und wie oft dies geschah — zog die Dorfschaft in feierlichem Zuge zum Kreuzbaum, umging unter dem Schein eines brennenden Wachslichtes denselben, wobei alle einige wendische Worte sprachen, deren Sinn uns nicht überliefert ist. Von Predöhl erzählte ein früherer dortiger Pfarrer, daß sich ein alter Greis täglich bei dem Kreuzbaume eingefunden, dort niedergekniect sei und seine Andacht verrichtet habe.

Verschieden vom Kreuzbaum war der Kronenbaum. Ob er in jedem Wendendorfe sich fand, können wir mit Bestimmtheit nicht sagen, berichtet wird uns von solchen Bäumen in Bülitz, Rebensdorf ꝛc. Der Wahrscheinlichkeit nach war dieser Baum in jedem Dorfe. Der Kronenbaum ward alljährlich, und zwar jedes Mal an einem bestimmten Tage, entweder Johannis, oder Mariä Himmelfahrt oder am Jakobi-Tage errichtet. Am Abend vor diesem Tage zog das ganze Dorf ins Holz und erwählte hier eine schlanke, starke Erle, fällte dieselbe, zweigte sie ab und schälte vom Stammende die Rinde gänzlich fort. Die Spitze des Baumes behielt Rinde, Zweige und Blätter, wodurch eine Art von Krone gebildet ward. Daher der Name Kronenbaum. Am Festtage zogen nun sämmtliche Weiber des Dorfes, alt und jung, feierlich zum Holze mit dem Vordergestelle eines Wagens, luden auf dasselbe das Stammende der abgeschälten Erle und zogen selbst den auf dem Wagen theilweise liegenden Baum aus dem Bruche. Sie wählten absichtlich tiefe und sumpfige Stellen, damit sie ja bis an den Leib im Morast waten mußten. Ein anderer Theil der Weiber war verpflichtet, das Zopfende der Erle so zu halten, daß es ja nicht beschmutzt ward, was ein großer Fehler gewesen sein würde. War der Zug nun vor dem Dorfe angelangt, so erhob derselbe ein großes Freudengeschrei. Sofort beeilte sich der männliche Theil der Einwohner den alten Kronenbaum umzuwerfen, den einer von den Kothsassen annehmen und dafür zwei Schillinge entrichten mußte. Dieses Geld erhielten die Weiber, welche den neuen Kronenbaum aus dem Holze herbeigeschafft hatten zum Vertrinken. Der neue Kronenbaum wurde nun mit großer Mühe auf der Stelle, wo der alte gestanden, errichtet, und die Krone, d. h. die noch am Zopfende gebliebenen Zweige mit Kränzen und Blumen behangen. Nachdem nun hierauf die ganze Dorfschaft in feierlicher Prozession um den Baum herumgegangen war, ward sämmtliches Vieh aus dem Dorfe herbeigetrieben und beim Kronenbaum eingeweiht. Der Schulze des Dorfes zog seine beste Kleidung an, band sich ein Handtuch um den Leib, ergriff ein brennendes Licht, was sämmtliche Hauswirthe ebenfalls thaten, umgingen in Prozession so das Vieh, und der Schulze weihete dasselbe ein. Den Schluß machte nun wieder Biertrinken, wozu 12 Tonnen bestimmt waren. So lange dies Bier anhielt, tanzte alles, jung und alt um den Kronenbaum bis tief in die Nacht hinein herum wie die Kinder Israel um den Götzen. Dies alles durfte nach ihrer Ansicht nicht unterbleiben, sonst gedieh ihr Vieh nicht. Einmal soll nach der Erzählung der Rebensdorfer der Kronenbaum umgefallen sein und den Gemeindestier getödtet haben, was für ein großes Unglück gehalten wurde.

Regelmäßig mit dem Anfang eines jeden Quartals wurden bei den Wenden die Viehställe und die Häuser eingeweiht, d. h. sie wurden an allen Ecken mit Bier, an einzelnen Orten mit Bier und Branntwein besprengt und begossen. Dies geschehe, hieß es, weil die Stedte, d. h. der Genius dies verlange, sonst gedeihe ihr Vieh nicht. Ebenso ward in Küsten die Bierstube durch Besprengen mit Bier eingeweiht. Ein Gleiches geschah bei der Brunnenreinigung. Nach Beendigung dieses Geschäftes ward nämlich Bier

in den Brunnen gegossen, und sobald nach einiger Zeit sich Wasser in den Brunnen gesammelt hatte, ward das erste geschöpfte Wasser unter das Bier, das zum Vertrinken bei diesem Feste bestimmt war, gegossen, und so wurden auch bei dieser Veranlassung mehrere Tonnen an einem Tage im Dorfe verzehrt.

Eigenthümlich war auch die Sitte, daß am Donnerstage im ganzen Wendlande nicht gesponnen werden durfte. In einigen Dörfern geschah dies auch am Sonnabend nicht.

VIII.

Bei der Hinneigung zum Aberglauben, den wir bei unseren Wenden fanden und theilweise noch finden, bei dem Sinne für das Ueberirdische, Symbolische, Dunkle und Unklare, bei den eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, die die Voreltern unserer wendischen Bevölkerung aus dem Osten mitbrachten, und die sich durch Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit erhalten haben, sollte man mit Recht glauben, die Sagenwelt der Wenden wäre reich an poetischen Bildern, an Ueberlieferungen voll Karakteristik und märchenhaften Phantasiegestalten. Gewiß war sie dies auch vor Zeiten; es redeten da vielfach die Zungen von Erinnerungen aus dem Morgenlande, von den Zügen und Kämpfen der Wenden gegen die Völker des Abends, von der Hoheit der wendischen Götter, und von dem Dienste, von den Opfern, die man diesen in Hainen und an Flüssen oder auf den öden nackten Hügeln, die das Wendland umschlossen, und in einzelnen Kuppen daraus hervorragten, brachte. — Nicht wie beim babylonischen Thurmbau, wo sich die Sprachen verwirrten, ging hier die ursprüngliche Mundart des Stammes verloren, nein, diese hat erst dem Uebergewicht germanischer Kraft und Sitte weichen müssen, sie ging erst mit dem vorigen Jahrhunderte zu Ende, und mit ihr fast alles das, was die Vergangenheit in Mährchen und fabelhaften Begebenheiten plaudernd berichtete, so daß wir heute wenig mehr den Erzählungen und Sagen der alten Wenden lauschen können. Mit dem Untergang der wendischen Sprache ruhen auch die Geschichten aus alter Zeit, und nur einzelne Denkmäler der Sagen, die die nivellirende Hand der Neuzeit verschont hat, ragen als Merksteine einer früheren Heldengeschichte, als Zeichen bedeutungsvoller Ereignisse in den dem Zahne der Zeit trotzenden Granitblöcken oder in morschen tausendjährigen Eichstämmen empor. — So wenig von der Sagenwelt des Wendlandes, nachdem das Volk in anderen Zungen redete, auf uns gekommen ist, so viel ewig verschlossen mit dem verwesenden Munde der vorletzten Generation im Schooße der Erde ruht, so ist das Wenige, was uns davon erhalten blieb eigenthümlich, heroisch und poesiereich genug, um es gänzlicher Vergessenheit im Laufe kommender Zeiten zu entreißen. Würde es für den Umfang dieses Werkes zu weit führen hier eine Bearbeitung unserer Sagenwelt ausführlich wiederzugeben, so wollen wir uns darauf beschränken, in kurzen Zügen die Stätten und Male der Sagen zu skizziren, und verweisen daher diejenigen, die ein weiter ausgeführtes Bild verlangen, auf das in allernächster Zeit bei A. Saur Wwe. in Lüchow erscheinende Werkchen: „Sagen und Erzählungen aus dem hannoverschen Wendlande."

Hat der Wende hier im Norden dem starren, bigotten katholischen Glauben, vor Eingang der Reformation, nie so eifrig gehuldigt, wie dieß im Süden der Fall war und ist, waren hier keine Klöster und keine geistlichen Brüderschaften, so ist demnach das Feld der Legende, die Sagenwelt der Kirche auch sehr dürr und unfruchtbar. Das einzige, was in dieser Art vorgeführt werden kann, ist die

Sage vom Marienbild zu Plate.

Diesem Marienbilde soll die Kirche zu Plate welche im vierzehnten Jahrhunderte erbaut wurde,

ihre Entstehung verdanken. Die Sage berichtet, daß einst ein Edler von Plato, eine Familie, die heute noch blüht und über gedachte Kirche das Patronatsrecht hat, nächtlicher Weile von der Jagd heimkehrend, im Walde, an unwirthlicher Stätte, beim Scheine des Mondes ein wunderschönes Marienbild erblickt. Der fromme Ritter nimmt das Heiligthum auf sein Roß, und führt es mit sich auf die Burg. Wie er es am andern Morgen der Herrin zeigen will, ist das Bild verschwunden, und nachdem man endlich die Stätte gefunden, wo es zuerst erblickt worden ist, gelobt der edle Herr an dieser Stelle eine Kirche zu bauen und sie der heiligen Maria zu weihen.

Aus dem vorigen Jahrhunderte berichten Ueberlieferungen von einem

zauberischen Webestuhl in Klennow.

Derselbe soll sich von selbst Tag und Nacht bewegt haben. Ihn in Augenschein zu nehmen sind aus den entferntesten Gegenden Neugierige herbeigeströmt, bis er durch einen Brand vernichtet zu Asche wurde und seine geheimnißvolle Wirksamkeit aufgab. — Solche nie stillstehende Webestühle, wenn auch nicht von Zauberhand bewegt, haben wir auch heute noch, wenigstens in der Zeit, wo die Weberei eifrig betrieben wird. Sie stehen dann auch Tag und Nacht nicht still, indem Frau und Magd sich ablösend, sie mit rühriger Kraft und mit wendischem, eisernem Fleiße bewegen.

Der schmucke Baum,

auch „schöne Baum" genannt, war eine alte, stolze Eiche, die bis zum Jahre 1829, wo sie vom Sturmwinde gebrochen wurde, in dem Forstorte „die Planken", auf dem Wege von Lüchow nach Arendsee stand. Ihr Wuchs war so schlank, daß sie über alle Bäume des Waldes hinwegragte und schon in weiter Entfernung ins Auge fiel. Vier Klafter dick, haben die ältesten Leute sie nicht anders als mit kahlem Scheitel, ohne Laubschmuck und ohne Rinde gekannt. Von nah und weit sind die Freunde der Naturmerkwürdigkeiten nach dieser Eiche gepilgert, und welchen Ruf sie schon in alter Zeit gehabt haben muß, erhellt daraus, daß ihrer schon in einem Werke, das im siebzehnten Jahrhunderte unter dem Titel „Gottes wunderbare Welt" zu Mainz erschienen ist, Erwähnung geschieht. Der Baum stand inmitten von vierzehn aufgeworfenen Gräben und diesen entsprechenden Wällen. Beim Ausroden der Wurzel fand man eine mächtige eiserne Streitaxt. Die Sage erzählt, daß vor ungefähr tausend Jahren in den Kämpfen der Wenden und Sachsen hier ein wendisches Heerlager gestanden habe, und daß ein wendischer Fürst hier gefallen sei, der beim Falle eine Eichel im Munde führend, den Keim zu dem mächtigen schmucken Baume gelegt. Vom

Jammerholz zu Grabow,

einem Kamp, der auch heute noch diesen Namen führt und mit Eichen und Buchen bestanden ist, erzählt man sich, daß hier in alter Zeit die Wenden ihre schwach und hinfällig gewordenen Greise, die arbeitsunfähig sich nicht mehr selbst ernähren konnten, lebendig begraben haben. — Im Jahre 1297, so berichten alte Urkunden, kehrte eine Gräfin von Mansfeld, geborne Gräfin von Lüchow, spät Abends von Dannenberg heim, als sie einen winselnden Angstruf vernimmt, und durch die Haide gerade auf den Platz, von wo der Jammer erschallt hinlenkend, einen Wenden erblickt, der beschäftigt ist für seinen alten siechen Vater, welcher gebunden neben ihm steht, ein Grab zu graben.

Der Schäferstein bei Lübbow,

ist ein alter verwitterter, bunter und grobkörniger Granitblock. Er liegt an einem Haidhügel zwischen den Dörfern Lübbow und Teplingen. Obgleich augenscheinlich bedeutende Stücke davon abgesprengt sind, hält er noch immer 28 Fuß im Umfange,

und erhebt sich 8 Fuß hoch über die Fläche der Erde. Die Sage läßt hier einen wendischen Schäfer in der Zeit, wo das Christenthum sich hier noch nicht allgemein Eingang verschafft hatte, wegen Gottesfrevel vom Blitze erschlagen und in Stein verwandelt werden.

Das wendische Roß.

Mit diesem Namen bezeichnet man einen Steinblock, der auf dem Haidberge bei Schlannau, einem Dorfe zwei Meilen westlich von Lüchow, liegt. — In uralter Zeit, zur Zeit der Kämpfe der Wenden gegen die Sachsen, lebte unter ersterem Volke ein Heldenjüngling von riesiger Körperkraft, ein großer Hüne, der Sohn eines Knesen (Herrn der Wenden) „Jam Kahl“ genannt. Dieser lag durch Jahre mit den benachbarten Sachsen, die zu Salzwedel, in der Markgrafschaft gleichen Namens, eine Burg hatten, in Fehde. Der Karakter dieses wendischen Helden wird als höchst ritterlich geschildert, während die christlichen Sachsen, was sie mit Gewalt gegen die Wenden nicht ausrichten konnten, mit List und Lüge versuchten. Durch die ewige Verrätherei der Sachsen empört hat Jam Kahl in seinem Zorne von den Höhen des Wendlandes herab drei mächtige Steinblöcke mit seiner Schleuder gegen die Burg zu Salzwedel geworfen. Erreichten diese ihr Ziel auch nicht, so geben sie doch Zeugniß von der Kraft unseres Wenden. Der eine Stein fiel bei dem Dorfe Schlannau nieder, und ist derselbe, den die Sage mit dem Namen „Das wendische Roß“ belegt; der andere fiel in den Forstort „Gain“ und ist wahrscheinlich im Waldboden versunken, man sucht wenigstens heute seine Spur vergebens; der dritte Stein kam bei dem Dorfe Seben zur Erde, und hat in neuerer Zeit zersprengt und zerklopft als Chaussekies dienen müssen. — Jam Kahl hat auf seinen Zügen die Burg Salzwedel zerstört, in Liebe zu der schönen Seba, der Tochter des Markgrafen entbrannt, diese entführt, sich durch sie bewegt zum Christenthume bekannt, und durch das segensreiche Wirken dieser Seba, der Gemahlin Jam Kahls, haben die Wenden darauf allgemein den christlichen Glauben angenommen. Seba nachher von den Sachsen gefangen genommen und als Abtrünnige ihres Volkes betrachtet, ist nach dem Bischofssitze Verden geführt und dort verbrannt. Jam Kahl racheschnaubend fiel bald darauf vor Salzwedel. Um seinen Leichnam stritten die erbitterten Wenden, er blieb ihnen, und sie bestatteten den Helden bei der nach Seba benannten Kapelle zu Seben. Sein Grabhügel ist noch zu schauen, über den sumpfigen Waldboden erhebt er sich in riesiger Ausdehnung, dreißig Schritt lang und fünfzehn Schritt breit in Gestalt eines Menschen, der Kopf, Arme und Beine von sich spreizt. Sechs Eichen, die man vor längerer Zeit ihm auf Kopf, Brust, Arme und Beine gepflanzt hat, wurzeln, keimen und grünen mit jedem kommenden Lenze und sind ein Erinnerungszeichen an den edlen und großen Helden unseres Volksstammes.

Ueber dem Portale der

alten Burg zu Lüchow

fand sich vor dem letzten großen Brande von 1811, der das Schloß größtentheils zerstörte, ein in Sandstein gehauenes Bild. Die Darstellung zeigt uns eine Schmiedeesse und einen Ambos, auf welchem ein Schmiedegeselle, einen Todtenkopf in der Zange haltend, beschäftigt ist, diesen zu verarbeiten. Solcher Arbeit schaut eine Dame, welcher ein langer Eberzahn aus dem Kiefer ragt, zu. Unter dem Bilde standen die Worte:

„Wer die Tugend hat bezwungen,
Der fürchtet nicht der Bösen Zungen!“

Die Sage gibt uns von dieser bildlichen Darstellung folgende Deutung: Es lebte einst eine Gräfin von Lüchow, einige bezeichnen als solche bestimmt Anna von Nassen (Nassau), welche mit

einem entstellenden Auswuchse, einem sogenannten Eberzahne, behaftet gewesen ist. Sie habe nun in die Lande ausrufen lassen, daß sie den Mann ehelichen werde, der mit einem gleichen, entstellenden Attribute abnormer Unschönheit begabt sei. Nach langem Harren habe sich endlich ein Edelmann mit dem geforderten Eberzahn zur Brautschau gestellt, und da er sonst einen hübschen Körperwuchs und hohe Mannesschönheit gezeigt, sei die Gräfin wirklich in Liebe zu ihm entbrannt. Lange mit sich kämpfend, habe sie es doch nicht über sich gewinnen können ein so entstelltes Paar sich fortpflanzen zu lassen, und Befehl zur Enthauptung des Freiers ertheilt. Aus dem Kopfe habe man dann den Eberzahn auf einem Amboße heraus geschlagen. — Andere Erzählungen lassen die Sage so lauten. Erwähnte Gräfin wäre durchaus nicht unschön, sondern im Gegentheile ein Muster der Schönheit gewesen und habe nur den schönsten der Männer ins Ehebett nehmen wollen. Auf solche Kunde sei alsbald ein Schmiedegeselle gekommen, der in seiner Eitelkeit geglaubt, den Ansprüchen der Gräfin zu genügen. Diese, darüber empört habe ihn enthaupten, und seinen Kopf wie ein Stück Schmiedearbeit auf dem Amboß behandeln lassen. Ueber solchen Frevel ist Gottes Strafgericht nicht ausgeblieben. Der Gräfin sind die Zähne immer länger gewachsen, bis sie die Gestalt von Hauern, von Eberzähnen gehabt haben. Nach ihrem Tode hat sie als schwarzer Hund nächtlich im Gebiete der Burg umgehen müssen, und hat die in ihren Bereich gekommenen sterblichen Wesen mit Zaubermacht bis zum ersten Frühroth oder Hahnenschrei fest an die Stelle gebannt. — — Auch wie so vielfach anderswo in Deutschland soll sich auch im Schlosse zu Lüchow oft und wiederholt „Die weiße Dame" gezeigt haben. — Interessant erscheint das eigenthümliche Gelüste einer gräflichen Frau aus dem Hause Lüchow für „Heringsgehirne." Solche Speise soll fast ihre einzige Nahrung gewesen sein, und sie in Folge dessen ihr ganzes Vermögen hieran verschluckt haben.

Unter den Sagen im Wendlande ist die vom

Brautsteine bei Woltersdorf

am Weitesten verbreitet und bekannt. In Entfernung einer halben Stunde vom Dorfe Woltersdorf liegt auf einer abgegrenzten Koppel, die bei der Gemeinheitstheilung liegen geblieben ist, und die aus Pietät nicht vom Viehe betreten, nicht entweiht, nicht abgehütet wird — der sogenannten „Brautsteinskoppel" — ein Granitblock, tief versunken in den Bruchboden, fünf Fuß über die Fläche der Erde hervorragend und zwei und zwanzig Fuß im Umfange haltend. Wegen Gotteslästerung ist an dieser Stelle ein Brautzug versunken. Ein Standesgenosse Hans Sachsens, ein poetischer Schuster in Gartow, welcher im vorigen Jahrhunderte lebte und dichtete, hat die Sage in plattdeutscher Mundart recht hübsch besungen. Wir lassen das Gedicht hier folgen:

De Brutsteen bi Woltersdörp.

Wat öft mit Brutlüd ist passehrt,
Dat is doch woll vertellens werth;
Davon vertell ick een Geschichd,
Dat is gewißlich keen Gedichd!

Bi Woltersdörp, da liggt een Steen,
Is hüt un düssen Dag to sehn,
„Brutsteen", so warrt he hüt noch seggt
Von Oll un Jung, von Deern un Knechd.

Doch wu dat nu so rechd togeit,
Dat man em Brutsteen nennen deit,
Davon gift folgende Geschichd
Gewissen grünnlichen Berichd.
Un is dat glief söshunnert Jahr,
Steid't in mien Book noch hell un klar.

Twe Brudlüd hewwen Hochtiet hatt,
Vöhl Lüd weern da ut Trewelstadt
Un ut Dörp Lücho da to bäden,

Dat se sik fast dod drüggen däden;
Se köm'n to Foot, se köm'n to Pähr,
Keen Appel künn mehr kam to Aehr;
Mien Book, de gift de Tahl noch an:
Fiefhunnert veer un söstig Mann.

Twölf Musikanten weern dato,
Dat Spöll güng los in Jubilo,
Mit Trödings*) un mit Figelien;
De Lärm künn garnich duller sien.
Doch ehr de Köst nu recht angeit,
So weten ji doch wull bescheit,
Da mütt de Paster jem erst truhn,
Nahär süppt sick de Buhr erst duhn.

Geputzt köhm nu de Brögamm rut,
„Wer will nu mit? Ick hal mien Brut!"
So sä he, un to Foot un Pähr
Folgt em dat ganze Volk hinhär.
De Musikanten spählten frisch,
Dat weern Gejuch, dat weern Gekrisch,
Bedd se denn alle Mann för Mann
Nat Dörp köm'n in dat Bruthus an.

De Brögamm kreeg sien Brut biet Lief,
Un sä to är, „du warrst mien Wief."
He hülp se up de Wagen rupp,
Un förwärts güng de ganze Trupp.
Doch as se ut dat Dörp kum weern
Da sä de Brut: „lat uns umkeern,
Een leew Gewitter kümmt, un natt
Warrn wi toletzt noch as een Katt!"

„Lat rägen", sä de Brögammsmann,
„Lat dunnern, wat geit uns dat an?
Hüt is mien Hochtiedsdag, un hüt
Häww'n wi to bäden keene Tiet!"
Da sä een Fru „drifſt du noch Spodd
Am Hochtiedsdag mit den leewen Godd?"
„Lat dunnern!" ropen Mann för Mann,
„Lat blitzen, wat geit uns dat an?

*) Blashorn, Trompete.

Muskanten spählt, lat ju nich stören,
Dat wi dat Dunnern garnich hören;
Hüt is ja Hochtiedsdag un hüt
Hewwen wi to bäden keene Tiet!"

Krach! krach! da föhl een hellen Blitz
Von Himmel raff, un as een Mütz
Da weer ok in een half Sekunn'n
Brut, Brögamm, Pähr und Wag verswunn'n.
— Un an de Stäht, da wüss een Steen,
Erst weer he wull so as een Brot,
Nahär so as een Backahf grot.
Fief lütte Steen, de ligg'n vörhär,
Dat is de Föhrmann un veer Pähr;
Schwäpp*), Jaglien, alles liggt dabi;
Ok seggens noch för ganz gewiß
Da liggt de Buhr sien Tunnerbüß.

Nu stünn de Gäst un kekent an,
Da köm een ganz steenoller Mann,
De sä: „hi seht, dat is de Sünn'n!
Hollt doch de leewe Godd tum Grünn'n!
Wär Spodd drift mit de leewe Godd
Mit de drift he ok wedder Spodd!
Nu gah een jeder still to Hus
Un krup in Winkel as een Mus!
Ju Kinner könn'n ji datt vertellen,
Düß Steen, de will wi „Brutsteen" nennen."

To düsse wunnerbar Geschichd
Is nu ok gar to föhl to dichd. —
So seggens, wär in düsse Steen
Een Lock rin bohrt, so is tosehn
So gliek dat klare helle Blot,
As weern de Brutlüd noch nich dot;
Drum will de Steen ok keen Minsch klöben,
Doch is dat swerlich wull to glöben. —
Ok seggens de Buhr mit sien veer Pähr
Ridd gar to öft det Nachds umhär,
Un spökt in düsse Gegend rum,
Un föhrt de Buhr oft rechd wiet um.

*) Peitsche.

Zweite Abtheilung.

Das Wendland in wirthschaftlicher Hinsicht.

Erster Abschnitt.

I.

Die Verhältnisse des Wendlandes in wirthschaftlicher Hinsicht sind durchgehends überaus glücklicher und zu preisender Art. Ein eigentliches Proletariat kennt man hier nicht. Wohl gibt es hier Menschen, die in gedrückter Lage leben, weil Alter oder Gebrechen sie verhindern, einem entsprechenden Erwerbszweige nachzugehen, wohl gibt es hier wie anderswo einige unmoralische Subjekte, die nicht mitwirken an dem ewig kreisenden Rade emsigen Fleißes und nutzbringender Geschäftigkeit, das sind aber immer nur Ausnahmen. Trotz der verhältnißmäßig dichten Bevölkerung des Wendlandes, trotz einer für den größeren Verkehr ungünstigen geographischen Lage sind hier Arbeitskräfte fortwährend gesucht, und verdient ein gewöhnlicher Arbeitsmann seinen guten Lohn von 10 bis 20 Gr. den Tag, je nachdem der Zeitpunkt die Arbeiten häuft und drängt oder sie flau macht. — Die Zahl der Hülfsbedürftigen ist im Wendlande nicht so groß um nicht allen eine hinlängliche Unterstützung gewähren zu können. Das Mitleid und die Mildthätigkeit ist daneben durchgehends so rege und bereit, daß es wohl nur ein seltener Fall verschämter Armuth ist, wenn der Hülferuf vergeblich im stillen Kämmerlein zu Gott erschallt.

Haben wir hervorgehoben, wie im Wendlande die wirthschaftlichen Verhältnisse des Volkes überaus günstiger Natur sind, wie hier ein fleißiges, betriebsames und glückliches Völkchen lebt, so ist der Grund dieses zu preisenden Zustandes die gute Basis, die sich für die Lebenszwecke der Menschen, für die Entwickelung der menschlichen Zustände in jeder Hinsicht bietet. Kommt die ländliche Bevölkerung mit ihrer Thätigkeit nach Zahl und Bedeutung vorerst in Betracht, so ist durchgehends der Boden im Wendlande ein für den Betrieb günstiger und gesegneter. Fast überall in höchster Kultur ist er an und für sich der Art, daß er selten versagt, so daß die Jahre gänzlicher

Mißernte hier kaum auftreten, und wenn von allen Gegenden Klagen über den schlechten Ausfall der Ernte einlaufen, hat hier der umsichtige Ackersmann immer noch Grund zufrieden zu sein. Treten nach Lage und geognostischen Verhältnissen selten verheerende Naturereignisse auf, so scheint daneben eine hohe Kultur unsern Boden gegen ungünstige Witterungsverhältnisse abgehärtet zu haben. — Der Grundbesitz ist ferner im Wendlande fast durchgängig ein sehr getheilter, namentlich da, wo der Boden fruchtbar und ergiebig, also ein ausharrender Fleiß und umsichtige Betriebsamkeit dankbar ist. Diesem getheilten Grundbesitze und der daraus hervorgehenden starken Bevölkerung verdankt das Wendland den allgemeinen Wohlstand. Die Zahl der Häusler und Anbauer, die mit wenig Morgen eignem Besitz und etwas Pachtland ihre Wirthschaft betreiben, wird immer größer, und diese Klasse der Landbewohner führt durchgängig in allgemein sicherer Stellung ein glückliches und zufriedenes Leben. Ihr durch keinen großen Haushalt angestrengter Betrieb liefert ihnen neben ausreichenden Lebensbedürfnissen fast noch immer einen Ueberschuß, und sich im Winter mit eigenen Kräften eifrig auf die Weberei legend, finden sie Gelegenheit nach und nach ein kleines Kapital zu sammeln. — Die dichte Bevölkerung, die allgemeine Wohlhabenheit und der große Einzelkonsum im Wendlande geben eine segensreiche Rückwirkung auf die Lebensverhältnisse der Stadtbewohner. Alle Städte im Wendlande haben den Karakter von Landstädten. Der Verkehr zwischen Stadt und Land, der gegenseitige Austausch von Lebensbedürfnissen ist der Stützpunkt des Handels und der Gewerbe. Wir begegnen hier keinem großen Aufwande des Hofstaates, wodurch Tausende und abermals Tausende in die Taschen der Kaufleute und Handwerker fließen. Keine zahlreichen Behörden mit ihrem umfangreichen Personale, keine Garnisonen bewegen die Elle und Waage des Krämers, beschäftigen eine Menge von Arbeitern in den Werkstätten. Die wenigen königlichen Diener, die etwa das Amt und das Amtsgericht, die Post und die Legge hier leben und konsumiren läßt, verschwinden in der Zahl der übrigen Einwohner. Wir sehen hier zumeist nur unsern uns wohlbekannten wendischen Bauern mit seinem Weizen, seiner Gerste, seinem weißen Kohl, seiner Leinwand, seinen aufgezogenen Füllen und Stieren, seiner veredelten Zucht Schweine, und wenn dennoch die Verhältnisse unserer städtischen Bevölkerung erträglich und zufriedenstellend sind, so ist dies eben nur dem regen Verkehr zwischen Stadt und Land, dem Wandel und Handel zwischen Bauer und Bürger, dem ausgebreiteten Landverkehr zuzuschreiben. Und Gott segne und erhalte diese Zustände!

Fragen wir uns nun, waren diese glückliche Zustände im Wendlande, waren sie früher allgemein eben schon so herrschend wie jetzt, so müssen wir diese Frage, zum Wenigsten in dem Theile, als sie die ländliche Bevölkerung betrifft, mit Bestimmtheit verneinen. Wohl war der Boden an sich gut, die Niederungen der Jeetzel gaben für die Heerden eine fette Weide, und das Land, so wenig davon damals in Kultur genommen wurde, gab einen verhältnißmäßig guten Ertrag. Aber, fragen wir weiter, welchen Stützpunkt der Aufstrebung gaben die früheren socialen Zustände, welche Aufmunterung wurde dem strebenden Geiste des Landwirthes? Drückende Frohndienste, welche der Bauer zu leisten hatte, hemmten den Fortschritt. — Ueber Mein nnd Dein herrschte in alten Zeiten ein wirres Chaos. Die Heerden, die der Hirte in Gemeinschaft hinaustrieb, nahmen eben das, was sie fanden. Was half es Kunz, wenn er eine Besserung anstrebte und Hinz wollte nicht? Ersterer hätte die Kosten gehabt und letzterer ohne Opfer den Vortheil mitgezogen. Da kamen als Boten der Aufklärung die Gemeinheitstheilungen, jedem wird das Seinige abgesondert, und für den Fleißigen und Betriebsamen eröffnet sich ein

Feld der Wirksamkeit, während der Faule zurückbleibt. Da kommt ferner das Ablösungsgesetz, das Verhältniß zwischen Gutsherrn und Hörigen wird geregelt, der Bauer athmet auf, und der freie Geist bekommt den Muth um zu bessern, zu bauen und fortzuschreiten auf dem Acker, im Betriebe seiner Viehzucht und in der Ordnung seines Haushaltes.

Wir verdanken die glücklichen Lebensverhältnisse unserer Bevölkerung einzig und allein den günstigen Umständen, die hier auftreten, den guten Bodenverhältnissen und der großen Betriebsamkeit der Wenden. Auf diese beiden Faktoren stützt sich der ganze Kommerz des Wendlandes. So sehr dieser innere Verkehr uns freundliche Bilder voll Leben und Geschäftigkeit vorführt, so trüben Gedanken, einem so bittern Mismuthe müssen wir uns hingeben, wenn wir den Blick auf den Außenverkehr werfen und bedenken, wie wenig seit Jahren dafür gethan ist. Wahrlich, wäre die Existenz unserer Bevölkerung nicht durch eigne Kraft und durch einen außerordentlichen Fleiß gesichert, es müßten hier die betrübendsten Zustände herrschen. Werfen wir einen Blick auf die Karte, so bildet das Wendland den östlichsten Theil des Königreichs, wie eine schmale Landzunge streckt es sich in das Gebiet der Nachbarn hinein, es wird von Preußen und Mecklenburg grenzumschlungen, und erscheint an dem großen Staatskörper wie das äußerste Glied. Nicht gleichlaufende Interessen fördern hier die Hebung der Verkehrswege, jeder Staat hat nur den nächsten und auf der Hand liegenden Vortheil seiner eigenen Unterthanen im Auge, und wenn man etwas dafür thut, ist die Grenze auch fast immer die Grenze dieses Thuns. Wir sind von dem großen Verkehr beinahe ausgeschlossen, wir haben zum Mindesten keinen unserer Zeit entsprechenden Anschluß. Kein Theil des Landes hat wohl bei gleicher Produktivität eine so stiefmütterliche Behandlung genossen als das Wendland, und keine Stadt im ganzen Königreiche von der Bedeutung wie Lüchow hat wohl durch Jahre mehr und mit Recht über den gänzlichen Mangel aller Verkehrswege gejammert. Stellt man die Steuersumme auf, die das Wendland zahlt und bedenkt man, wie wenig davon alljährlich zurückgeflossen ist, summirt man diese Posten, die wir durch Jahre und Jahrzehnte dem großen Ganzen geopfert haben, so könnte damit sehr viel für die Hebung der kommerziellen und gewerblichen Verhältnisse, sehr viel für Straßenanlagen und Flußbauten gethan werden. Damit wollen wir unserer Staatsverwaltung, ihren gewesenen und jetzigen Vertretern keinen allzugroßen Vorwurf machen, denn wir wissen ganz gut, wie viel von unseren Klagen auf die geographische Lage des Wendlandes zu schreiben ist. Wir wohnen dem Herzen des Körpers zu sehr entfernt, als daß hier die Pulse ebenso rasch und lebhaft schlagen könnten als in den Theilen, die in seiner Nähe liegen, und wir nehmen gerecht genug an, daß unser Ländchen auch von mehr Verkehrsadern durchzogen wäre, wenn es im großen Organisationsplane für das ganze Land, welcher Plan doch zumeist maaßgebend sein muß, gelegen hätte. Ob dennoch nicht etwas mehr für uns hätte geschehen können, das wollen wir bescheiden andeuten, und zugleich den Wunsch äußern, wo was versäumt ist, das Versäumte nachzuholen. Wir unsererseits würden es dankbar annehmen, und es würde dem Staate gewiß von dem gebrachten Opfer ein Theil wieder zufließen.

II.

Es ist nicht genug, daß ein Land, ein Volk produktiv ist, es müssen für die Produkte auch hinreichende Absatzquellen vorhanden sein. Die Produkte des Wendlandes sind alle auf den täglichen Gebrauch berechnet, sie bestehen zumeist in Getreide und in Feldfrucht oder gehören weitergehend der einfachen ländlichen Fabrikation an.

Wir zählen dahin z. B. Flachs, Garn und Leinwand. Andere Produkte, die schon mehr verschiedene, andauernde und kostspielige Manipulationen erfordern, wie Bier, Branntwein, Leder &c. gehen doch alsbald in den Konsum über und sind nicht auf längere Zeit fremden Einflüssen und Wechselwirkungen unterworfen; sie häufen sich nicht in unabsetzbaren Quantitäten am Weltmarkt an, wie die Artikel der Mode und des Luxus. In dieser Hinsicht läuft die Produktion des Wendlandes selten Gefahr oder selten große Gefahr. — Bei der starken und von Jahr zu Jahr zunehmenden Konkurrenz kommt aber — und das ganz bedeutend — ein anderer Punkt in Frage, und dieser Punkt ist die Art und Weise, ist das Opfer, mit welchem man seine Produkte an den Platz des Absatzes, in den Handel, an die Börse bringt, welchen theuren oder billigen Weg man hier verfolgen muß. Ein solcher Punkt tritt wesentlich in den Vordergrund, denn begreiflicher Weise fragt der Konsument nicht danach, ob sein Lieferant das Kaufobjekt von Ochsen durch Schlamm und Dreck oder auf windschnellen Flügeln des Dampfes zu ihm geführt hat; er prüft nur die Güte und die Billigkeit der Waare. In dieser Hinsicht ist nun das produzirende Wendland schlecht berathen. Es muß bei Mangel an günstigen, der Jetztzeit entsprechenden Transportmitteln unverhältnißmäßige Opfer bringen, Opfer, die um so mehr ins Gewicht fallen, als oft die Frage „wie kann der Versand beschafft werden" über den Abschluß eines Geschäftes und damit über die Möglichkeit der Lieferung und der Fabrikation eines Artikels entscheidet. Wir wollen in diesem Absatze diesen Punkt, die Verkehrswege im Wendlande in Erörterung nehmen.

Der treueste Genosse des Wenden, der seit Jahrhunderten ihm seine Bedürfnisse vom Weltmarkte zuführte und auf der anderen Seite seine Produkte auf dem gleitenden Rücken der Wellen an die Handelsplätze brachte, ist der „Jeetzelfluß." Er, ein Kind der letzten Revolution — der letzten Erdrevolution — er hat für die abgeschlossenen Wenden redlich gesorgt, er war uns ein naturwüchsiger und zuverlässiger Führer und ohne ihn hätten sich die glücklichen Verhältnisse im Wendlande nicht gestalten können, denn man vergesse im Lobe unserer jetzigen Zustände nicht, daß es eine Zeit gab, wo man nicht allein überhaupt keine Eisenbahnen, sondern auch hier keine Chausseen hatte, ja daß die Jahre noch gar nicht fern liegen, wo ein Transport mit gebrochener Achse auf dem Wege nach Uelzen im Kothe stecken blieb, und der Führer des Zuges stundenlang nach einem Stellmacher und Schmied in der öden Haide herumirrte, Geld und gute Worte spenden mußte um ein Joch von 4 Ochsen zur Hülfeleistung heranzuziehen, damit der Wagenzug seinen Weg fortsetzen konnte. Wahrlich eine schöne Aufmunterung für Handel und Verkehr oder gar für die Fabrikation nach hundert und tausend Centnern. Der treue Jeetzelfluß war ein alle Zeit willfähiger Gefährte des wendischen Verkehrs, er hat die Millionen und Milliarden Ellen gebleichter und ungebleichter Leinwand zur Veräußerung an den Weltmarkt bringen helfen, und nur durch ihn war es möglich, Tausend und Millionen Quarter des beliebten wendischen Weizens nach Hamburg und von hier an die englischen Mühlen zu liefern. Er hat uns durch Jahre und Jahrhunderte den Kaffee, Zucker und Syrup herangeführt, ohne welchen die wendische Bäurin nun einmal nicht leben kann. Ja auch jetzt noch, wo die Verkehrswege ungemein an Besserung gewonnen haben, wo uns ein Weg von ca. 6 Meilen an die Bahn führt, bleibt unsere liebe Jeetzel der Hauptträger des Verkehrs, und so viel auch per Achse mühsam herangeschleppt und tagtäglich durch die keuchenden Gäule herangebracht wird, es verschwindet und ist winzig gegen das große Quantum der Produkte, die die Jeetzel auf- und abführend von der Elbe und nach der Elbe und mit ihr von

und nach dem großen Weltmeere per Schiff trägt. Was sagt ein vereinzelter Frachtwagen, der schwer beladen ins Thor zieht, gegen die dreißig und mehr Segel, die oft mit einem Male den Jeetzelstrom auf- oder abwärts streben? Wird einschließlich des Elbzolles die Last Getreide von 5400 Pfd. zu 6 Thlr., also der Ctr. zu 3 Gr. 3 Pfg. nach Hamburg geschafft, welche Konkurrenz kann der Landtransport dagegen bieten, denn ehe die Waare an die Eisenbahnstation nach Uelzen oder Seehausen kommt, beträgt die Fracht bei größeren Quantitäten schon mindestens 4 Gr. pro Centner. Der Landweg wird für den Großverkehr nur immer da eingeschlagen, wo der Bestimmungsort es nicht anders zuläßt, wenn eine schnelle Beförderung es durchaus erfordert oder endlich, wenn der auftretende Winter die Schifffahrt hemmt. — Die Jeetzel ist von Salzwedel bis Hitzacker schiffbar. Sie berührt die Städte Salzwedel, Wustrow, Lüchow, Dannenberg und Hitzacker. Der Hauptverkehr aller dieser Städte zieht sich auf diesem Flusse hin, und alle Produkte, welche durch ihr Volumen und Gewicht quantitativ sind, als Getreide, Leinen, Kohlen, Knochen, Lumpen, Kartoffeln rc. rc. nehmen fast ausschließlich diesen Weg der Beförderung. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit des Jeetzelflusses für das Wendland und für die an der Jeetzel liegenden Städte und Städtchen von selbst. Demnach müssen wir bedauern, daß diesem Verkehrswege von Seiten der Regierung nicht die Aufmerksamkeit geschenkt ist, die er im Interesse dieser Gegend fordern muß. Nicht allein sind zahlreiche Buchten und Krümmungen vorhanden, welche der Schifffahrt beschwerlich und zeitraubend fallen, und die schon seit Jahren mit wenig Kosten begeradigt werden konnten, es tritt auch daneben in dürren Sommern ein Wassermangel ein, der durch Versandungen gefördert, oftmals die Schifffahrt ganz stört, oftmals die Kahnführer mit einem Halb- und Dritttheil der normalen Ladung abgehen und ankommen läßt oder sie zu beschwerlichen, Zeit und Kosten raubenden Lüften zwingt. Die vorgenommenen Baggerungen erwiesen sich durchgehends als nicht ausreichend und zu vereinzelt. Unsere preußischen Nachbarn, die Salzwedeler, haben, gestützt auf die Wiener Akte es endlich durchgesetzt, daß für die Schiffbarhaltung der Jeetzel auf preußischem Gebiete Sorge getragen wird. Ist die dazu ausgesetzte Summe auch nur klein, es ist doch immer etwas, und auch wir wollen hoffen, daß die diesseitige Verwaltung in der fraglichen Angelegenheit nicht zurückbleiben wird.

Neben der Jeetzel ist auch die Dumme zu einem Theile schiffbar, wenn auch nur für kleinere Fahrzeuge. Dies Befahren der Dumme ist namentlich für den Torftransport aus den großen Mooren auf der preußischen Grenze von Wichtigkeit. Diese Moore, die einen ausgedehnten Flächeninhalt haben, werden zum großen Theile ziemlich rationell ausgebeutet; sie machen es fast einzig dem großen Geschäfts- und Fabrikbetriebe möglich, beträgliche, für den Bedarf entsprechende Quantitäten im Großen und Ganzen zu beziehen, und sich durch vorherige Abschlüsse für den Winter mit Brennmaterial zu versorgen. Für diesen Torftransport auf der Dumme tritt nicht allein der schlechte Zustand der Kanäle im Preußischen, und der Umstand, daß wegen nicht ausreichenden und dabei sehr veränderlichem Fahrwasser der Dumme der Torf nur in kleinen Fischerkähnen verladen werden kann, sondern namentlich und hauptsächlich die Mühle in Wustrow hemmend in den Weg. Eine Umladung über Land, wo dann zwei Kähne auf der Dumme einen Jeetzelkahn füllen, wird hier nothwendig. Abgesehen von den Mehrkosten, die zwei Fahrzeuge gegen eins nöthig machen, abgesehen von den Hemmnissen einer Umladung leidet das Torfquantum an und für sich durch Abbröckelung. Wäre eine Schleuse bei Wustrow vorhanden, würde die Schifffahrt auf der Dumme für größere Kähne möglich ge-

macht, könnten diese dergestalt ungehindert nach Lüchow, Dannenberg und Hitzacker kommen, oder vielleicht eben so richtig, würden die Kanäle, die von der Jeetzel nach den Torfmooren und von hier nach der Jeetzel zurückführen, aufgeräumt, vertieft und verbreitert, alle die Kähne, die stromaufwärts beladen nach Salzwedel ziehen und häufig leer herunterkommen, könnten mit Torf befrachtet werden, und diesen uns und unseren Nachbarstädten billig zuführen, wobei für die zahlreiche Klasse der Schiffer in Hitzacker und Dannenberg auch noch ein erhöhter Verdienst sich herausstellen würde. Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch erwähnen, daß dem Torfbezuge aus dem Preußischen per Achse der Umstand in den Weg tritt, daß zur Verbindung an geeigneter Stelle, etwa hinter dem Dorfe Lukau eine Ueberbrückung der Dumme fehlt. Bei Hochwasser sind wir von den preußischen Grenzdörfern Seben, Darsekau, Chaine ganz isolirt.

Sieht es mit unseren Wasserverbindungen trotz zahlreicher Hemmnisse immer noch ziemlich tröstlich aus, um so lauter, allgemeiner und gerechter sind die Klagen über die Wege des Landtransportes. Nach Uelzen haben wir endlich nach langen Jahren Harrens auf Umwegen eine chaussirte Landstraße, und ein Theil der Klagen ist damit gehoben, wenn auch lange nicht alle unsere Wünsche in Erfüllung gegangen sind. Wir hätten schon früher eine ordentliche Verbindung mit Uelzen haben können, wenn damals die Chaussee von Uelzen nach Salzwedel nicht hart an der hannoverschen Grenze her, über den einzigen kleinen Ort Bergen, sondern mitten durch das bevölkerte Wendland über Lüchow nach Salzwedel gelegt worden wäre. Würde damit zugleich eine chaussirte Verbindung zwischen Lüchow und Salzwedel, welche ja doch über kurz oder lang ins Leben treten mußte, erreicht sein, und hätten die Flecken Bergen und Clenze zum leichten Anschluß kommen können, so mußte das Wendland, mußte Lüchow, und mußten die kleinen Oerter Wustrow, Gartow und Schnackenburg durch Jahre ohne geregelte Verbindung mit Uelzen bleiben. Unmöglich kann damals bei Lage der Chaussee der kleine Ort Bergen und die wenigen hannoverschen Haidbörfer, die berührt worden sind, also wohl nur das preußische Interesse maaßgebend gewesen sein. — Von Lüchow nach Dannenberg führt bis jetzt keine Chaussee noch eine chaussirte Landstraße. Als Dannenberg das Obergericht hatte, und der Verkehr dahin noch bedeutender war wie jetzt, rollte der Reif des Wagens fußhoch im Sande, und buchstäblich wahr ist es, daß die Passagiere der Post den Wagen verlassen mußten, damit er leer sich durch den Flugsand arbeiten konnte. Die Chaussee von Lüchow nach Salzwedel, einer Stadt von Bedeutung auch für uns, namentlich was den Anschluß an die Berlin-Hamburger und Magdeburg-Wittenberger Bahn betrifft, ist auf preußischem Gebiete fertig, soll indeß, wie man uns glaubhaft versichert, auch bei uns bis zum Jahre 1865 gebaut werden. Eine chaussirte Verbindung mit der preußischen Stadt Arendsee fehlt, die nach Gartow und Schnackenburg, in Fortsetzung der von Uelzen-Lüchow, so sehr ersehnt sie bei den jetzigen schlechten Wegen und für den Durchgangstransport wäre, ist zwar in Angriff genommen, der vollendete Theil aber überaus winzig. Nach der mecklenburgischen Stadt Dömitz, über welche größtentheils der Landtransport nach Mecklenburg geht, besitzen wir keine chaussirte Straße, und nach dem preußischen Orte Lenzen ist es durchgehends nicht möglich Frachtgüter zu verladen, indem sich kein Fuhrmann findet, wollte man auch unverhältnißmäßige Opfer bringen. — Geben wir nun zu, daß viel, sehr viel von unsern Klagen auf Rechnung des Landstraßenbaugesetzes kommt, welches einem eifrigen Bau nicht fördersam ist, so glauben wir doch, daß manche unserer Wünsche Berechtigung auf Erfüllung haben, wenn sie auf Kosten des Staates sich einer größeren Berück-

sichtigung erfreueten, d. h. wenn die für das Wendland wichtigeren Straßen in den Chausseebauetat aufgenommen würden. Ist dieses in der letzteren Zeit theilweise geschehen, so scheint uns damit der Weg zur Besserung und Hebung unserer Interessen betreten. Diese Besserung würde aber erst dann eine völlig genügende genannt werden können, wenn unsere gerechten Hoffnungen auf eine Eisenbahn, welche ihren Lauf über Salzwedel nach Lüneburg nimmt, in Erfüllung gehen werden.

III.

Führen wir die größeren gewerblichen Anlagen im Wendlande unseren Lesern vor und stellen die Ziegeleien, da sie durch die Güte und Billigkeit ihrer Lieferungen der Industrie eine Hauptstütze bieten sollen, voran, so lassen dieselben, um den jetzt gemachten Anforderungen zu entsprechen, noch Manches zu wünschen übrig, zumal das zur Ziegelfabrikation erforderliche Material sich im Wendlande genugsam findet. Solcher Ziegeleien sind im Wendlande 11.

Da der rohe Kalkstein im Wendlande nicht vorkommt oder jedenfalls so tief liegt, daß eine Förderung desselben der auswärtigen Konkurrenz gegenüber nicht zweckmäßig, ja wohl gar nicht möglich ist, so wird uns dadurch ein nicht unwichtiges Baumaterial, der Kalk, wesentlich vertheuert. Das Lüneburger Fabrikat kommt uns da die Masse nach Volumen und Gewicht in Hinsicht auf Werth hohe Transportkosten verursacht, reichlich theuer, und wir sind im Bezuge dieses Artikels auf unsere beiden in der Nähe der Elbe belegenen Kalkbrennereien zu Gorleben und zu Laasche oder auf die Kalkbrennerei zu Dannenberg, welche drei Werke sämmtlich ihr Rohmaterial, den Kalkstein, zu Wasser aus der Nähe von Berlin beziehen, angewiesen. Aufmerksam möchten wir darauf machen, daß bei der Wichtigkeit, die in letzter Zeit der Cement für den Bau gewonnen hat, das Material für dieses Produkt sich auch hier vorfinden wird.

Bei dem großen Verbrauch von Bier und Branntwein im Wendlande nehmen unsere Brauereien und Brennereien demgemäß einen hohen Rang ein. Wurde und wird hier im Lande sowohl Gerste als Hopfen in umfangreichen Quantitäten und in nicht zu verachtender Güte gewonnen, so ist nichts folgerichtiger, als daß sich für den Betrieb der Brauereien ein gutes Feld bot. Blicken wir in die alte Zeit zurück, wo einmal die Konkurrenz noch nicht so groß war als jetzt, und ferner das Hauptmaterial zur Brauerei, die Gerste, wegen wenig vorgeschrittener Kultur nur ausnahms- und stellenweise mit Sicherheit angebaut werden konnte, so daß man lieber zur Bestellung der Felder mit Roggen und Hafer seine Zuflucht nahm, — blicken wir in diese Zeit zurück, so war der Brauereibetrieb in Lüchow, welche Stadt für den Verkehr fast ausschließlich maaßgebend war, ein viel größerer als jetzt. Diese Stadt hatte ehemals zahlreiche Brauereien, und versorgte nicht allein einen großen Theil der Landrostei Lüneburg, ließ ihr kräftiges Bier meilen- und tageweit durch die Haide fahren, sondern erfreute sich auch in der angrenzenden Altmark eines bedeutenden Absatzes, so daß die Kronik berichtet unser wendisches Produkt sei bis in die Nähe von Magdeburg gekommen. Ist auch der Absatz inzwischen durch erleichterte Zufuhr von Außen und Fortschritt der Bierbrauerei in den benachbarten Städten und Gegenden bedeutend geschmälert, so ist er doch noch augenblicklich ansehnlich genug. Hat der Wende in alter Anhänglichkeit noch sehr viel Sinn für das Getränk der Väter, für den dicken, süßen Stoff halber Gährung, so müssen wir uns dennoch wundern, daß man hier, wo durch Jahrhunderte der berühmte Sitz der Brauerei war, mit der Neuzeit wenig fortgeschritten ist und bei vorhandenem guten Material keine einzige Lagerbierbrauerei zählt, so daß uns die benachbarten Städte

mit diesem immer mehr Absatz findenden Nahrungsmittel versorgen müssen. Augenblicklich zählt das Wendland 11 Brauereien. Davon sind 7 in Lüchow, 2 in Wustrow, 1 in Clenze und 1 in Bergen.

Als Material des Brennereibetriebes im Wendlande wird vorwiegend nur Korn genommen, obgleich drei Brennereien von den neun, die hier vorhanden sind auch Spriet und Branntwein aus Kartoffeln brennen. Von diesen 9 Brennereien sind 6 in Lüchow, 1 ist auf der Domaine Königshorst, 1 in Clenze und 1 in Bergen. Mit einer Dampfmaschine arbeiten zwei Werke, wovon eins zu Lüchow, das andere auf Königshorst ist. Fast durchgehends, mit Ausnahme der Brennerei auf der Domaine Königshorst, arbeiten alle Brennereien fast ausschließlich auf Branntwein und für den Konsum dieser Gegend, selten und sehr wenig auf Rohspiritus.

Destillationen zählt man im Wendlande zwei, eine in Lüchow, die andere in Bergen, welche außer für den Platzverkehr auch für Auswärts arbeiten und mit ihren Fabrikaten in die entferntesten Theile unsers Königreiches kommen.

Tabacksfabriken haben wir im Wendlande zwei, und zwar beide zu Lüchow. Cigarrenfabriken 4, ebenfalls sämmtlich zu Lüchow. Alle diese Etablissements erstrecken sich mit ihrem Absatze nicht über den Konsum im Wendlande hinaus und lassen auch nicht reisen.

Bleichen, welche dem Großhandel dienen, kommen 5 vor, 2 davon in Lüchow, 2 in Wustrow und 1 in Bergen. Muß man sie ihrem Verfahren und ihrer Ausdehnung nach auch zu den Kunstbleichen rechnen, so ist doch die eigentliche Schnellbleicherei, sogenannte Fixbleiche, hier ganz eingegangen, und man schlägt allgemein den längeren Weg der Naturbleiche, der dem guten Absatze unserer Leinen mehr entspricht, wieder ein. Da das Selbstbleichen der Leinen bei unseren Landleuten wesentlich abgenommen hat, so legen die Bleichen sämmtlich viel aus, und wird dennoch ein Theil der grauen Leinwand zur Bleiche nach Auswärts geschickt.

Ferner haben wir im Wendlande eine chemische Fabrik zu Lüchow auf Anfertigung von künstlichem Dünger, Knochenkohle, Salmiak, Salmiakgeist, Knochenleim ꝛc. ꝛc. eingerichtet. Zwei Leimsiedereien, beide zu Lüchow. Eine Seifenfabrik, gleichfalls zu Lüchow. Vier größere Gerbereien, drei zu Lüchow, eine zu Bergen. Zwei größere Oelmühlen arbeiten für den Handel und raffiniren. Erwähnenswerth ist auch noch eine Drellweberei zu Volzendorf, welche achtzehn Stühle beschäftigt, und deren Fabrikate sich der höchsten Achtung erfreuen. Auch ist in Lüchow eine Wollspinnerei und Tuchweberei im kleinen Maaßstabe vorhanden.

Die Zahl der Kaufmannsgeschäfte, welche zum kleinen Theile auch Großhandel in Korn und Leinwand treiben, ist 53. Davon kommen auf Lüchow 20, Bergen 10, Schnackenburg 7, Gartow 6, Clenze 7 und Wustrow 3. Die Inhaber dieser Geschäfte gehören in ihrer großen Mehrheit der Innung zu Lüchow an.

Die Märkte im Wendlande sind mit Ausschluß zweier Viehmärkte und eines Flachs- und Wachsmarktes zu Lüchow kombinirte Kram- und Viehmärkte. Sie haben wenig Bedeutung für den größeren Verkehr, was man wieder hauptsächlich der geographischen Lage des Wendlandes zuschreiben muß. Vor dem Anschluß Hannovers an den Zollverein und in einer Zeit, wo die Märkte noch mehr Bedeutung haben konnten, da manche Artikel sonst im Handel, im offenen Laden des Krämers nicht vorkamen, waren wir so eingeschlossen und durch Schranken aller Art eingeengt, daß wir fast einzig auf den kleinen innern Verkehr angewiesen waren. Verkäufer und Käufer von Außen blieben vor den absperrenden Schlagbäumen zurück. Umschlang uns Preußen mit der aufgestellten Grenzwacht, so trennte außer den

Zollschranken, die Elbe uns von dem benachbarten Mecklenburg. Es konnte sich also in alter Zeit kein größerer Marktkreis bilden. Unsere Märkte sahen demgemäß außer etwas Trödel und Kram nur die Produkte der eignen Landwirthschaft und das eigne wendische Vieh. Kamen aus der Ferne keine Verkäufer, so waren fremde Käufer auch nur vereinzelt da. Diese Verhältnisse aus alter Zeit, sie können sich jetzt, wo die Märkte überhaupt ihre Bedeutung verlieren, nicht günstiger stellen, und unsere Krammärkte sind daher mehr Volksfeste als sie zur Belebung des Handels beitragen. — Märkte haben verschiedene Oerter im Wendlande, jährlich zusammen 26. Davon kommen auf Lüchow 7, Wustrow 4, Schnackenburg 4, Gartow 3, Bergen 2 und Clenze 2. Ferner haben die Kirchdörfer Trebel und Schnega jedes 2 Märkte.

Wenn die Fabrikindustrie im Wendlande nicht groß ist und nicht groß sein kann, wenn Mangel an hinreichendem Kapital im Gefolge einer ungünstigen Lage und der Jetztzeit nicht mehr angemessenen Verkehrsmitteln die verschiedenen Zweige des Großhandels in unsern wendischen Städten nicht aufkommen läßt, so wird den Interessen der städtischen Bevölkerung einzig durch den lokalen Verkehr Rechnung getragen. Dieser Lokalverkehr ist im Wendlande ein überaus lebhafter und blühender, und er ist es, wenn wir von den Erträgen des winzigen Grundbesitzes absehen wollen, der den Städten und Flecken die Basis ihrer Existenz gibt. Wer auf Reisen bei hellem Blick durch Anschauung Erfahrungen gesammelt hat, der wird gefunden haben, daß man selten kleine Landstädte mit einem solchen regen Verkehr findet als wie im Wendlande. Was dazu beiträgt, ist einmal die große Ertragsfähigkeit des Bodens, welche verhältnißmäßig viel produziren läßt, und danach auch viel an den Markt und in den Handel bringt. Diese reiche Produktionskraft des Bodens wird noch wesentlich dadurch gehoben und gefördert, daß der Grundbesitz durchgängig ein sehr getheilter ist, daß dem ausgezeichneten Acker bei seiner im Einzelbesitze beschränkten Flächenausdehnung der höchste Fleiß und eine durch nichts geschmälerte Aufmerksamkeit geschenkt werden kann, daß stellenweise Gartenkultur vorhanden ist, anderseits diese angestrebt wird, und daß bei dem bekannten Fleiße der Wenden dem Boden nach Möglichkeit abgewonnen wird. Mit diesem Faktor geht als Nebenmann oder im Gefolge desselben die dichte und starke Bevölkerung im größten Theile des Wendlandes. Ist nun die Seelenzahl hier groß, produziren die Bewohner des Wendlandes viel, ist die Ausfuhr beträglich, kommt dadurch Geld und allgemeine Wohlhabenheit in den Kreis der Landleute, so folgt fast von selbst daraus, daß der Konsum stark sein muß, und das ist er in der That. Dieser Konsum liegt nicht allein auf der Seite der Lebensbedürfnisse sondern auch auf der des Luxus. Die Einfuhr von Kolonialwaaren als Kaffe, Zucker, Reis ꝛc. ꝛc. ist im Wendlande bedeutend, daneben ist die von Modeartikeln, namentlich seidenen und halbseidenen Stoffen und seidenen Bändern, bedingt durch die eigenthümliche Tracht der Wenden, groß.

Bei den Artikeln, die in unseren Städten an den Markt gebracht werden, steht begreiflicher Weise Getreide oben an. Bei der großen Fruchtbarkeit und der hohen Kultur unseres Bodens spielt unter den Getreidearten der Weizen die erste Rolle, er bildet einen Hauptausfuhrartikel. Der wendische Weizen ist von ausgezeichnet guter Beschaffenheit, er gibt bei hohem Gewichte und heller Farbe, bei anzuerkennender und immer mehr vorschreitender Reinheit von Unkrautsamen ein vorzügliches Mehl und wird allgemein geschätzt. Unter dem Namen „Lüchower Weizen" wird er in den Hamburger Börsenberichten besonders aufgeführt und steht mit in der Reihe der besseren Qualitäten. Der Absatz nach Hamburg, der größtentheils zu Wasser geschieht, ist der umfangreichste.

Daneben werden aber nicht unbedeutende Quantitäten nach Uelzen und Lüneburg und weiter nach Hannover, mitunter auch an den Rhein verladen. — Die Roggenausfuhr kommt nur vereinzelt in einigen besonders gesegneten Jahren vor, häufiger wird in diesem Artikel noch ein Bezug von Auswärts nöthig, denn einmal ist bei der guten Beschaffenheit des hiesigen Bodens durchgängig der Anbau von Weizen lohnender, und zweitens verbrauchen unsere großen Brennereibetriebe selbst ein bedeutendes Quantum von ersterem Getreide. — Gleich wie Roggen wird Hafer selten ausgeführt, und geht vielmehr das an den Markt Gebrachte in den eignen Konsum über. — Gerste wird viel herangebracht, viel von den hiesigen Brauereien aufgekauft und auch noch bedeutend nach Uelzen und Dannenberg verfahren. — Wichtig für den Verkehr des Wendlandes ist die Ausfuhr von Kartoffeln, diese ist selbst bei Mißernten und beim Auftreten der Krankheit bedeutend. Hunderte von Kahnladungen gehen durch Vermittlung der spekulativen Vierländer nach Hamburg. Der Erlös aus dieser Frucht wird für die kleinen Grundbesitzer der Höhen und der sandigen Gegenden des Wendlandes der Stützpunkt ihres Haushaltes und der Born, aus welchem sie ihre Wohlhabenheit schöpfen. — Der weiße Kohl, der auf geeignetem Boden mit Vorliebe angebaut wird, geht in Hunderten und Tausenden von Fudern nach Uelzen, Bevensen, Dannenberg, Hitzacker, Salzwedel 2c. — Was von Honig und Wachs im Wendlande an den Markt kommt, ist nur unbedeutend. — Erwähnenswerth bleibt noch der starke Verkehr in Holz und Brettern, der zwischen der nordöstlichen Gegend des Wendlandes durch Vermittlung des Wochenmarktes in Lüchow, namentlich aber elbniederwärts nach Hamburg stattfindet. — Unberücksichtigt wollen wir ferner den schätzbaren Kleinhandel nicht lassen, den die rührigen Vierländer in Hühnern, Eiern und Obst machen, und womit sie, ihre Waare nach Hamburg führend, unsern Markt in diesen Artikeln ungewöhnlich vertheuern. — Der Handel in Hopfen ist ganz beträglich, wenn auch im Wendlande nicht von dem Umfange wie im angrenzenden Amte Dannenberg. Von Bedeutung, von höchster Bedeutung für hiesige Gegend ist der Handel mit Leinwand. Dieser Handel gibt eine Hauptstütze für den Verkehr der wendischen Städte, er ist so bedeutend wie fast in keiner anderen Gegend unseres Königreiches, wie wir dies bei Darstellung des ländlichen Gewerbebetriebes unter Anziehung der Leggen des Näheren erörtern werden. — Da der Flachs meist selbst versponnen und verwebt wird, so ist der Handel in diesem Artikel hier nur schwach, und tritt in keinen Vergleich mit dem lebhaften Verkehr, dessen die Stadt Uelzen sich darin erfreuet. Dagegen wird Garn, das vorwiegend von Tagelöhnerfamilien der Städte, weniger auch von denen des flachen Landes gearbeitet ist, schon mehr Gegenstand des Austausches.

In Erörterung zu ziehen wäre nun ferner noch die Frage: Welchen Einfluß hatte der Anschluß Hannovers an den Zollverein auf die merkantilen und gewerblichen Verhältnisse des Wendlandes? — Für den Fabrikbetrieb und für den Großverkehr war der Anschluß die Bedingung der Existenz, ohne ihn konnten sie nicht ins Dasein treten, und Leben annehmen. Für den Kleinverkehr durften wir von vorn herein keine Hoffnungen auf Zunahme des städtischen Handels und Gewerbebetriebes hegen, anderseits aber haben sich die übertriebenen Befürchtungen, die man laut werden ließ, auch als nichtig erwiesen. Das Städtchen Schnackenburg und der Flecken Bergen hofften durch den Anschluß bedeutend zu gewinnen, — die Wünsche sind nicht in Erfüllung gegangen, denn obgleich diese Oerter hart an der Grenze liegend durch das Fallen der Zollschranken einen größeren Marktkreis gewinnen konnten, so fehlten ihnen doch einmal die Magnete, die den Verkehr heranziehen, es fehlten die größeren Geschäfte,

welche sich mit dem Ankauf von Landesprodukten beschäftigen; anderseits ist der Zug nach dem Punkte des Absatzes und des Einkaufes bei den Landleuten nicht so leicht abzulenken; alte Gewohnheit verfolgt so lange es irgend geht alte Wege. — Die übrigen Städte und Flecken des Wendlandes mußten sich bei richtiger Ansicht von der Lage der Dinge von vorn herein sagen, daß sie durch den Anschluß für ihren Kleinhandel nichts gewinnen konnten, denn selbst, wenn auch sonst eine gute Basis für die Heranziehung des Verkehrs aus dem Preußischen vorhanden wäre, so fehlen doch alle Verbindungswege. Die preußischen Dörfer sind durch einen Gürtel von Bruch, Moor und Wald von uns getrennt. Nach Salzwedel hin führt ein schmaler Paß durch, und nur nach Arendsee zu ist der Weg der Passage ein breiterer. Können wir den preußischen Nachbarn aus solchen Gründen nichts an Verkehr entziehen, so ist der Nachtheil, den sie unserm Handel und unserm Gewerbe bringen auch nicht groß, wenn wir den Uebelstand, der aus dem Unfug preußischer Hausirerei entsteht, ausnehmen. Außer Butter und Eiern, welche Produkte von je in Körben und Kiepen über die Grenze nach Salzwedel befördert wurden, ist der Ausgang anderer Artikel dorthin gering, und nur in letzterer Zeit, nachdem Salzwedel Garnisonort geworden und Kavallerie bequartiert, wird nicht unbedeutend an Fourage, an Heu und Stroh ausgeführt. Mehr wie Salzwedel thut den wendischen Städten der kleine Ort Arendsee Abbruch. Eine große Anzahl hannoverscher Grenzdörfer liegt Lüchow und Gartow sehr fern, während der Weg nach Arendsee nur ein sehr kleiner ist, darum zum Zuge nach diesem Orte verlockt.

Unter den Städten des Wendlandes nimmt Lüchow nicht allein durch seine Größe, sondern auch in Hinsicht auf Verkehr den ersten Rang ein. Diese Stadt hat seit alter Zeit einen so blühenden Handel, einen so lebhaften Gewerbebetrieb, wie ihn wohl selten eine andere Landstadt von anzuziehender Bevölkerungszahl aufweisen kann. Die Entwicklung dieser glücklichen Zustände ist hauptsächlich der günstigen Lage zuzuschreiben. Lüchow liegt so ziemlich in der Mitte des am meisten bevölkerten und fruchtbaren Theiles vom Wendlande. Es liegt für den Tauschhandel ungemein günstig. Hier wechseln die verschiedenen Gegenden des Distrikts gegenseitig ihre Produkte aus, und beleben dadurch im Bunde mit den Käufern, die nach Auswärts verladen, den Markt. Die Gegenstände des Handels, die von den Landleuten herangebracht werden, sind sehr vielseitig und mancherlei Art. Wir sehen auf den Straßen Wagen mit Säcken von Weizen, Gerste, Roggen und Hafer gefüllt. Durch das östliche Thor zieht eine ununterbrochene Wagenreihe von Brennholz, Bauholz und Brettern. Je nach der Jahreszeit hört man einen Tag in der Woche, den Sonnabend, das Blöcken der aus der Haide zum Verkauf herangebrachten Schaafheerden oder das Schnattern der Gänse aus den sich mit der Aufzucht dieser Thiere beschäftigenden Gegenden der Jeetzelniederung. — Der Hauptwochenmarkttag ist der Sonnabend, daneben zeigt auch noch der Mittwoch mehr als alltäglichen Verkehr. Beide Tage sind ordentliche Leggetage, und wir sehen in der Zeit zwischen Michaelis und Ostern die Landleute zur Stadt eilen, ihre ungebleichte Leinwand heranbringend; schon in früher Morgenstunde sind die Landstraßen mit Verkäufern und ihren Produkten gefüllt. Wird der Zuzug von greifen Leinen nach Ostern flauer, so tritt bald darauf die Anfuhr von gebleichten Leinen ein und belebt bis Pfingsten dauernd unsere Legge. — Ein lebhaftes und buntes Treiben zeigt sich an den Sonnabenden in den Hauptstraßen der Stadt und gewährt das freundliche Bild eines regen Verkehrs. Ueberaus großartig wird der Umsatz und wird die Menge der heraneilenden Verkäufer und Käufer in der Zeit der sogenannten „großen Sonnabende“, in der Zeit unmittelbar vor und nach Michaelis, wo

der Ertrag einer eben beendeten reichen Ernte große Quantitäten von Kaufobjekten der verschiedensten Art bietet. — Zur Hebung des Wochenmarktverkehrs in Lüchow trägt nicht wenig der Umstand bei, daß an jedem Sonnabende Schweinehandel statt hat, und daß der Umsatz, der ganze Umsatz des Wendlandes in diesem Artikel fast einzig in Lüchow geschieht. Von nah und fern kommen Käufer heran. Dieser wöchentliche Markt erfreut sich weit und breit eines guten Rufes und nimmt bei ausgedehnter Schweinezucht von Jahr zu Jahr zu. — Wenn einige besorgte und ängstliche Gemüther eine Abnahme des Verkehrs in Lüchow bemerkt haben wollen, so müssen wir die Richtigkeit solcher Behauptung in einem kleinen Theile zugestehen. Lüchow hat durch Uelzen, seitdem diese Stadt Eisenbahnstation geworden ist, und selbst durch Clenze an Verkehr verloren, und auf der andern Seite zieht Arendsee und Salzwedel einen kleinen Theil unserer ländlichen Produzenten und Konsumenten an sich. Dagegen hat sich seit einer kurzen Reihe von Jahren die Bevölkerung aus dem südlichen und östlichen Theile des Amts Dannenberg ganz bedeutend an den Lüchower Markt gezogen, wozu die verbesserten Wege gewiß das ihrige beitrugen. So hoch wie die Abnahme des Lüchower Verkehrs allgemein veranschlagt wird, möchten wir sie indeß nicht schätzen. Zugegeben, daß das Geschäftsleben an den Sonnabenden nicht mehr so rührig ist, als wie dies früher der Fall war, so muß man doch wiederum bedenken, daß mit der neuen Zeit in Art und Weise des Verkehrs eine Aenderung eingetreten ist. Früher, bei schlechteren Wegen kamen die Landleute nur höchst selten zur Stadt und wählten dann ausschließlich den Wochenmarktstag. Jetzt haben wir auch an den übrigen Wochentagen einen ziemlich lebhaften Zuzug der Landbewohner. Ferner wurde früher einzig in Lüchow auf dem Markte oder auf der Legge gehandelt, jetzt indeß größtentheils durch Aufkäufer auf dem Lande, und wegen der Bequemlichkeit für die Empfänger wird lieber an den Wochentagen geliefert als am Sonnabende.

Die wendischen Oerter, die am wenigsten Landverkehr haben, sind Bergen und Schnackenburg; wozu die ungünstige Lage hart an der Grenze wohl die Ursache abgibt. — Gartow hält sich mit seinem kleinen Handels- und Gewerbebetriebe, durch den Amtsverkehr unterstützt, in mittlerer Stellung. — Das Städtchen Wustrow fühlt schmerzlich die Entziehung des Amtssitzes, es hat in Folge dessen nicht unwesentlich von seinem allerdings nie bedeutenden Verkehr verloren und hält sich nur noch durch die nicht hoch genug anzuerkennende Rührigkeit eines einzelnen Geschäftshauses. Der höchst ansehnliche Umsatz der dortigen Linnenlegge gibt noch immer dem Handel einen guten Stützpunkt, und eine neu eingerichtete Brauerei trägt hoffentlich zur Hebung der gedrückten Verhältnisse bei. Wustrow hat wie Bergen und Schnackenburg eine unglückliche Lage, nur eine Stunde von Lüchow entfernt, zieht sich daneben die preußische Grenze in einer langen Ausdehnung an seiner Gemarkung hin. — Einen kühnen Aufschwung hat der Flecken Clenze genommen. Der Verkehr hat sich dort im letzten Vierteljahrhundert bedeutend gehoben. Die Lage dieses Ortes ist aber auch überaus günstig. Von der einen Seite hat Clenze zahlreiche, wohlhabende Dorfschaften, auf der anderen Seite die Haidedörfer, die erst in neuerer Zeit durch eine höhere Bodenkultur bei ihrem großen Grundbesitze wirthschaftlich zur Geltung kommen, jetzt erst recht anfangen zu produziren und daher Mittel erhalten für Lebensbedürfnisse und Luxus mehr als früher zu verausgaben.

IV.

Dem Fortkommen des Handwerkerstandes sollte sich im Wendlande eine gesunde Basis bieten, da

der Absatz bei der dichten Bevölkerung und den guten Verhältnissen, in welchen diese lebt, ein ansehnlicher sein muß. Nicht allein in Gegenständen des nothwendigen Bedürfnisses und des täglichen Verbrauches ist der Konsum hier ein großer, nein, in neuerer Zeit kommen auch immer mehr Artikel des Luxus, deren Bezug der Wende früher nicht gemacht, ja die er kaum dem Namen nach gekannt hat, hinzu. Aus solchen Gründen müßte das Handwerk mehr denn je und anderswo hier einen goldenen Boden haben und floriren, seine Standesgenossen müßten sich der größten Wohlhabenheit, wenigstens einer leichten und glücklichen Lebensexistenz erfreuen. Ist dies nur zum Theil und im kleinen Maaßstabe der Fall, so dürfen wir nicht vergessen, daß im Laufe der neueren Zeit in der Gewerbsproduktion ein Umschwung erfolgt ist, der uns augenblicklich einen Zwischenzustand, eine Uebergangsperiode vorführt. Eine zunehmende Bevölkerung kann für noch lange Jahre hindurch dem Landmanne, da es immer noch zeitweise an Arbeitskräften fehlt, nur vortheilhaft sein, für die Gewerbe ist sie aber die Ursache einer immer größer werdenden und ausgedehnten Konkurrenz, indem jedes Individium, insofern es Gewerbsmann ist, sich bestrebt seinen eigenen Heerd zu gründen und sich ansässig zu machen. Ist daher die Arbeit im Allgemeinen nicht weniger geworden, hat sie sich natürlicher Weise auch mit der zunehmenden Bevölkerung und mit der vergrößerten Anforderung dieser mehren und bedeutend ausdehnen müssen, so steht doch die vergrößerte Konkurrenz mit diesen vermehrten Ansprüchen des Bedarfes in keinem Verhältnisse. Dazu kommt noch, daß der Preis der Lebensbedürfnisse wesentlich gestiegen ist, ohne daß im gleichen Maße für alle Gewerke eine Erhöhung im Preise der Arbeit eingetreten wäre. Außerdem liegen die Städte und Flecken im Wendlande sich ziemlich nahe, so daß die Zahlengrößen der städtischen und ländlichen Bevölkerung sich für die Produktion der Städte ungünstig stellen. Die Lage des Wendlandes hart an der preußischen und mecklenburgischen Grenze, wo mehrere Städte und Flecken liegen, welche unsere Landbewohner in den Kreis ihres Verkehrs ziehen, tritt ebenfalls ungünstig auf. Ferner werden jetzt viele Artikel, die früher vom Handwerker bezogen werden mußten, billiger, wenn auch mitunter nicht so solide durch die größere Fabrikation und Vermittlung der Kaufleute in den Handel gebracht. Berücksichtigt man, daß der Gewerbestand nicht mehr wie in alter Zeit fast einzig und allein in den Städten vertreten ist, sondern daß das Handwerk vielfach und von Jahr zu Jahr immer mehr auch auf dem platten Lande ausgeübt wird; berücksichtigt man die mit der Zeit nothwendig gewordenen größeren städtischen Abgaben, das Mißverhältniß in der Besteuerung zwischen Städtern und Landbewohnern, und bringt schließlich den zunehmenden Luxus, der einen größeren Geldaufwand erfordert in Anrechnung, so ist die Stellung des Gewerbestandes in den Städten nicht allgemein so erfreulich, als sie sein müßte, und wie sie früher unter günstigeren Verhältnissen und leichterem Fortkommen bei weniger Intelligenz, und selbst bei durchgehends weniger Aufwand an Fleiß und Beharrlichkeit war. Die Aufgabe unseres Handwerkers, wenn er nicht durch sein Grundeigenthum sichergestellt ist oder sich auf den Ertrag eines guten und reichen väterlichen Erbes stützt, ist nicht leicht und jedenfalls schwerer als die seines Kollegen in der Residenz oder in einer größeren Provinzialstadt. Es fehlt hier dem intelligenten Gewerbsmann der größere Geschäftskreis, in welchem er seine Kenntnisse und künstlerische Begabung zur vollen Geltung bringen kann, er darf auf sein Talent und seinen Fleiß gestützt, selbst bei höchst solidem Lebenswandel sich nicht allzuviel Hoffnung machen vom Glück emporgetragen zu werden, er muß vielmehr, verfolgt ihn nicht ohnedies noch Unglück, alles dem harten Geschick abringen. Von einem

so abenteuerlichen Aufschwung wie in größeren Städten darf unser Handwerker nicht träumen, und nüchtern muß er sich mit beharrlichem Fleiße den Anforderungen seiner Lebensexistenz hingeben, dabei trachtend wenigstens etwas im Laufe der Zeit zurückzulegen. Aehnliche Klagen bei ähnlichen Zuständen dürften in vielen unserer kleinen Provinzialstädten laut werden. — Am glücklichsten sind im Wendlande die Gewerke daran, die nicht auf dem Lande vertreten oder durch Hausirhandel beeinträchtigt sind. Dahin rechnen wir einmal das Gewerk der Färber. Es ist wohl keine Gegend des Königreichs, wo die Landfärberei so stark betrieben wird als im Wendlande. Dieses hat seinen Grund in dem starken Verbrauch selbstgewebter Stoffe. Nicht allein, daß viel Linnen gefärbt wird, auch wollene und halbwollene Stoffe, wie der sogenannte Dreikamm und das Beiderwand (Gewebe aus Flachs und Wolle) gehen durch die Hände der wendischen Färber. Neben roth ist blau die gesuchte Farbe, daher der starke Verbrauch an Indigo. — Goldarbeiter haben bei dem zunehmenden Luxus unserer Landbewohner guten Absatz und guten Verdienst. — Außerdem gibt das Geschäft der Buchbinder, der Glaser, der Töpfer und der Maler im Wendlande lohnenden Ertrag, sind erstere drei Geschäfte auf dem Lande gar nicht vertreten, so ist für letzteres bei steigendem Luxus und bei der Vorliebe der Wenden für grelle Farben, für Malerei überhaupt, eine gesunde Basis der Existenz vorhanden. Nicht allein, daß die Häuser auf dem Lande jetzt alle mit Oelfarbe gestrichen werden, auch in den Stuben und an den Möbeln liebt man eine Ausstattung und einen Schmuck durch Farbe. — Fleischer und Bäcker, welche bislang auf dem flachen Lande kein Gewerbe treiben, haben, da sie für den nöthigsten Konsum arbeiten, in den Städten ihr leichtes und gutes Fortkommen. Es wird bei den theuren Viehpreisen von den Landleuten lange nicht so viel im eigenen Haushalte geschlachtet wie früher, ja selbst bei außerordentlichen Fällen wie bei Kindtaufen und Beerdigungen, wo sonst durchgängig eingeschlachtet wurde, macht man jetzt vielfach seine Beziehungen aus der Stadt. — Schuhmacher existiren freilich in großer Zahl auf den Dörfern, die Landbewohner beziehen aber ihren Bedarf an neuen Schuhwaaren hauptsächlich aus der Stadt, und sind die Landmeister mehr auf Flickarbeit angewiesen. — Schneider, insofern sie nicht fertige Waaren im offenen Laden feil halten, arbeiten in den Städten auch nur für die städtische Bevölkerung. — Blecharbeiter sind auf dem Lande gar nicht vorhanden, Sattler beschäftigen sich dort nur mit Ausflicken. Dagegen sind die Gewerke der Tischler, der Stellmacher und der Schmiede überall auf den Dörfern zu finden und machen den Gewerbtreibenden in der Stadt starke Konkurrenz. Schmiede waren schon in alter Zeit im Landbezirke zu finden, so hatte man die Erbschmiede zu Warpke, Besem, Wabdeweitz, Schwiepke, Crummasel, Witfeitzen, Liepe, Trebel, Simander, Trabuhn und Schmarsau, alle aber in ziemlicher Entfernung von der Stadt, so daß die Zünfte das Recht der Bannmeile gewahrt haben werden. Stellmacher kamen im Laufe der Zeit dazu und mehrten sich von Jahr zu Jahr. Schlosser sind auf dem Lande nicht etablirt. In neuerer Zeit haben sich dort auch Maurer und Zimmerleute angesiedelt, so daß jetzt auf den Dörfern alle Handwerker vertreten sind, die nur irgendwie ihr Auskommen dort finden können. — Haben die Krugwirthe in entsprechender Entfernung von der Stadt fast alle Hockenhandel, so existiren daneben noch zahlreiche kleine Händler, die konzessionirt sind. — Die Handwerker auf dem Lande gehören entweder den Zünften der Städte und Flecken an und haben als solche das sogenannte Landmeisterstück, welches bedeutende Erleichterungen gewährt, gemacht oder arbeiten auf Konzession.

Die Zünfte im Wendlande haben ihre verbrieften Rechte, worauf sie theilweise noch sehr

stolz sind, und die sie zum Nachtheil ihres Geldbeutels oft hartnäckig vertheidigen, erst in neuerer Zeit erhalten; sie stammen vorwiegend aus dem vorigen, theilweise auch aus dem siebzehnten Jahrhunderte, datiren also noch lange nicht aus der Zeit Heinrich des Löwen, der das erste Privilegium der Art der Gewandschneidergilde ertheilte. Früher waren die Innungen mehrfach geschlossen, d. h. auf eine bestimmte Anzahl von Genossen beschränkt. Dieses starre Band, ein Hohn auf die Jetztzeit und unsere gesellschaftlichen Zustände ist zerrissen, und überhaupt durch die Gewerbeordnung einer mehr vernünftigen Anschauung der Dinge und unserer Lebensverhältnisse Rechnung getragen. — Auch hier wird die Zahl der Anhänger der Gewerbefreiheit immer größer; es ist namentlich der intelligente Theil unserer Handwerker, der bei freiem Blicke Geist und Kraft zum freien Handeln hat, der mit dem alten Zunftzopf gebrochen, einer freien Gestaltung der Gewerbe und der Wegräumung jedes Hindernisses im freien Wirken und Schaffen das Wort redet. — Nicht alle Gewerke sind hier durch Innungen verbunden und bilden eine Zunft, anderweitig haben sich mehrere zu einer Zunft vereinigt, so z. B. Schmiede, Nagelschmiede, Schlosser zur Gilde der Feuerarbeiter. — In Lüchow sind folgende Gewerke zünftig: Zimmerleute, Maurer, Schmiede (Feuerarbeiter insgesammt), Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Schlachter, Böttcher, Glaser, Drechsler, Stellmacher, Tischler, Weber, Seiler, Gerber und Töpfer.

V.

Bei dem kleinen Flächengehalte des Grundeigenthums der Wenden, bei der verhältnißmäßig großen Zahl von Häuslern, An- und Abbauern, die wir in unserm Wendlande finden, und bei der daraus folgernden starken Bevölkerung dieser Gegend konnte der alleinige Betrieb der Landwirthschaft, da diese die vorhandenen Kräfte nur einen Theil des Jahres, vom Frühling bis zum Herbste in Anspruch nahm, nicht ausreichend sein; es mußte eine andere Beschäftigung, ein anderer Nebenbetrieb die Existenz der zahlreichen Familien sichern. Diese Beschäftigung wurde die Weberei, das Verfertigen der Leinwand. Schon in alter grauer Vorzeit haben sich die Urväter unserer Wenden mit Spinnen und Weben befaßt, und ehe die Landwirthschaft einen ausgebreiteten Körner- und Fruchtbau zuließ, wurde in den wendischen Gauen schon der Flachs gebaut, ehe das Spinnrad kreisend in den niedrigen Bauernstuben sich regte, führte man auch hier sicherlich die einfache Spindel, wie sie in der Hand der alten Germanen war, im Hause und im Felde mit sich herum. Die Linnenweberei ist im Wendland uralt und war jeder Zeit, zumal bei den hier auftretenden örtlichen Verhältnissen ein großer Segen für die Gegend. Ohne Flachs und Linnen, das am Markte leichte und rasche Verwerthung fand, hätte unser Bauer wohl schwer die gute Stellung, die er allgemein und durch alle Klassen bei nur geringem Grundeigenthume einnimmt, erlangen und behaupten können. In der That ist der starke Flachsbau und die ausgedehnte Linnenweberei ein großer und zu preisender Segen für das Wendland; sie müssen für den Haushaltsplan der wendischen Familien hoch, sehr hoch angeschlagen werden. Bei der sonst fehlenden, wenigstens bis jetzt durch nichts ersetzten Winterbeschäftigung so vieler Tausende von Händen, die bei Frost und bei Schneesturm müssig liegen würden und nutzlos wie der Bär vom eigenen Fette, von der Ernte eines kleinen Ackers zehren müßten, verdienen das wendische Spinnrad und der wendische Webestuhl ihr gutes Lob. In dieses Lob wird jeder einstimmen, der die Verhältnisse im Wendlande seit längerer Zeit oder besser von Jugend auf kennt und richtig würdigt. Dagegen müssen wir auch den Posaunen die großen Schalllöcher dämpfend in etwas zu stopfen, die der wendischen Linnen-

industrie gegen den Getreide- und Fruchtbau eine zu überwiegend große Rolle anweisen wollen, und sie über alles wegragend als die einzige und ergiebigste Quelle des Segens und der Wohlhabenheit unserer Bevölkerung hinstellen. Der Ertrag aus der Spinnerei und Weberei ist trotz alle dem und alle dem ein Sklavenlohn, und die Summen, die man dafür in Rechnung bringt, sie sind zwar hoch, aber vertheilt und bei Schätzung des aufgewandten tage- und nächtelangen Fleißes, des vergossenen Schweißes, ja bei Anrechnung des daraus entstehenden Siechthums und hinwelkender Menschenleben nur gering. Bei Veranschlagung der Summe, die alljährlich für Leinwand ins Wendland kommt, hat man einmal die beim Feldbau zur Gewinnung des Rohflachses aufzuwendenden Mittel, dann die beschwerlichen Arbeiten bei Umwandlung des Rohproduktes in Reinflachs, die mühsame und spärlich schaffende Handarbeit des Spinnens, das Weben und schließlich die mit nicht unbedeutenden Opfern an baarem Gelde vorzunehmende Bleicherei zu berücksichtigen. Was wollen die hundert oder hundertundfünfzig Thaler, die eine Haushaltung höchstens alljährlich aus Linnen macht, sagen, wenn man den ganzen Aufwand an Opfern in Rechnung bringt. Gewiß der Betrieb des Getreidebaues und der Viehzucht ist ein viel lohnender und leichterer, Spinnen und Weben muß dagegen zurücktreten. Aber wollten wir unsere wendische Linnenindustrie darum ganz verdammen, so hieße dies das Kind mit dem Bade verschütten, einmal haben hier nicht alle Landwirthe so viel Grundbesitz, um vom Ertrage desselben leben zu können, daneben ist bei uns kein tropisches Klima, das bei vorhandenem Fleiße zwei Ernten in einem Jahre zuläßt, es muß also nothwendiger Weise eine Winterbeschäftigung da sein, und diese war und ist bis jetzt einzig und allein die Linnenweberei. Sie schafft Arbeit in einer Zeit, wo keine Arbeit ist, und beschäftigt sonst nutzlos und träge ruhende Kräfte. Darin besteht hauptsächlich und vorzüglich ihr Segen. Wenn größere Grundbesitzer bei vorschreitender Kultur, bei größerer Ergiebigkeit ihres Landes, bei steigendem Ertrage aus Landbau und Viehzucht, bei den daraus entspringenden Mehrarbeiten für den Winter den Flachsbau und die Weberei vernachlässigen, so ist dies ein naturgemäßer und zu preisender Gang der Sache. Wenn kleinere Grundbesitzer mit eigenen Kräften ohne jede andere Winterbeschäftigung sich nach wie vor stark auf Spinnen und Weben legen, so ist das eben so naturgemäß und anzuerkennen.

Die im Wendlande angefertigten Linnen sind nach Feinheit des Fadens nur ordinaire und mittlere Sorten, sie sind durch ihren Kern, d. h. durch ihre Schwere im Handel geschätzt, und es ist vorauszusehen, daß sie sich auch ferner und stets, wenn hier die Art der Arbeit dieselbe bleibt, eines guten Absatzes erfreuen werden; unsere Waare wird dann nach wie vor eine gesuchte bleiben. Dies ist ein Lob, welches unsern Händlern nur günstig sein kann, und erwünscht kommt. Für sie und für ihr Interesse wäre in der Art der Linnenweberei, wenigstens was die Feinheit des Fadens betrifft, hier wenig oder nichts zu ändern; eine größere Egalität und ein dichtes, festes Gewebe bleibt immer erwünscht. Solche Linnen, wie sie unser Wendland liefert, begegnen immer weniger Konkurrenz, der Hauptstützpunkt ihres Absatzes bleibt die Schwere derselben. So günstig die Stellung unsers Fabrikats am Markte auch für die wendische Linnenindustrie ist, so fragen wir doch tiefer gehend, ob damit, mit dem alten Verfahren einzig und allein das Interesse unserer Produzenten gewahrt ist? Erzielen wir allerdings gute Preise, so muß man doch in richtiger Würdigung der Sache auch das Gewicht des Rohmaterials heranziehen, und wir haben uns demnach als treuer wahrheitliebender Darsteller, als guter Volkswirth zu fragen, was machen andere Gegenden, andere Völker aus demselben Quantum heraus? Wie bezahlt sich dort ein

Pfund des Rohmaterials, wie rentirt also demgemäß dort der Acker und die verwendete Arbeit, welchen Nutzen schafft dort Rad und Webestuhl? Es darf uns nicht allein genügen, daß unsere Waare guten Absatz hat und gesucht wird, wir haben als gute Haushalter auch darnach zu sehen, ob dieser leichte Absatz nicht einzig in den Opfern liegt, die wir unsern Abnehmern bringen, ob wir nicht zu unserm Vortheile auch bei weniger Begehrlichkeit auf Seiten der Konsumenten richtiger andere Wege, Wege, die fremde Produzenten längst eingeschlagen haben, verfolgen können und müssen? Rechnet man heraus was der Engländer, der Belgier, der Deutsche in Schlesien, Sachsen und Westphalen aus einem Pfunde Flachs an Geldwerth arbeitet, bringt man Rohprodukt und Arbeitskräfte richtig in Rechnung, so steht unsere Fabrikation im Punkte der höchsten Verwerthung sehr zurück. Wir glauben unser gutes Gewicht allerdings gut zu verkaufen, der lachende Käufer trägt aber auch sein schweres Bündel sehr zufrieden heim. Es würde für unsern Zweck zu weit führen, Zusammenstellungen zu machen, was aus dem Ertrage eines Morgens an Flachs anderswo gegen hier durch Spinnen und Weben gewonnen wird, jedenfalls könnten wir leicht nachweisen, daß das Resultat für uns ungünstig ausfällt, und daß wir, wenn wir allzuviel prahlen, den sauren Schweiß der Wenden lange nicht hoch genug in Rechnung bringen. Wollte man uns nun darauf hinweisen, daß die Verhältnisse unserer Linnenproduzenten so viel, so überaus viel glücklicher sind als wie in den Gegenden, wo die feineren Sorten Linnen gewebt werden, wollte man uns auf das Elend der schlesischen Weber oder auf die auch nicht allzugünstige Lage der Bielefelder Weber hinweisen, so vergesse man nicht, daß ein solcher Vergleich gar nicht gemacht werden kann. Dort sind Fabrikarbeiter, die in saurem Tagelohne wirken, hier freie, selbstständige Grundbesitzer, die auf ihrem eigenen Boden, mag die Fläche noch so klein sein, oder auf in Pacht genommenem Lande ihr Rohprodukt selbst bauen; hier sind eigne kleine Fabrikanten, dort sind Proletarier im Dienste der Arbeit und der Stunde. Was sie heute sind waren sie ehedem, waren ihre Verhältnisse wenigstens dann, wenn Konjunktur und Preis der Lebensbedürfnisse sich gleich geblieben wäre. — Wenn wir den wirthschaftlichen Interessen unserer Bevölkerung eine unpartheiische Aufmerksamkeit schenken, so glauben wir daher, daß es durchaus nicht nachtheilig, sondern nur fördersam sein kann, wenn auch hier in Art der Flachsbereitung der Spinnerei und Weberei eine Aenderung, eine Vervollkommnung, eine größere Ausbeute des Rohproduktes eintritt. Diese Aenderung in der Fabrikation wird nach Sinn unserer Wenden langsam und schwer eintreten, ist aber dennoch schon angebahnt, und wird sich mit der Zeit, wie so vieles, das hier früher für unmöglich gehalten und doch möglich geworden ist, Ein- und Fortgang verschaffen. Wann die Bereitung des Flachses auf technischem Wege eingeführt wird, ob Maschinenspinnerei über kurz oder lang Handspinnerei verdrängt, ob und wann die Weberei mehr die Haupt- und einzige Beschäftigung sein wird, das hängt eben von dem Fortschritt ab, den die Welt in anderen Zweigen der Betriebsamkeit macht, und welche Einflüsse für uns hier geltend werden.

Der Flachsbau, die Bearbeitung des Flachses und die Linnenweberei geben dem Familienleben der Wenden einen eigenthümlichen Karakter und führen uns in ihrem Gefolge manches frische, lebendige Bild vor Augen, Lebens- und Sittenbilder, die mit Recht als Originale gelten und dem fremden Beschauer, der sie nicht von Jugend auf und immer wieder sah, mit ihrem Reichthum an Poesie angenehm überraschen und fesseln, die aber auch dem forschenden Volkswirthe überzeugend vorführen, was ein emsiger Fleiß und zähe Beharrlichkeit zusammenwirkend an Arbeitsleistung zu liefern im Stande sind. In der That gehört das

ganze volle Aneinanderschließen und Zusammengehen einer wendischen Familie vom Knaben bis zum Altvater, der Magd, der Frau und der Altmutter, des Knechts und des Herrn dazu um durch die schwere Arbeit des Sommers und Winters mit saurem Schweiß den spärlichen Erlös der Linnenweberei zu erzielen. — Hat der Flachs die Reife erhalten um gezogen zu werden, welcher Zeitpunkt hier, wo man mehr auf die Flachsfaser als auf den Samen gibt, früher als anderswo fällt, so wird er nach Reffung, nach Trennung von den Samenknoten zur „Röthe", zur Rotte gebracht. Diese Rotte ist durchgängig im Wendlande eine Wasserrotte, keine Thaurotte, und wo es nur irgendwie die Entfernung zuläßt, wird die Prozedur im fließenden Wasser, in einem Bache, in der Dumme oder Jeetzel vorgenommen. Wo dies nicht thunlich ist, da hat man in der Nähe des Dorfes seine Rottegruben, die im niedrigen, wasserreichen Bruch-, Wald- oder Moorboden ausgeworfen sind. In der Zeit der Flachsrotte, bei wenig Regen und heißem Wetter verbreitet die verwesende Hülle, der Bast; der von der edlen Flachsfaser gelöst werden soll, durch die ganze Gegend einen unangenehmen Geruch. Die Gewässer nehmen dann einen trübe Färbung, schweren Fluß und breiige Konsistenz an, die fischreichen Bäche und Flüsse des Wendlandes führen eine zahllose Menge von Fischen, die in dem verpesteten Element luftschnappend nach Oben kommen, stromabwärts, stunden- ja tagelang herrscht in der Fischwelt eine große Völkerwanderung, man kann die abgematteten Geschöpfe mit den Händen greifen, und tritt dann nicht alsbald Regenwetter ein, so füllt sich die Oberfläche der Gewässer mit Fischleichen. Man ist im Interesse der Gesundheit, im Interesse der Fischzucht polizeilich gegen die Rotte in den Flüssen eingeschritten. Beim Mangel entsprechender Rottegruben, und bei der Wichtigkeit des Flachsbaues und der Linnenweberei hat man im Laufe der Zeit dem Uebel seinen Lauf lassen müssen um auf der andern Seite nicht störend in einen so ausgedehnten und wichtigen Erwerbszweig einzugreifen. Die Flachsrotte tritt auch hier noch anderweitig schädlich für die Gesundheit der Menschen auf. Die Bearbeitung des Flachses nämlich liegt im Wendlande fast einzig der Frauenhand ob. Wir sehen in der Zeit der Rotte wie Frau und Magd den abgerefften, von den Samenknoten befreieten Flachs ins Wasser bringen, und bis zur Hüfte aufgeschürzt stundenlang im kalten, nassen Elemente stehen, während der Oberkörper durch die Bewegung der Arbeit aufgeregt und in Wallung ist. Manche Frau und manches Mädchen holt sich von dieser Thätigkeit den Keim zu jahrelangem Siechthum und zu einem frühen Tode. Magenleiden und Brustkrankheiten sind die häufigen Folgen der Arbeit in der Flachsrotte. — Ist die Rotte beendigt, was von der Temperatur und der Witterung abhängt, breitet man den Flachs zum Trocknen aus, und wenn dies bei günstigem Wetter vollendet, wenn bei ungünstigem Wetter ein Nachtrocknen der Bündel, die gegen den Sonnenschein an Haus und Hütte aufgestellt sind, vorgenommen ist, geht es ohne Aufenthalt an das Brechen des Flachses. Dies Brechen wird im kleinen Betriebe mit dem Hammer, im großen mit der Brachmaschine, einem Paar geriffelter hölzener Walzen, bewerkstelligt. Da ein Rösten des Flachses noch nothweneig wird, so hat bei der Feuergefährlichkeit dieser Arbeit die Mehrzahl der Dörfer eine „Gemeinde Bakstave" eine entsprechend eingerichtete, leicht aufgeführte Hütte, die weit genug von den Gehöften abliegt um bei Ausbruch von Feuer nicht gefährlich werden zu können. Solche „Bakstaven" gehören wesentlich mit zum Karaktergemälde eines wendischen Dorfes und einer wendischen Gegend. — Ist der Flachs gebrochen, geht es ans „Schwingen." Das Schwingen des Flachses, das Reinigen von der Schebe und der groben Heede geschieht mit der Hand mittelst eines dünnen, breiten Holzes —

der Schwinge, und nur höchst vereinzelt mit der Schwingemaschine. Diese Arbeit wird möglichst beschleunigt, indem man in den größeren Haushaltungen Arbeitskräfte bis zu zwanzig Frauen heranzieht und die Prozedur gewöhnlich in einigen Tagen vollendet. Bei dieser Arbeit ist die Lebensweise der Wenden sehr üppig, und zu der sogenannten „Schwingeköst" werden im Backhause umfangreiche Vorbereitungen gemacht. — Bemerkenswerth ist es, wie sich in dieser Zeit die Arbeiten drängen, rastlos und eifrig wird, während das Korn vom Felde einzuholen ist, beim Zubereiten und Reinigen des Flachses gearbeitet, und nur der lichte Sonnenblick, der aufs Land führt um bei günstigem Wetter einzuscheuern, kann den rührigen Wenden der Arbeit bei seinem Flachse entziehen. Wohl drängt aber auch die Zeit. Das Korn muß um Michael ausgedroschen, und dabei der Flachs für das Rad bereit sein, denn gleicher Zeit soll es dann ans Spinnen gehen. — Die letzte Arbeit beim Flachse ist das „Hecheln", Trennung und Reinigen des Flachses von der letzten Heede. Die Hecheln im Wendlande lassen allgemein noch viel zu wünschen übrig, wie denn überhaupt, so schnell die Arbeit auch von der Hand gehen mag, der Reinflachs den Erwartungen nicht entspricht, die man an ein gutes Produkt stellen darf. Der Flachs, der im Wendlande versponnen wird oder an den Markt kommt ist wegen mangelhafter Bearbeitung sehr unrein und kann z. B. keinen Vergleich mit dem in der Uelzener Gegend produzirten Reinflachs aushalten. Man muß unsern Wenden hier nur zurufen: „Gut Ding will Weile haben!" und ihrem Schaffen und Raffen wäre ein wenig mehr Ruhe und Gründlichkeit zu empfehlen.

Kaum ist durch tage- und nächtelangen Fleiß, indem die Dreschflegel im raschen Tempo über die Tenne gehen, das Korn aus dem Stroh in den Sack gekommen, so eilt die weibliche Bevölkerung ans Spinnen. Der Altvater, wenn er nicht auf dem Felde, hinterm Pfluge oder in der Furche, beim Ackern und Säen noch thätig sein kann, beugt seine gebückte Gestalt gleichfalls hinters Rad, er zupft die derbere Heede, und trotz der schlotternden Knie füllt sich seine Spule mit den dickeren Fäden am Ehesten und Oefftersten; ihm kommt in der Regel auch das Haspeln und später das Spulen zu. — Sind die Feldarbeiten beendet, muß auch der Knecht ans Spinnen, und wenn der Hauswirth nicht durch großen Grundbesitz oder besondere Wohlhabenheit sich auszeichnet, tritt auch er das Rad zu kreisendem Fluge. Die Arbeit geht bei Tage und bis spät in die Nacht fort, und erstaunlich groß ist die Zahl der Stücke Garn, die eine wendische Magd in einer Woche am Rade fertig bringt. Es herrscht ein förmlicher Wetteifer, wer am Meisten schafft. Eine gute Spinnerin muß in den sechs Wochentagen ihre 20 bis 24 Stück fläch̄sen Garn liefern, einzelne sollen es ausnahmsweise auf 40 Stück gebracht haben. — Es treten nun Knechte und Mägde zu sogenannten Spinnstuben „Spinnerklumpen" zusammen, wobei der Ort der Zusammenkunft bei den verschiedenen Hauswirthen abwechselt. Eine solche wendische Spinnstube hat ihren eigenthümlichen Karakter. Die Mädchen lieben es ihren Wocken, zumal wenn er feines Flachs tragen soll, hübsch und stattlich, unten breit, oben spitz, regelrecht zulaufend, zusammenzulegen und schmücken ihn mit Bändern, sogenannten Wockenbändern aus Wolle, Seide oder Pappe von grellen Farben und entsprechender Inschrift aus. Diese wendischen Spinnstuben waren früher in sittlicher Hinsicht sehr in Verruf. Knechte und Mägde waren zusammen in einem Raume. Am späten Abend wurde dann mitunter bei ausgelöschter Lampe auf der großen Diele „Katt und Mus" gespielt, eine andere Sage läßt die sogenannte „Grabbelstunde" existiren. Nach polizeilicher Vorschrift dürfen jetzt die verschiedenen Geschlechter nur in ihren besonderen Spinnstuben

zusammenkommen, und die Sittlichkeit hat dadurch zweifelsohne Fortschritte gemacht. Mit diesen Spinnstuben hängt das sogenannte „Rändeln" zusammen, wo die Mägde ausnahmsweise die Knechte poniren, sei es mit Kaffe oder mit Grog. Die Gelder dazu werden aus dem „Hänseln", dem „Binden", der Fremden, die auf ihren Reisen in solche Spinnstuben kommen und sich lösen müssen, oder durch Beiträge der Mägde beschafft. — Haben wir die große Arbeitsleistung der Wenden am Spinnrade hervorgehoben, so müssen wir dies einmal der Uebung von Jugend auf zuschreiben, dann aber auch noch bemerken, daß von jüngeren rüstigen, weiblichen Personen fast durchgängig mit beiden Händen und auf zwei Spulen gearbeitet wird, und daß bei ausgebildeter Gewandtheit solcher Weise die Arbeit gegen die Leistung in anderen Gegenden bedeutend gewinnt. Das Doppelrad wurde im Jahre 1800 im Wendlande allgemein eingeführt, es soll sogar hier bei uns, in Wustrow, erfunden sein; die Belege für solche Annahme konnten wir indeß nicht finden, sie beruht einzig auf Tradition. Im Jahre 1608 ist das einspulige Spinnrad hier eingeführt. Ein Einwohner Lüchows brachte das erste Exemplar desselben aus dem Holsteinschen mit.

Beim Weben macht man mit den heedenen Linnen in der Regel den Anfang. Fast durchgängig ist die Zeit um Martini der Beginn der Weberei. Der Webestuhl, welcher im Sommer aus den Wohnstuben entfernt wird, zieht bald nach beendeter Ernte wieder ein, und regt sich bis Ostern hin in gleichmäßig klappernden und schlagendem Takte durch Tag und Nacht, indem sich Frau und Magd wechselseitig ablösen, so daß wenn die eine aus dem Stuhle steigt, die andere wieder hineingeht. — Die heedenen und halbflächsenen Linnen sind es, die zuerst gewebt, auch zuerst an die Legge und an den Markt gebracht werden, sie machen in der Zeit zwischen Martini und Lichtmeß die Hauptstückzahl aus. Der Hofbesitzer bringt davon aus seinem Betriebe nur einige hundert Ellen heran, dagegen legen sich die Häusler, Anbauer und insgesammt die kleinen Leute eifrig auf das Weben von heedenen und halbflächsenen Linnen, so daß die Käufer mitunter durch die ganze Saison jeden Leggetag unter den Verkäufern ein und dasselbe Gesicht sehen. Diese starke Produktion wird dadurch möglich gemacht, daß man theils Heede, theils heedenes Garn aus dem Preußischen zukauft. Bei den Hofbesitzern spielt das flächsene Linnen mehr die Hauptrolle. Da wo gebleicht wird, rechnet man es sich zur Ehre an die größte Ellenzahl an den Markt gebracht zu haben. Reicht das eigene Gespinnst zum Gewebe der vorgesetzten Ellenzahl, welche man haben will und muß, nicht hin, so wird auf dem Wochenmarkte in Lüchow „Kaufgarn" bezogen, häufig unbekümmert darum, ob der Preis desselben auch Rechnung läßt. Dieses Kaufgarn ist in der betreffenden Zeit ein lebhafter Handelsartikel. Lieferanten sind die kleinen Leute, die nicht selbst weben, Tagelöhner in der Stadt und auf dem Lande. Die Zahl der Stücke, welche man für einen Thaler erhält, ist die Norm des Handels.

Die Bleicherei wurde früher im Wendlande höchst umfangreich betrieben. Sie war fast einzig in den Händen der Hofbesitzer, höchstens auch mitunter in denen der Kossaten. Nach und nach, als der Unterschied zwischen greisen und gebleichten Linnen keinen genügenden Bleichlohn gab, nahm die Bleicherei bedeutend ab, und die Kaufleute führen jetzt einen großen Theil der Linnen, die früher von den Bauern selbst gebleicht wurden, den seit einiger Zeit bestehenden und ausgedehnten Bleichen in Salzwedel, Wustrow und Lüchow zu. — Am Marientag, am 25. März, pflegt man die Linnen, wenn das Wetter es nur irgend zuläßt, auf die Bleiche zu bringen. Bei der Bleiche, welche jetzt allgemein eine reine Rasenbleiche ist, bedient man sich zum Auskochen der grünen Seife,

der sogenannten Schmierseife, in neuerer Zeit auch der Soda. Die Bleicherei geht bei unsern Wenden, da sie viel Arbeit darauf verwenden, rasch vorwärts, so daß der Posten von weißem Linnen, den eine Haushaltung liefert, durchgängig im Mai schon verwerthet ist. Die Größe eines solchen Postens, wie er in Lüchow, Wustrow und Dannenberg zur Legge kommt, beträgt in der Regel zwischen sechshundert und tausend Ellen, selten mehr, und höchstens 1200 Ellen, während früher solche Ellenzahl nichts Ungewöhnliches war. Aus gebleichten Linnen zieht eine wendische Wirthschaft durchschnittlich 100 bis 150 Thlr. jährlich. — Noch ist bemerkenswerth, daß in früherer Zeit die wendischen Bauern mit ihren weißen Linnen selbst nach Hamburg an den Markt gingen. Unangenehme Erfahrungen haben sie davon zurückgebracht.

Die Linnenweberei wird im Wendlande hauptsächlich stark im Amte Lüchow betrieben, und hier wieder weniger im äußersten westlichen Theile, der sich in die Haide hineinerstreckt, als im südlichen, östlichen und nördlichen. Aus dem Amte Gartow kommen wenig Linnen an die Legge, wird dort einmal an und für sich weniger gewebt, so ist anderseits bei der Vorliebe für linnene Kleidung, die man der Holzarbeiten wegen hegt, in diesem Distrikte der eigne Verbrauch ein großer. — Wollen wir nun einen Ueberblick über den Umfang der Linnenindustrie im Wendlande geben, so müssen wir uns an die Leggeberichte halten. Es bestehen im Wendlande drei Leggen, eine zu Lüchow, die andere zu Wustrow, und die dritte zu Bergen. Diese sämmtlichen Anstalten sind schon im Jahre 1790 gegründet, und waren die ersten dieser Art im ganzen Landdrosteibezirke. Die Legge ist in unserer Nachbarstadt Dannenberg erst 1833, die dann nächstbenachbarten, die zu Uelzen 1829 und die zu Bevensen 1831 errichtet. Die ersten königlichen Leggeanstalten datiren vom Jahre 1770, wo in der Provinz Osnabrück solche in Bramsche, Essen, Iburg und Melle entstanden. Die Legge zu Osnabrück, unter Verwaltung der Stadt, soll schon im fünfzehnten Jahrhunderte gegründet sein.

Die Entwicklung der wendischen Linnen-Industrie war eine höchst erfreuliche, die Güte unserer Waare nimmt auch gegenwärtig noch immer zu, es ist ein steter Fortschritt bemerkbar. Schon ein Rückblick und eine vergleichende Zusammenstellung der Ergebnisse aus den letzten zwanzig Jahren gewährt ein sehr günstiges Resultat, es fällt eine zunehmende Vervollkommnung im Weben und Bleichen glänzend ins Licht. Die ältesten Leggeberichte weisen nur Produkte höchst gemeiner Art nach, es waren meist nur Linnen von vier und zwanzig Gang, und dabei nur flächsene. Der Flachs scheint gar nicht oder nur höchst unvollkommen gehechelt worden zu sein. Heedene Linnen wurden nicht an den Markt gebracht. Wurde die Heede nicht getrennt oder wurde sie nicht versponnen? Erst nach und nach gehen heedene Linnen immer mehr über den Meßtisch, und zu gleicher Zeit nimmt die flächsene Waare an Feinheit des Fadens und an Güte zu. Die Zahl der Stücke von sechsunddreißig Gang und darüber mehrt sich von Jahr zu Jahr. — Aus dem Berichte pro 1861 entnehmen wir für den Leggeverkehr im Wendlande folgende Resultate:

Legge zu Lüchow. 421,965 Ellen flächsene Linnen von 24 bis 36 Gang. 138,580 Ellen flächsene Linnen über 36 Gang. 600,171 Ellen halbflächsene Linnen und Bleichtücher von 18 bis 21 Gang. 265,887 Ellen heedene Linnen von 8 bis 15 Gang. Total: 1,426,603 Ellen zu einem Geldwerthe von 131,017 Thlr. 11 Gr. 2 Pf.

Legge zu Wustrow. 190,707 Ellen flächsene Linnen von 24 bis 36 Gang. 72,961 Ellen flächsene Linnen über 36 Gang. 279,277 Ellen halbflächsene Linnen und Bleichtücher von

18 bis 21 Gang. 188,451 Ellen heedene Linnen von 8 bis 15 Gang. Total: 731,396 Ellen im Werthe von 74,129 Thlr. 19 Gr. 5 Pf.

Legge zu Bergen. 12,762 Ellen flächsene Linnen von 24 bis 36 Gang. 255,543 Ellen flächsene Linnen über 36 Gang. 50,240 Ellen halbflächsene Linnen und Bleichtücher von 18 bis 21 Gang. 19,888 Ellen heedene Linnen von 8 bis 15 Gang. Total: 338,433 Ellen im Werthe von 35,464 Thlr. 3 Pf.

Zusammengezogen hat also das Wendland im Jahre 1861 an die Legge gebracht: 1,092,518 Ellen flächsene Linnen, 929,688 Ellen halbflächsene Linnen und Bleichtücher 474,226 Ellen heedene Linnen. Total 2,496,432 Ellen zu einem Werthe von 240,611 Thlr. 1 Gr. Ist die Legge zu Bramsche im Osnabrück'schen, welche 1,874,935 Ellen zu einem Werthe von 155,231 Thlr. 20 Gr. 2 Pf. über den Meßtisch gehen ließ, die erste im Range, so folgt nach dieser die Legge zu Lüchow. — Es erhellt aus den gegebenen Ziffern, daß zu Bergen mehr feine Linnen, mehr Linnen über 36 Gang an den Markt gebracht werden. Ein ähnliches Resultat liefert die Legge der Nachbarstadt Dannenberg. Dagegen treten mit halbflächsenen Linnen, mit Drellen und mit heedenen Linnen die Leggen zu Lüchow und Wustrow bedeutend in den Vordergrund. — Um den Fortschritt, den die wendische Linnenindustrie gemacht hat, und zugleich die günstige Konjunktur der letzten Jahre zu zeigen, führen wir an, daß auf der Legge zu Lüchow im Jahre 1831 nur 1,183,277 Ellen zu einem Werthe von 88,069 Thlr. 11 Ggr. 10 Pf. gemessen wurden. Im Jahre 1857, welches Jahr nach Geldwerth den bisherigen höchsten Betrag vorführt, hatte die Legge zu Lüchow eine Frequenz von 1,806,679 Ellen im Werthe von 176,026 Thlr. 22 Gr. 3 Pf. — War der Werth der im Jahre 1861 im Wendlande zur Legge gebrachten Linnen nach unserer Aufstellung 240,611 Thlr. 1 Gr., so haben wir den Werth des selbst verbrauchten Produktes, das sogenannte Hauslinnen, welches nach Tracht und Lebensweise der Wenden ganz bedeutend ist, noch mit zu veranschlagen. Wir dürfen dies Quantum nach sorgfältig angestellten Untersuchungen reichlich auf ein Sechstel des zu Markt gebrachten Produktes veranschlagen, und demnach kommt auf das Wendland alljährlich ein Ertrag der Linnenfabrikation von ca. 300,000 Thlr. — Der höchste Durchschnittspreis pr. Elle war 3 Ngr., solchen ergaben die Jahrgänge 1800, 1820, 1857 und 1861, den niedrigsten Durchschnittspreis pr. Elle von 2 Ngr. hatte das Jahr 1813.

Geben wir nun eine weitergehende Statistik der wendischen Linnenindustrie, so vertheilt sich die im Jahre 1861 auf den Leggen zu Lüchow und Wustrow gehobene Summe von 205,147 Thlr. auf:

Flachs- und Heede-Werth	73,853 Thlr.,
Lohn der Spinner	49,235 "
Weben und Bleichen	82,059 "
Pr. Cour.	205,147 Thlr.

Beträgt nun ferner die Einwohnerzahl des Amtes Lüchow mit Ausschluß der Vogtei Bergen und mit Ausschluß der Städte und Flecken Lüchow, Wustrow und Clenze 16,300 Seelen, so kommt aus dem Ertrage der Linnenweberei auf jeden Kopf der ländlichen Bevölkerung pro 1861: 12 Thlr. 12 Ngr. Für die Zeit von 1830 bis 1839 betrug die Summe nur 9 Thlr. 3 Ngr. Für die Zeit von 1852 bis 1861 schon 11 Thlr. 12 Gr. — Die behuf des Flachsbaues aufzuwendende Fläche Ackerland können wir ungefähr auf 2000 Morgen anschlagen; den Ertrag bei der bisherigen Methode der Bestellung und der Bearbeitung des Flachses auf höchstens 40 Thlr. pro Morgen.

VI.

Das Vereinswesen hat sich im Wendlande erst in neuerer Zeit entwickelt. Abgeschlossen wirkte jeder für sich und seinen Familienkreis so gut es gehen wollte. Man näherte sich einander und trat zusammen nur da, wo es etwa ein geselliges Vergnügen, die Feier einer Festlichkeit galt. Was man nicht mit eignen Kräften im Handel, in der Industrie, im Ackerbau erreichen konnte, das hielt man durchgehends für unerreichbar. Schwer, sehr schwer fügbar ließ man sich finden für das, was über das eigne Haus, über den eignen Hof hinausgrenzte finanzielle Kräfte und Stütze zu leihen. Man kannte noch nicht den Werth, der im Allgemeinwohl für das Interesse jedes Einzelnen lag. Erst in neuerer Zeit, wo durch die gehobenen Verkehrswege das Wendland mehr aus seiner Isolirtheit heraustrat und mit der Intelligenz der großen Welt in Berührung kam, als sich durch eine ausgebreitete und freiere Presse der geistige Gesichtskreis des Volkes ausdehnte, als man allgemein in Geist und Sitte Fortschritte machte, lernte man die Macht kennen, welche aus der Vereinigung bislang zerstreut wirkender Kräfte nach einem festen Plane und zu einem gewissen, abgegrenzten Ziele entspringt, und reichte sich zu gleichem Streben die Hände.

In früherer Zeit, als auf Anregung der Direktion des Gewerbevereins für das Königreich Hannover in allen größeren und mittleren Provinzialstädten Gewerbevereine entstanden, bildete sich auch ein solcher hier. Sei es nun, daß die nöthigen leitenden Kräfte fehlten, der Einfluß einer strebenden Tagespresse nicht mithalf, oder daß überhaupt das geistige Leben, nicht allein nur das politische, sondern auch das gewerbliche auf Haus und Werkstatt beschränkt blieb, der hiesige Verein zeigte keine absonderliche Thätigkeit und fiel bald in einen sanften Schlummer.

1853 trat eine Anzahl von ca. 70 Bürgern der Stadt Lüchow zusammen und bildete den **gemeinnützigen Verein**, der in seiner Jugend und in seiner Zeugungskraft der Vater vieler Vereine wurde. Er wirkte mit möglichstem Ausschluß der Politik einmal allgemein für alles Gemeinnützige, was die Stadt Lüchow und weitergehend die ganze Gegend, das Wendland überhaupt, betraf. Vorwiegend beschäftigte er sich mit den Verkehrsverhältnissen und suchte gute Wege anzustreben und nicht allein gute Land-, sondern auch gute Wasserwege, wie denn auch schon damals von ihm eine Jeetzelkorrektion befürwortet wurde. Er achtetete auf die günstigen und ungünstigen Einflüsse, die im Gefolge unsers Marktverkehrs, unsrer Linnenlegge, unsers Postwesens auftraten, und war daneben für das Wohl von Haus und Familie, Stadt und Land ein treuer Berather. Weitergehend war er ein Gewerbeverein der, Mitglied des allgemeinen Vereins für das Königreich, den Interessen des Handels- und des Gewerbestandes volle Aufmerksamkeit schenkte. Durch ihn wurden in Lüchow seit seiner Gründung drei **Gewerbeausstellungen**, die ersten im Wendlande, ins Werk gesetzt. Diese drei Ausstellungen hatten in den Jahren 1853, 1858 und 1860 statt. Dieselben wurden, wenn auch nur im geringen Maße auch von Auswärts beschickt, die Gewerbtreibenden unserer Nachbarstädte Uelzen, Dannenberg und Wustrow waren vertreten, und konnte man bei der Uebersicht der ausgestellten Gegenstände auf keine große Werke der Industrie und Kunst nachweisen, so gab uns doch diese Uebersicht ein erfreuliches Bild von der achtungswerthen Stufe auf welcher die Gewerke, die für den Absatz des gewöhnlichen Bedarfes arbeiten, hier stehen. — Durch den gemeinnützigen Verein angeregt und in der Ausführung durch die Gewerbeausstellung befördert entstand bald darauf das erste **Möbelmagazin** in Lüchow, und trat damit in Konkurrenz mit denjenigen der

preußischen Stadt Salzwedel, wohin sich bisher unsere Landleute, die anfingen auch in Ausstattung ihrer Wohnungen größere Bequemlichkeit und größeren Luxus zu lieben, fast einzig bei ihrem Bezuge gewandt hatten. Diesem Magazin folgten bald andere für fertige Kleidungsstücke, welche uns durch lange Zeit nur von den preußischen Nachbarn auf unsern Jahrmärkten vorgeführt wurden.

Der hiesige Arbeiterbildungsverein ist im Jahre 1856 gegründet und hat sich durch alle Stürme der Zeit bis auf heute gehalten, was für eine kleine Stadt und bei fehlenden Kräften, die aufopfernd Einfluß und Halt geben, gewiß anerkennenswerth erscheint. Der Verein widmet sich der Belehrung und der Bildung der Gehülfen des Gewerbestandes. Es wird Unterricht in der deutschen Sprache, im Rechnen, in der Buchführung und in beschränktem Maaßstabe auch in fremden Sprachen ertheilt. Die gesellige Zusammenkunft wird durch ausliegende Schriften und durch eine kleine Bibliothek gepflegt, und neben Erheiterung durch Gesang bilden von Zeit zu Zeit kleine Kränzchen mit Concerten und theatralischen Vorstellungen das gesellige Vergnügen.

In früheren Jahren hatte Lüchow auch eine Schule für Lehrlinge des Handwerkerstandes. Dieselbe wurde auf Kosten der Stadtkasse unterhalten. Sie ist leider wieder eingegangen. Dieser Eingang eines so nützlichen Instituts ist schwer zu bedauern, da der gute Einfluß desselben auf die Bildung der Zöglinge des Handwerkerstandes nicht wegzuleugnen ist und sich auch in andern Städten glänzend ins Licht stellt. Ist von Seiten der Zöglinge kein großer Eifer vorhanden gewesen, so hat beim Magistrate auch wohl keine sonderliche Vorliebe für die Anstalt geherrscht, vielleicht hatte man die kleinen Geldopfer, die man einer so wichtigen Sache brachte, allzusehr im Auge. Bei Unterstützung von Seiten der Stadt und bei warmer Theilnahme der Meister würde sich die Schule gehalten haben, wenn man ihr nur wie anderswo Haltpunkte hätte geben wollen. Ein solcher Haltpunkt ist bei andern Anstalten derart hauptsächlich Schulzwang für die Lehrlinge, und damit verbunden die Verweigerung des Lehrbriefs, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß die Handwerkerschule regelmäßig und mit Erfolg besucht worden ist.

Eine Institution, welche für das Volk von so reichem, nie genug zu preisendem Segen geworden, ist das Institut der Sparkasse. Ueberall verbreiten diese Anstalten Wohlfahrt und Glück für den Einzelnen, für die Familie, für die ganze Gegend. Man werfe nur einen Blick auf die Summen, die jetzt bei unsern Sparkassen im Königreiche zinstragend angelegt sind, und veranschlage die Millionen und abermals Millionen, die aus kleinen Einlagen herangewachsen ihren Einfluß auf alle Verhältnisse und nach allen Seiten ausüben und so vielen unserer Einwohner mit den Ersparnissen die Gründung ihrer Existenz und die Aushülfe in der Stunde der Bedrängniß und der Noth geben. Unbegreiflich muß es dann erscheinen, daß durch so viele Jahre, durch eine so lange Zeit im Wendlande keine Sparkasse thätig war, und daß der aus der Wirksamkeit solcher Anstalten fließende Segen uns so lange vorenthalten blieb. Außer dem Koffer unserer wendischen Bauern war kein Behälter da, der die Ersparnisse aufnahm. In diesem Koffer wurde mit Vorliebe die blanken Zwei- und Einthalerstücke hinterlegt, man nannte das hier, „in de Kant leggen." Diese Thalerstücke häuften sich früher zu Hunderten an, lagen nutzlos da, trugen keine Zinsen und wurden dem Verkehr entzogen. Bei größeren Summen war doch wenigstens der Ausweg da, sie zeitweise noch nutzbringend bei den Geschäftsleuten der Stadt zu belegen, kleinere Anlagen, wie sie die Dienstleute, der kleine Handwerker und der Häusler auf dem Lande so gern machten, konnten nicht zinstragend untergebracht werden und kamen in leichte Versuchung als Opfer

des Vergnügens und des Leichtsinns zu zerfließen. Bevor in Lüchow eine Sparkasse sich befand hatte unsere Nachbarstadt Dannenberg längst eine solche, und zwar in schönster Wirksamkeit. Diese Kasse zog, obgleich außer unserm nahen Bereiche liegend, die Einleger des Wendlandes heran, blühete und blühete immer mehr und ließ mit ihren Ueberschüssen aus unseren Ersparnissen geflossen die städtischen Ausgaben eines fremden Ortes bestreiten. Erst im Juni 1854, nachdem sie freilich längst beschlossen, aber noch immer nicht Fleisch und Blut annehmen wollte, trat unsere Anstalt, nachdem wiederholt und anhaltend die öffentliche Stimme sich dafür ausgesprochen, ins Leben und zwar erst wenig regsam mit wenig Einlegern und kleinen Einlagen, doch bald einen so großen Aufschwung nehmend, daß sie in nicht allzuferner Zeit die Kasse in Dannenberg überflügeln wird. Man bedenke, wenn wir nachstehend eine statistische Uebersicht von der Wirksamkeit der Lüchower Sparkasse geben, daß sie erst von 1854, also erst acht Jahre besteht. Obgleich noch keine Millionärin wie ihre Schwester in Fallingbostel hat sie doch das gesunde Aussehen und die Kraft nach Jahren es zu werden. Wie segensvoll wird sie dann nicht allein für das Interesse der Stadt, sondern auch für gemeinnützige Anstalten wirken? Warum, fragen wir, muß man mit der Einführung des Guten, des erprobten Guten immer so träge sein? — Belegt wurden bei der Sparkasse im Jahre 1854: 2485 Thlr. 3 Gr. 6 Pf., zurückgenommen 421 Thlr. Im nächstfolgenden Jahre wurden schon eingelegt 4260 Thlr. 1 Gr. 4 Pf., zurückgenommen 1244 Thlr. 15 Gr. 6 Pf. Im Jahre 1861 wurden bei der Sparkasse eingelegt 43,537 Thlr. 21 Gr. 4 Pf., zurückgenommen 19,848 Thlr. 25 Gr. 9 Pf. Wie die Sparkassen die Barometer der Geld- und Lebensverhältnisse sind, wie Zeiteinflüsse auf sie wirken, zeigt uns das Jahr 1862, wo wegen vorhergegangener ungünstiger Ernte, namentlich des gänzlichen Ausfalles in der Kartoffelernte wegen nur 30,872 Thlr. 7 Pf. eingelegt und 27,562 Thlr. 9 Gr. 8 Pf. zurückgenommen wurden. Der Bestand der Kasse war Ende Dezember 1862 — 70,847 Thlr. 28 Gr. 5 Pf., — für ein so junges Institut eine ganz ansehnliche Summe. — Wir haben noch einer anderen Kasse im Wendlande zu gedenken, der Sparkasse in Schnackenburg, der Betrieb derselben ist aber nicht groß. Am 1. Juni 1848 von Privatleuten gegründet und verwaltet hatte sie bis zum 31. März 1855 im Ganzen nur 346 Einlagen im Betrage von 2945 Thlr. 2 Ggr. 10 Pf. gehabt. Am 1. Mai 1855 trat nach Auflösung dieser Kasse die städtische Sparkasse ins Leben. Aber auch ihre Wirksamkeit wird keine große sein, denn nach Bodemann in seinen „Denkwürdigkeiten des Städtleins Schnackenburg" waren ihr bis Ende des Jahres 1856 von 53 Einlegern nur 947 Thlr. 14 Ggr. 3 Pf. anvertraut.

Von Wichtigkeit für den kleinen Geschäftsverkehr ist der Vorschußverein in Lüchow, wiederum ein Kind des gemeinnützigen Vereins. Ehe dies Kind zur Welt kam, lag die Mutter lange in Wehen damit. Die Genehmigung der Statuten, welche anfänglich nach dem Muster der Delitzscher entworfen waren, konnte durch Jahre nicht erreicht werden, und erst nachdem man sich hier nach Vorgang Lüneburgs entschlossen hatte die sogenannten „Meißener Statuten" dem Verein als Grundlage zu geben, erfolgte die Genehmigung, und konnte die Wirksamkeit beginnen. Diese „Meißener Statuten" oder „Lüneburger Statuten" wie man sie hier zu Lande nennt, da Lüneburg sie zuerst angenommen hat, sind nicht wesentlich von den Statuten der Delitzscher Anstalt verschieden und empfehlen sich für kleinere Städte, wo kein übergroßer Betrieb ist, wo man von Seiten der Vereinsmitglieder weniger auf eine Dividende als auf den Vortheil rechnen muß, den man durch Darlehen aus der Kasse hat und gibt,

sehr wohl. Die Grundzüge dieser Statuten sind im Wesentlichen folgende: Jedes Mitglied zahlt bis zu einer Summe von 20 Thlr. einen monatlichen Beitrag von 5 Gr. in die Vereinskasse, außerdem alljährlich 5 Gr. in den Reservefond. Diese monatlichen Beträge werden erst dann verzinst, wenn die volle Höhe derselben, 20 Thlr., erreicht ist. Dies Guthaben der Mitglieder bildet einen Theil des Betriebsfonds, der andere etwa nöthig werdende Theil wird durch aufzunehmende Darlehen, für welche die ganze Gesellschaft solidarisch verpflichtet ist, beschafft. Dadurch, daß das Guthaben der Mitglieder, welches zusammengezogen nach einigen Jahren schon eine beträgliche Summe bildet, durch eine Zeit unverzinslich im Betriebe wirkt, dadurch, daß vorerst keine Dividende gezahlt wird, sondern etwaige Ueberschüsse in den Reservefond fließen, bekommt der Verein für seine finanzielle Stellung bald einen kräftigen Halt, und bei sonst günstigen Konjunkturen und beim Wegfall größerer Verluste hebt sich nach wenigen Jahren die Höhe des Reservefond zu ansehnlicher Größe. — Vorschüsse werden nur an Mitglieder des Vereins gegeben und zwar bis zum Betrage des Guthabens stets ohne Bürgschaft, bei bedeutend höheren Posten nur gegen Bürgschaft. Die Zielzeit ist vorerst nur drei Monate, doch kann sie durch Prolongation auf 6 Monate ausgedehnt werden. — Der hiesige Vorschußverein wurde im Jahre 1859 gegründet und nahm mit dem 1. Januar 1860 seine Wirksamkeit auf. Aus dem Bilanz-Konto entnehmen wir folgende Zahlen: Wirksamkeit des Vereins pro 1860: Zahl der Mitglieder 106. Guthaben derselben 252 Thlr. 5 Gr. Aufgeliehene Kapitalien 875 Thlr. Dafür verausgabte Zinsen 24 Thlr. 16 Gr. 8 Pf. Zahl der gegebenen Vorschüsse 77. Betrag derselben 2833 Thlr. Eingenommene Zinsen dafür 64 Thlr. 4 Gr. 9 Pf. Verwaltungskosten 22 Thlr. 19 Gr. 1 Pf. Verlust 0. Reingewinn 16 Thlr. 19 Gr. Höhe des Reservefonds 36 Thlr. 25 Gr. — Das war der Anfang. Heute liegt der Betrieb der Kasse ungleich besser. Aus dem Jahresberichte pro 1862 entnehmen wir folgende Angaben: Zahl der Mitglieder 113. Guthaben derselben 670 Thlr. 25 Gr. Aufgeliehene Kapitalien 3020 Thlr. 29 Gr. 4 Pf. Verausgabte Zinsen dafür 88 Thlr. 27 Gr. 4 Pf. Zahl der gegebenen Vorschüsse 80. Betrag derselben 4553 Thlr. Zur Kasse gekommene Zinsen 134 Thlr. 29 Gr. 1 Pf. Laufende Zinsen bis Ende Dezember 1862, 121 Thlr. 12 Gr. 1 Pf. Verwaltungskosten 35 Thlr. Verlust 0. Reingewinn 98 Thlr. 1 Gr. 8 Pf. Höhe des Reservefonds 222 Thlr. 6 Gr. 1 Pf. — Anfänglich war der Zinsfuß, den man bei größeren sowohl als bei kleineren Beträgen nahm, 8%. Mit dem 1. Januar 1862 wurde er auf 6% herabgesetzt, ein Zinsfuß, unter welchem wohl kein Handwerker Summen auf kurze Zeit und auf Schein vom Banquier beziehen kann. Bei aufzunehmenden Kapitalien hat die Kasse fast durchgängig 4% und nur in einzelnen Fällen 3½% gezahlt. Es ist aber die Aussicht vorhanden den Zinsfuß bald allgemein auf 3½% herabzudrücken.

Von dem gemeinnützigen Verein ist auch die Gründung eines Vereins zur Unterstützung durchreisender Handwerker in Angriff genommen. Die stipulirte Summe, welche zu dem Zwecke erforderlich war, konnte indeß durch die Zeichnung von jährlichen Beiträgen nicht ganz aufgebracht werden, und die gute Sache ruht bis heute. Hoffentlich gelingt es im Interesse der Würde des Handwerkerstandes den Verein doch noch über kurz oder lang ins Leben zu rufen und dadurch auch für alle Bewohner ohne Mehropfer die lästigen Plackereien der unsittlichen Bettelei zu entfernen.

Im Jahre 1853 traten hier mehrere Bürger zu einem Friedensgerichtsvereine für den Amtsbezirk Lüchow zusammen. Es wollte jedoch nicht gelingen die Landleute heranzuziehen, und so hatte dieser Verein fast gar keine Thätigkeit. Fast zu derselben Zeit entstand ein gleicher Verein

im Kirchspiele Schnega, ohne daß wir vernommen haben, daß auch dieser erwähnenswerthen Erfolg und Bestand bis auf heutige Zeit gezeigt hat. Bei der Prozeßsucht der Wenden, die mit Klageführung und Eidesleistung so leicht bei der Hand sind, so daß man annehmen muß, es liegt in ihrem Karakter Streit zu führen, käme solche Art der Vereine sehr erwünscht, und ihr Wirken müßte segenbringend sein. Ihr Kreis dürfte schon zweckmäßig das Kirchspiel nicht überschreiten, und wenn Priester und Lehrer, wenn sogar auf Weisung von oben die Richter dieser hohen Sache ihre Theilnahme und ihre Unterstützung schenken wollten, so müßte sich auch hier im Interesse der Sittlichkeit und des Wohles unserer Bevölkerung das schwere Werk durchführen lassen.

Ueber die Wirksamkeit des Landwirthschaftsvereins für das Wendland, der gleichfalls vom gemeinnützigen Verein angeregt ins Leben trat, berichten wir bei Darstellung der Landwirthschaft im nächsten und letzten Abschnitte.

Die Krankenkassen gehören im Wendlande vorzüglich den verschiedenen Innungen an. Selten haben sich mehrere Innungen zu einer Kasse vereinigt, und wenn dies geschehen, so ist diese Vereinigung nicht umfangreich genug, — das ist eben der Krebsschaden an welchem die Krankenkassen hier leiden. Jede Innung, die vielleicht kaum zehn Genossen zählt, will ihre eigne Kasse haben ohne die flüssigen Mittel zu führen Doktor und Apotheker bei Krankheitsfällen zu bezahlen, namentlich, wenn durch unglückliche Zufälle, wie Epidemien, die Kräfte außergewöhnlich angestrengt werden. Diese Kassen sind daher auch fast alle verschuldet. Unbegreiflich muß der Mangel an Einsicht oder das Vermögen der Trägheit erscheinen, daß man in einer Stadt, einer kleinen Stadt nicht alle Krankenkassen zu einer Kasse vereinigt, dadurch die Mitgliederzahl groß macht, den ungünstigen Wechselfällen stark entgegensehen kann, ein und denselben Arzt und dieselbe Pflege für die größere Zahl heranzieht, Kosten spart, so daß man dergestalt statt Schulden bald einen Ueberschuß, einen zunehmenden Fond, und damit für alle Zeit Sicherheit des Bestehens der Anstalt erzielt.

Die Sterbekassen treffen wir schon seit langer Zeit in jedem größeren Orte an. Es sind die ältesten Vereinigungen, die uns begegnen, und haben sich aus dem Zunftwesen entwickelt. Daneben bestehen in größeren Oertern auch noch allgemeine Sterbekassen. Allen diesen Vereinigungen fehlt mehr oder weniger die rechte Basis. Es wird nicht genug Rücksicht auf die Ansammlung eines für alle Fälle genügenden Fonds gegeben, und damit ist die Existenz bei außergewöhnlichen Vorkommnissen immer gefährdet. In der Regel wird erst bei jedem Todesfalle ein Betrag von den Mitgliedern gehoben. Es wäre wünschenswerth, daß von intelligenter Seite die Sterbekassen einer Reorganisation unterzogen würden, da es den in der Regel an der Spitze als Vorstand stehenden einfachen Männern aus dem Volke, Handwerkern und Tagelöhnern vielfach nicht möglich ist einen Vorschlag der Aufstrebung anzuregen und durchzuführen.

Was dem Vereinswesen nicht allein, sondern dem Fortschritt unserer Gegend im Allgemeinen wesentlich gedient hat, das ist unser Lokalblatt, die Zeitung für das Wendland. Sie hat die auftauchenden Ideen beleuchtet und ausgesponnen ins Volk gebracht und oft und gern mit beredeten Worten das Evangelium einer neuen und bessern Zeit gepredigt. Die Gründung des Blattes, welche 1855 erfolgte, war nicht so leicht als man heute annehmen dürfte. Der Plan, hier eine Zeitung zu gründen, schien Manchem sehr abenteuerlich, und wäre das Unternehmen vielleicht zufälligerweise gescheitert, er hätte wieder Recht gehabt. Wie die Zeitung für das Wendland gegründet werden sollte, bestand schon seit einigen Jahren in Dannenberg, ungefähr 2 Meilen von

hier, die „Jeetzelzeitung" und hatte auch im Wendlande ihren entsprechenden Leserkreis, es war also schon eine starke Konkurrenz vorhanden. Außerdem sollte die Zeitung entstehen, ohne daß im ganzen Wendlande eine Druckerei war. Es mußte also auch diese erst geschaffen werden. Ferner muß man bedenken, daß eine Zeitung erst mit den Jahren ihres Bestehens im Anzeigeblatt den Umfang bekommt, den ihre Existenz nothwendig erfordert. Wenn also die kleine Zahl der Aktionäre zusammentrat, und einzelne Kräfte sich der Redaktion widmeten, so wurde die schwere Aufgabe einzig im Interesse dieser Gegend und vorwiegend der Stadt Lüchow unternommen, es war also weniger ein Werk der Spekulation als der Aufopferung, wie die derzeitige Führung der Redaktion dies auch deutlich ausprägt. Ist jetzt die Existenz der Zeitung gesichert und die Fortführung des Unternehmens leicht, bei Gründung des Blattes kamen unter Sorgen manche Befürchtungen hervor, denn größere Provinzialstädte, wie Osnabrück und Lüneburg, hatten sich vergeblich bestrebt ein Unternehmen zu halten, das in dem kleinen Lüchow neu ins Werk gesetzt werden sollte.

Zweiter Abschnitt.

I.

Die Landwirthschaft wird als Erwerbszweig einer großen Klasse von Menschen, von der ganzen ländlichen Bevölkerung im Wendlande schon seit langer Zeit betrieben. Die hiesige Kultur des Ackers hat vielfach ein Alter von Jahrhunderten. Dennoch ist dasjenige, was im Laufe der ganzen Zeit, die hinter uns liegt, geschehen, höchst winzig gegen dasjenige, was in diesem Jahrhunderte, namentlich aber erst in der Periode nach den Gemeinheitstheilungen vollführt ist. Wir haben in dieser kurzen Periode Errungenschaften gemacht, die als glänzend bezeichnet werden müssen und die der Landwirthschaft und damit der glücklichen Lebensstellung unserer bäuerlichen Grundbesitzer den höchsten Aufschwung gaben und den Grund für einen regen Fortschritt in der Feld- und Hauswirthschaft legten.

Es wurde hier schon früh, wohl schon in alter grauer Vorzeit, als sich die Wenden in dieser Gegend fest niederließen, geackert. Dieser Ackerbau war aber von winzigem Umfange und beschränkte sich auf Erzielung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Es gab nur kleine Ackerflächen, ähnlich vielleicht denen, welche heute unserm Gartenbau dienen. Die Wiesen und Weideflächen nahmen den größten Umfang ein, und Viehzucht war daher der Haupterwerbszweig der Landbewohner. Die Thiere waren dabei zumeist auf das angewiesen, was sie sich in ihrer Heerde auf den großen, häufig nackten, noch häufiger sumpfigen und nassen Weideplätzen suchten. Sie wurden bei irgend günstiger Witterung hinausgetrieben sich zu begrasen, unbekümmert darum, ob sie Nahrung, hinreichende Nahrung finden konnten, denn man mußte damals, und zwar aus viel triftigeren Gründen, als sie heute noch einige nachzügelnde Landwirthe anführen, gegen Stallfütterung sein. Man hatte nämlich nichts für den Stall auf dem Boden und konnte auch nichts haben. Nur höchst dürftig sorgte man für den Winterbedarf an Heu um, wenn Schnee und Eis das Austreiben der Heerde unmöglich machte, diese vor Hungertod zu schützen. Der wenige Acker, der in dürftiger Kultur war, konnte nicht mit zur Ernährung des Viehes dienen, sondern mußte hauptsächlich die Mittel zur Existenz der Menschen hergeben. Diese Existenz der Bevölkerung ihrer leiblichen Ernährung nach stützte sich dennoch vorzüglich auf die Erträge der Viehzucht, und die Ansprüche des Hauses an den Acker waren nur höchst bescheidener Natur. Eine solche Art der Ernährung wie heute kannte der Wende von damals nicht. Demgemäß wurden

die kleinen Ackerflächen auch wenig angespannt, der Betrieb der Landwirthschaft war klein und unregelmäßig, kurz der Ackerboden wurde höchst stiefmütterlich behandelt. Vom warmen Sonnenschein und milden Regen hing es fast einzig ab, ob und wie sich die engen Räume des Hauses vom Erntesegen füllen sollten. Weite Speicher, umfangreiche Kornböden und Keller kannte der bescheidene Sinn des Wenden nicht. — Nach und nach traten für die Landwirthschaft Ereignisse auf, die für einen guten Fortgang auf dem Felde und im Hause gesunde Basis abgaben. Es waren dies weise Verordnungen im Wege der Gesetzgebung und der Verwaltung, namentlich das Ablösungsgesetz und die Gemeinheitstheilungen. Mit Lust und Liebe ging man endlich durch die Wissenschaft unterstützt an Verbesserungen. Praxis und Theorie, nun auch hier eng verbunden, eröffneten ein mit Glück gekröntes Ringen. Die Ackerflächen wurden größer und reiner, die Saatfelder wogten üppiger.

Betrachten wir die heutige Kultur im Wendlande, so ist diese mit anderen Gegenden verglichen, sehr groß. Dieser Umstand ist nicht allein den günstigen Bodenverhältnissen zuzuschreiben, sondern beruht auch stark auf der hier durchgehends dichten Bevölkerung, auf einer großen Vertheilung des Grundbesitzes, so daß selten ausgedehnte Flächen in einer Hand liegen, namentlich aber auch auf dem großen Fleiß der Wenden, welche von früh Morgens bis spät Abends nicht müde werden dem Felde ihre Kräfte zu widmen und so dem Acker das Höchstmögliche abzuringen. — Blicken wir auf die angrenzende Lüneburger Haide, so ist in den letzten dreißig Jahren dort für die Landwirthschaft Enormes geleistet. Durch den Geist und die Geldmittel rationell gebildeter Landwirthe sind an die Stelle der Haide große Ackerflächen getreten. Dennoch werden Jahrzehente darauf hingehen müssen, ehe hier, — selbst da, wo die günstigsten Bodenverhältnisse anzutreffen sind, — die Kultur allgemein so hoch kommt wie im Wendlande. Damit wollen wir nur andeuten, daß auch hier eine lange, lange Zeit unermüdlicher Arbeit, und die Rührigkeit vieler emsiger Hände dazu gehörte um die Kultur auf ihren jetzigen Stand zu bringen, den Boden so ertragsfähig und so sicher für den Ertrag zu machen, wie er jetzt ist.

Was nun die Bodenverhältnisse und die klimatischen Verhältnisse des Wendlandes anbetrifft, so sind diese für die Landwirthschaft ungemein günstig, wobei wir aber wiederum nicht vergessen dürfen, wie sehr ein durch viele Jahre angehaltener Fleiß, die große Betriebsamkeit unserer Bevölkerung und andere glückliche vorherrschende Umstände dazu beigetragen haben. — Tritt man von den Höhen der Haide, sei es aus dem Lüneburgischen, oder sei es selbst von denen der schon mehr kultivirten Altmark, in die Ebene des Wendlandes, so wird man durch den Wechsel in der Kultur, in der Bodenbeschaffenheit, ja selbst durch den Wechsel des Klimas so überrascht, daß man sich viele Meilen südlicher hinversetzt glaubt, und doch ist man höchstens einige hundert Fuß hinabgestiegen. Noch augenscheinlicher und drastischer war dieser Kontrast vor ungefähr dreißig Jahren, als noch mehr Haidestrecken öde lagen. Den Reisenden mußte damals beim schauenden Blick ein ähnliches Gefühl beschleichen wie den Wanderer der Wüste, der tagelang durch öde Steppen, durch den ewig gleichförmigen Sand hinziehend plötzlich durch eine herrliche, grüne Oase überrascht wird. — Wenn auf den Höhen der Haide noch tage-, ja wochenlang der Schnee liegt und nicht schmelzen will, so daß der dahin gerichtete Blick die kleinen Kuppen weißlich schimmern sieht, hat hier die Frühlingssonne längst den Anfang ihres verjüngenden Lenzwerkes gemacht, und aus den frisch aufgrünenden Saaten und Wiesen hebt sich schon jubelnd die Lerche, den Frühling verkündend, empor. — Fast von allen Seiten ist das Wendland gegen die allzustarke Einwirkung der Winde

und Stürme geschützt, denn die Natur hat ihre Verschanzungen aufgeworfen. Nach drei Seiten sind es die das Wendland einkreisenden Höhenzüge der Lüneburger Haide und der Altmark; auf der anderen Seite bilden die Dünenhügel der Elbufer die schützende Wand. Dazu kommt noch in zweiter Linie die grüne Mauer von umfangreichen Forsten und Holzungen, die (wenn auch früher, wo sich der Wald noch nicht so gelichtet hatte, mehr wie jetzt) unser Ländchen einschließt, in derem Schutze der rankende Hopfen gedeihen kann, und selbst Versuche zum Anbau der edlen Rebe gewagt wurden. — Durch den so geschützten Landstrich zogen und ziehen zahlreiche Quellen den beiden Flüssen, der Jeetzel und der Dumme zu und bewässerten einen lohnenden Boden, der bei der Rührigkeit und dem Fleiße der Menschenhand bald eine reiche Humusdecke zeigte, wenn auch hin und wieder das in seinem Laufe nicht geleitete Wasser im Stagniren zur Bildung des so verderblich auftretenden Ortsteines Veranlassung gab. Solche Ortsteinablagerungen findet man in den Niederungen in großer Ausdehnung, und sie bilden ein Haupthinderniß für die fortstrebende Kultur der Neuzeit. — Der herrschende Wind ist der West und der Nordwest, die vom Meere kommen. Die Nähe des Meeres wird sicher auf das Klima wesentlich einwirken, indeß sind meteorologische Beobachtungen — wenigstens anhaltend — nicht gemacht, weshalb wir über diesen Einfluß kein bestimmtes Urtheil abgeben können. — Nachtheilig auf das Klima haben sicher die nach den Verkoppelungen eingetretenen großen Abholzungen gewirkt, indem sie die gegen die herrschenden Winde schutzgebenden Bäume wegräumten. Jedoch wird dieser Uebelstand mit der Zeit wieder gemildert werden, wenn erst die bedeutenden Tannenansamungen im Nordwesten, Norden und Nordosten mehr emporgewachsen sind und Schutz geben können.

Nannten wir das Wendland mehrfach eine Ebene, so ist diese Bezeichnung nur in Bezug auf die Lage zum Meeresspiegel und in Bezug auf die das Gebiet einschließenden Höhenzüge, gegen welche das Land abfällt, zu nehmen. Eine eigentliche ebene Fläche findet sich nur in einem Theile des Wendlandes, in der Lucie, sonst ist im Allgemeinen der Boden wellenförmig gebogen, und aus der Senkung treten Hügel entweder in fortlaufender Kette oder in einzelnen niedrigen Kuppen hervor. Diese Hügel, Lehm oder Thon führend, sind alle in reicher Kultur oder doch wenigstens kulturfähig, nur hin und wieder laufen sie in Sand aus und dienen selbst dann noch, wenn dieser Sand nur nicht allzu steril ist, dem Ackerbau.

Karakterisiren wir den Boden des Wendlandes, so ist dieser höchst verschiedener Art. Wo eine durch lange Zeit große Kultur herrschte, und das ist fast im größten Theile des Wendlandes der Fall, da kann man nur den Untergrund in Frage ziehen, denn oben sieht man allgemein eine starke Krume reicher Ackererde, im Laufe von Jahrhunderten durch treue Arbeit gewonnen und aus allen für die Pflanzenwelt nothwendigen Stoffen zusammengesetzt. Unterscheidet man diesen Kulturboden, wie er sich überall findet und mit der Zeit noch immer mehr finden wird, von dem Urboden, so ist letzterer im Wendlande der mannichfachsten Art. Fehlt der eigentliche Marschboden ganz, so haben wir den Sandboden als Flugsand nur vereinzelt und namentlich auf den Höhen, den Moorsand aber in ausgedehnten Flächen unserer Niederungen, so hauptsächlich in der Lucie. Lehmiger Sand und sandiger Lehmboden, ein für die Ackerwirthschaft so ersprießlicher und lohnender Boden, findet sich hier vorherrschend, und zwar eben so gut auf den Höhen wie in den Niederungen unseres Distrikts; er nimmt nach Flächeninhalt wohl den größten Theil des Wendlandes ein. Moorboden findet sich überall in den kleinen Thalkesseln, die durch die wellenförmige Erhebung des Landes gebildet werden. Bruchboden, einst

stark vertreten, ist nach den Gemeinheitstheilungen durch gestiegene Kultur immer mehr umgeändert und zu Neuland gemacht worden. Wiesenboden findet sich in der ganzen großen Längenausdehnung des Jeetzelflusses von Salzwedel bis Hitzacker vor. Haidboden tritt vereinzelt nur noch in den westlich gelegenen Distrikten, der Haide zu, auf, wird aber, wo es seiner Beschaffenheit nach nur möglich ist, immer mehr umgebrochen und der Kultur übergeben. Umfangreich sind die Strecken, die den Dünensand enthalten, und die fast durchgängig nur mit Nadelhölzern bestanden sind. Dahin gehören die großen Waldflächen im Gartow'schen.

Der Boden im Wendlande ist durch die Kultur sehr milde, warm und thätig geworden. Ungünstige Witterungsverhältnisse wirken nicht so auf ihn ein als anderswo oder da, wo der Boden wohl gar noch ganz roh ist. Aus solchen Gründen treten die Mißstände bei Fehlernten auch hier nicht so schlimm auf. Einen gänzlichen Ausfall im Ertrage der Ernte kennt man nicht. Dieser Umstand ist außer der hier herrschenden Kultur dem durchgängig guten Untergrunde, der dem Ein- und Abziehen des Wassers förderlich ist und dadurch der Wärme Einwirkung auf die unteren Schichten gibt, zuzuschreiben.

Das Verhältniß zwischen Ackerland und Wiesen ist im Allgemeinen ein günstiges. Wir haben an der Jeetzel und Dumme und in den Niederungen der Lucie eine ausgezeichnete Wiesenflur, und wenn diese erst so ertragsfähig gemacht ist, als sie sein könnte, werden wir noch unbeschadet unserer wirthschaftlichen Interessen den Bewohnern der Haide damit aushelfen können. In der Art der Vertheilung tritt aber häufig ein Mißverhältniß ein, indem die an der Jeetzel gelegenen Grundbesitzer viel, die davon entfernt liegenden wenig oder gar nichts haben. Diesem Uebelstande ist durch An- und Verkauf in Etwas abgeholfen worden, so daß fernliegende Landwirthe meilenweit nach den Niederungen der Jeetzel und Dumme kommen um das Heu von ihrem Eigenthum zu holen. Da sich ein großer Theil der Wiesen im Besitze von Stiftungen und von Bürgern der Städte, die an den Flüssen liegen, befindet, welche die Erträge nicht konsumiren können, so ist auch den wiesenlosen Grundbesitzern unseres Wendlandes Gelegenheit gegeben, mittelst Pachtung dem Mangel an Graswuchs abzuhelfen und die Uebelstände sind dadurch bedeutend gemildert.

Wenn wir des Ruhmes über die vorherrschend günstigen Verhältnisse und den glücklichen Betrieb der Landwirthschaft im Wendlande voll sind, so müssen wir außer den Bedingungen, die hier vortheilhaft auftreten, auch dem Streben der Wenden gerecht werden. Wird bei gutem Boden viel erlangt, so ist dies doch hauptsächlich dem unermüdlichen andauernden Fleiße unserer Landwirthe zu verdanken. Vom ersten Frühroth bis in die Abenddämmerung ist der wendische Landmann auf seinem Acker beschäftigt, sei es mit Graben oder Pflügen, Säen oder Ernten. Selten wird in einer Gegend, wo nicht der Nähe der Stadt wegen die Gartenkultur gilt, so viel mit dem Spaten, mit der Hand im sauren Schweiße gegraben wie hier. Selten wohl hat ein Landmann so viel Trieb und auch so viel Zeit um selbst die Getreidefelder von Unkraut zu jäten. Wenn wir also bei uns durchgehends, namentlich aber da, wo der Boden nicht größeren Grundbesitzern gehört, einer ausgezeichneten Reinheit der Felder begegnen, so ist dies nicht zu verwundern.

II.

Vorwiegend ist der Grundbesitz im Wendlande sehr getheilt. Dennoch ist nach den verschiedenen Gegenden desselben ein Unterschied zu machen. Die in der Haide liegenden oder daran grenzenden Höfe des Wendlandes haben einen größeren Ländereikomplex als Grundbesitz, der der

Größe der Höfe in anderen Provinzen unseres Landes nichts nachgibt. Ein Gleiches gilt von vielen Wirthschaften in der Lucie, welche aus der Theilung große Strecken von Bruch und Wiesenboden erhalten haben, so daß ihr Besitz jetzt eine respektable Fläche ausmacht. Im größeren Theile des Wendlandes, namentlich im untern Drawehn, (Kirchspiele Wustrow, Satemin, Meuchefitz, Plate, Lüchow, Crummasel) ist dagegen der Boden sehr getheilt, und die Halbhufner, welche Zahl der Grundbesitzer die größere ist, können durchgängig nur zwischen 20 und 30 Morgen Ackerland unter den Pflug bringen.

Die verschiedenen Größen der Höfe, wobei die Hufe als Einheit gilt, haben sich wohl schon hauptsächlich in alter Zeit gebildet. Bei Uebernahme des Grund und Bodens hing es von der Uebereinkunft mit dem Edelmann oder mit der Landeshoheit ab, wie viel Fläche man gegen entsprechenden Tribut in Besitz nahm, der eine viel, der andere weniger, und da das Maß die Hufe war, so entstanden wohl auf diese Weise Vollhufner, Halbhufner, Viertelhufner ꝛc. — Kamen zwei Vollhufner durch irgend einen Umstand zusammen, so entstand die Doppelvollhufe, bei Zusammenlegung von zwei Halbhufen die Doppelhalbhufe und auf ähnliche Weise die Dreiviertelhufe, Fünfachtelhufe ꝛc.

Die Zahl der Hufen in einer Feldmark ist fast immer ungerade, also entweder 3, 5, 7, 9 oder 11, selten mehr. Das Verhältniß aus dem Besitze des Vollhufners zu dem des Halbhufners und Viertelhufners ist kein durch die Theilungszahlen gegebenes, sondern hat immer der Halbhufner und der Viertelhufner verhältnißmäßig mehr. Aus solchen Gründen hat der Doppelhalbhufner eines Dorfes mehr Grund und Boden als der Vollhufner, und der Dreiviertelhufner fast eben so viel als der Vollhufner. — Der Kossater (Kotsasse), der Brinksitzer, der Anbauer und der Abbauer haben je nach Umständen mehr oder weniger Besitzthum. Kossater und Brinksitzer, welche von dem Gutsherrn oder von der Hoheit in der Gemeinde zugelassen waren, hatten ursprünglich entweder gar kein Besitzthum oder nur wenig, etwa in den meisten Fällen nur eine Wiese. Wie aber früher die Weide noch in der Gemeinheit lag, trieben sie ihr Vieh mit hinaus, und aus dieser Hutgerechtsame gründeten sich nachher ihre Ansprüche bei der Theilung. Der Anbauer, (der von der ganzen Gemeinde aufgenommen sich auf Gemeindegrund anbauete, während der Abbauer seine Wohnung auf privativem Grund errichtete) erhielt bei der Gemeinheitstheilung gleichfalls seinen Antheil, während dem Abbauer aber nur von dem Theile, der dem Bauern, auf dessen Besitzthum er sich angesiedelt hatte, zufiel, etwas erhielt. Kossater und Brinksitzer erhielten bei der Theilung den Theil der ganzen Gemeinheitsfläche, welche einer Kuhweide entsprach, ganz frei, für den Theil der zweiten Kuhweide müssen sie jährlich zwei Thaler in die Gemeindekasse zahlen. Ob indeß diese Norm allgemein gilt, wagen wir nicht mit Bestimmtheit zu behaupten. Sehr viel hing übrigens auch davon ab, wie Kossater, Brinksitzer, An- und Abbauer zur Zeit der Theilung mit der Bauerschaft eines Dorfes standen, ob in Gunst oder in Ungunst oder gar wohl in Unfrieden und Prozessen.

Das Verhältniß der Zahl von Doppelhufnern, Halbhufnern, Viertelhufnern, Kossaten ꝛc. ist in jedem Dorfe verschieden. Wir haben einzelne Dörfer, wo nur Vollhufner, wiederum zahlreiche andere wo nur Halbhufner vorhanden. In einigen sind die Kossater gar nicht vertreten, in anderen wieder stark. Durchgängig aber haben die Dörfer mit großen Feldmarken viele kleine Grundbesitzer, viele Kossater, An- und Abbauer.

Die Größe einer Hufe ist in den Dorfgemeinden verschieden. In der Regel ist sie da, wo der Boden fruchtbar, geringer als da, wo Boden mittlerer Qualität oder gar wohl noch viel un-

kultivirter Boden, doch gilt dies auch nicht allgemein. Jedenfalls aber ist die Schwankung in der Größe der Hufe bedeutend. So hat ein Vollhufner in Salderatzen nur 47 Morgen, in Priseck 58, in Witzetze im Drawehn 63, in Kl. Gaddau 64, in Mammoißel 68, in Zargleben 69, in Cremlin 70, in Meuchefitz 80, in Steine 83, in Plate 87, in Köhlen 89, in Lensian 92, in Schlanze 123, in Schweskau 124, in Göttin 147, in Tüschau 147, in Gühlitz 150, in Woltersdorf 162, in Kukate 200, in Reddereitz 210, in Sallahn 234 und in Vaddensen 435 Morgen Grundbesitz. — Dagegen hat ein Halbhufner in Satemin 31, in Witzetze im Drawehn 31, in Cremlin 33, in Mammoißel 36, in Köhlen 45, in Klennow 48, in Blütlingen 62, in Gühlitz 80, in Künsche 123, in Diahren 148, in Schletau 153, in Bösen 183, in Ranzau 188, in Kakau 279, in Vaddensen 375 Morgen. — Während ein Viertelhof in Klennow nur 13 Morgen Grundbesitz hat, gehören zu einem Viertelhofe in Tüschau 90 Morgen, in Vaddensen 172, in Kakau 194, und in Quartzau gar 210 Morgen. — Ein ähnlicher wenn nicht noch größerer Unterschied tritt im Besitzthume der Kossater auf. Während ein Kossater in Klennow 2, in Lensian 3, in Bausen 4, in Bösel 5 Morgen hat, gehören zu einer Kossaterei in Kl. Gaddau schon 15, in Schmarsau 17, in Belitz 18, in Schlanze 20, in Schletau 22, in Lübeln 24, in Nauden 30, in Künsche 47, in Sallahn 55, und in Bösen 75 Morgen.

Was die Zahl der Dienstboten und ihre Verhältnisse anbetrifft, so kommt dies auf die Größe des Hofes und auf die Zahl der Familienmitglieder an. — Durchgängig hat der spekulative Wende nicht Ursache über allzureichen Kindersegen zu klagen. Es sind seltene Fälle, wo sechs oder gar acht und zehn Kinder aus der Ehe hervorgehen, im Durchschnitt beschränkt sich die eigne Nachkommenschaft auf zwei bis drei Personen. — Je nachdem nun im Haushalte erwachsene Söhne und Töchter sind, können fremde Dienstboten erspart werden, zumal in einer wendischen Familie alle Kräfte möglichst zur Benutzung kommen. Das Kind, welches sich eben selbstständig bewegen kann, wie die Alten, Großvater und Großmutter, denen wohl nach einem Leben voll Arbeit und Mühen Ruhe zu gönnen wäre, wirken bis zum letzten Aushalten der Kräfte im Dienste der Wirthschaft. Dennoch ist meisten Theils ein Knecht und eine Magd, mitunter auch ein Hirtenjunge; auf größeren Höfen zwei Knechte, zwei Mägde und der Hirtenjunge vorhanden, so daß dann das Dienstpersonal aus 5 Gliedern besteht. Das Verhältniß der Dienstleute zum Hausherrn und zur Hausfrau ist ein familiäres, indem erstere mit den letzteren nicht allein aus einem Napf essen, sondern auch zu allen Familien- und Dorffesten hinzugezogen werden. — Das Dienstpersonal ist an Zahl gegen früher allgemein gestiegen, was wir einem vergrößerten Betriebe auf dem Felde und in der Viehzucht zuschreiben und damit denjenigen nicht Recht geben können, die eine Abnahme in der Arbeitsleistung bei den Dienstleuten annehmen. — Je nach der Leistungsfähigkeit auf dem Acker, im Stalle, am Spinnrade und am Webestuhle, je nach dem Alter und den Kräften ist der Lohn verschieden. Dieser Lohn, der in neuerer Zeit bedeutend gestiegen ist, besteht zum Theil in Geld, zum Theil in Kleidungsstücken. So bekommt ein Knecht 25 bis 30 Thlr., ein Großknecht ausnahmsweise auch wohl 40 Thlr. jährlich baar; daneben 1 Thlr. als sogenanntes Miethsgeld und 1 Thlr. zu Weihnacht. Ferner an Kleidungsstücken vier Hemden, drei Hosen, einen Rock von Dreikamm oder einen Sommerrock, zwei Paar Strümpfe und Handschuhe. Die Magd bekommt baar jährlich 20 bis 30 Thlr.; daneben zwei Röcke, 24 Ellen Linnen, 5 Schock Flachs, 3 Schürzen, 2 Paar Strümpfe, Schuhe 2c.

Mancher Wirth hat auf seinem Hofe Miethsleute, Heuerleute, Häusler in der sich beim Hofe be-

findenden Kathe. Mit dem Miethskontrakt wird jetzt fast allgemein die Bedingung verknüpft, daß der Häusling dem Bauer gegen übliche Entschädigung in seinem Betriebe hilft, so daß letzterer jeder Zeit über des Miethsmannes Arbeitskräfte verfügen kann. Ist reichlicher Grundbesitz vorhanden, so haben diese Häuslinge von ihrem Wirthe Land in Pacht; wenn das nicht der Fall ist, so suchen sie auf anderem Wege Land in Pacht zu nehmen. Dabei hat der Hofbesitzer die fast stillschweigende Verbindlichkeit seine Häuslinge gegen mäßige Entschädigung mit dem nöthigen Spanndienst zu unterstützen.

III.

Zwei mächtige Hebel im Fortschritte des landwirthschaftlichen Betriebes traten auch glücklicher Weise hier auf. Einmal die Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen, zweitens die Ablösungen. Mit ihnen ist eine bedeutende Hebung der Interessen unserer Landwirthe erfolgt, sie waren die Grundstützen, auf welche der jetzige stolze Bau einer hohen Kultur gegründet werden mußte, und ohne welche kein Fortschritt denkbar war. — Die Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen hatten trotz ihrer höchsten Berechtigung anfänglich bei den Wenden wenig Anhänger. So dürftig und verkommen diese Kommunisten auch vor der Gemeinheitstheilung waren, sie hielten mit Ausdauer an ihren alten Institutionen fest, und die Gemeinschaft des Grundbesitzes, gemeinsame Weide, gemeinsamer Wald, gemeinschaftliche Herde galt ihnen viel. Welcher Schlendrian dadurch entstehen mußte, und wie wenig solcher Kommunismus einer gesunden Wirthschaftsmethode entsprach, liegt auf der Hand. Dazu kam noch, daß das Band der Gemeinschaft ein sehr loses war, es war leicht mit in den Kreis derselben hineinzukommen, — einige Quart Branntwein und etwas Bier reichten früher häufig dazu hin. — Ein Hauptanklagepunkt der Landwirthe gegen die Gemeinheitstheilungen war die einzuführende Stallfütterung. Mochten auch damals die Thiere noch so hungrig auf den großen aber kahlen Weideflächen nach Nahrung sich umsehen, und gewährten sie in ihrer Gestalt und Haltung ein noch so trauriges Bild schlechter Ernährung, so meinte man doch vielfach, mit dem Einhalten des Viehes im Stalle sei es dem Hungertode verfallen. Man ahnte in seiner Beschränktheit nicht, welchen Aufschwung der Ackerbau bei richtigem Betriebe nehmen konnte, und wie immer mehr Speicher und Räume gebaut werden müßten um die Fülle eines reichen Erntesegens unterzubringen, wie man also auch im Stande sein würde die kräftige Nahrung in die Tröge des Viehes zu werfen. — Nachdem die alten Vorurtheile weggeräumt waren, und das gute Beispiel glückliche Aufmunterung gab, erfolgten die Gemeinheitstheilungen hier schnell nacheinander, so daß im Wendlande wohl kaum ein Dorf anzutreffen ist, dessen Feldmark nicht getheilt und verkoppelt wäre. Diese Theilungen waren anfänglich keine vollständigen, indem man größere Flächen in der Gemeinheit liegen ließ, so ist auch jetzt noch in vielen Ortschaften die Schweineweide und der Holzbestand nicht getheilt, oder von letzterem wenigstens ein Restbestand in der Gemeinheit geblieben. — Die erste Gemeinheitstheilung und Verkoppelung war die der Dorfschaft Saaße, welche vor Einrichtung des Landes-Oekonomie-Kollegiums im Jahre 1787 ausgeführt ist. Bald nach der französischen Okkupation, im Jahre 1819 sind die Theilungen wieder in Anregung gebracht und dauerten bis heute ununterbrochen fort. — Nicht allein direkt auf den Acker wirkten die Gemeinheitstheilungen ein, indem sie jedem zur höchsten Ausnutzung das Seinige gaben, sie haben auch Einfluß durch Anlage von Gräben zur bessern Entwässerung, namentlich aber durch die darauf schnell erfolgte Herstellung guter Kommunalwege gehabt, welche es möglich machten gut beladen, leicht und sicher nach und von dem Acker zu kommen.

Das Ablösungsgesetz war gleichfalls ein Segen für das Wendland. Nicht allein, daß das Verhältniß zwischen Gutsherren und Hörigen für das materielle Wohl der Landwirthe drückend und lästig war, nein, es übte auf die Willenskraft, auf den sittlichen Muth des Bauern seinen niederschlagenden Einfluß aus. Durch Gutsherrndienst und Hoheitsdienst behindert über seine Kräfte frei zu verfügen, des Willens für sich zu arbeiten auf dem eigenen Felde und in der eigenen Wirthschaft, mußte er häufig Pflug und Wagen stehen lassen um der Verpflichtung gegen den Gutsherrn oder das Amt nachzukommen. Außer der störenden Einwirkung auf den eignen Betrieb, fühlte er den moralischen Druck der Abhängigkeit, und die Ideen des Fortschrittes, wie sie wohl in der Seele des freien Mannes keimen und aufwachsen können, mußten bei unsern Bauern in der alten Feudalzeit schlummern und blieben hinter einem stumpfsinnigen Vegetiren zurück. — Die Verhältnisse alter Zeit sind aus der Geschichte hinreichend bekannt und hier auch wohl nicht anders gewesen als sonst wo. Man weiß wie drückend die Leibeigenschaft war, und wie der deutsche Adel und die Geistlichkeit bis ins sechszehnte Jahrhundert hinauf ihre Arme immer weiter ausstreckten ihre Rechte auszudehnen, und wie sie sich bestrebten das Band, welches den Bauern fesselte immer straffer anzuziehen. Wurde auch die Leibeigenschaft aufgehoben und durch das Lehnswesen ein anderes Verhältniß der Bauern zu dem Edelmann geschaffen, wurden sie aus Leibeigenen Hörige, so waren dadurch die erzielten Zustände nicht viel günstiger für den Aufschwung und für das Streben unsrer Landwirthe geworden. Außer den Hofesdiensten, welche bei manchen Hörigen drei Spanndienste in einer Woche betrugen, waren mancherlei Abgaben zu entrichten, so waren Verpflichtungen für die Bauern da bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen, welche in der Familie des Edelmannes auftraten, Tribut zu zahlen. Außer dem Heimfallsrecht traten die Lehnsgelder bei Veränderungen in der Person des Gutsherrn auf, und waren Konsensgebühren bei Verheirathung von Kindern der Hörigen, Gebühren bei Anleihen und bei Fällung von Bäumen zu entrichten. Die Verpflichtung für Kriegsdienste und die Verpflichtung zur Jagdfolge mit Fütterung von Hunden und Verpflegung des Jagdgefolges kam hinzu. — Waren die der Kammer Pflichtigen viel besser daran als die Hörigen der Edelleute, so bekommt man einen Begriff von dieser Pflichtigkeit und dem daraus entstehenden Drucke, wenn wir die Dienste kurz aufzählen, welche der ehemaligen Domaine Lüchow zu leisten waren. Da war einmal das „Haken“, das Umbrechen des Landes mit der Hake, welche dem Pfluge gewichen ist, und welche Arbeit in abgetheilten Zügen (Tuchten) geleistet wurde. Dann das Abmähen der herrschaftlichen Wiesen, bei welchen Diensten einzeln noch Hülfsmannschaften gestellt werden mußten. Drittens die sogenannten Langdienste, wozu man das Holen des Kalkes von Lüneburg und das Verfahren der Früchte auf sieben Meilen weit rechnete. Unter kurzen Reisen verstand man außer Fuhren im innern Gebiete des Amtes, welche das Heranschaffen des zum Baugewerbe nöthigen Materials betrafen, auch Reisen nach Auswärts nicht über zwei bis drei Meilen Entfernung. Die Spanndienste aller Art waren zahlreich, und waren auch die sogenannten Freischulzen nicht davon ausgeschlossen. Da waren ferner früher wie jetzt noch Verpflichtungen zum Seetzelschneiden, und zu allen diesem kamen noch vielfache Hoheitsdienste und Verrichtungen bei Gemeinwerken. Die Kossater hatten den Dienst des Botenganges, oft viele Meilen weit, bis nach Celle hin, sie mußten das Amtskorn umstechen und bei Exekutionen den Kreis schließen, auch den Delinquenten an das Amt bringen.

Als Vergütung für diese Dienstleistungen bestanden die Pröven, die höchst eigenthümlicher

Natur waren. Ist der Betrag derselben allgemein nur klein, ja nach Verhältnissen der jetzigen Zeit komisch klein gewesen, so unterschied er sich wesentlich in Hinsicht der Personen, die Dienste geleistet, und derer, denen sie geleistet waren. Der arme Köther kam dabei am Schlechtsten weg. — Man bezahlte für eine Fuhr nach Celle 2 Thlr. Für eine sogenannte „lange Reise" von 4 bis 6 Meilen für den Wagen mit 4 Pferden 4 Mariengroschen 4 Pfennige. Für kurze Reisen auf Entfernungen von 2 bis 3 Meilen 2 Mariengroschen 2 Pfg. Für das Zeetzelschneiden erhält die Dorfschaft Müggenburg täglich 6 Mariengroschen, ein Kossater dagegen täglich 4 1/2 Pfennige. Die Handdienste im Amte betrugen für den Tag, gleichviel welcher Art die Verrichtung war, 1 Mariengroschen 1 Pfennig. Für einen Brief nach Celle zu tragen erhielt der Kossater, welchen Dienst der Kossater in Bülitz zu verrichten hatte, 9 Mariengroschen.

Wie nun das Ablösungsgesetz kam, wurden die Dienste entweder ganz abgelöst oder doch auf eine jährliche Geldsumme normirt. — Anfänglich war für die Sache der Ablösungen bei den Wenden wenig Sinn vorhanden. Man glaubte, daß nach denselben dem Bauern leicht andere schwere Landeslasten aufgebürdet werden könnten, während bei der Pflichtigkeit die Gutsherrschaft in ihrem eignen Interesse Sorge tragen würde, daß dies nicht geschehe. Eigenthümlich ist auch die geringe Zahl der Ablösungen, die 1849, 1850 und 1851 erfolgt sind, wo das Ablösungsregister zu Lüchow für 1849 nur 8, für 1850 nur 3 und für 1851 nur 4 Fälle aufweist, während in den Vorjahren ca. 30 auftreten. — Die erste Ablösung erfolgte im Jahre 1832, und recht rege wurde das Interesse vom Jahre 1839 an. 1842 und 1843 erfolgten die Ablösungen ganzer Dorfschaften. Bis zum Jahre 1849, wo der Ablösungs-Kommissair zu Lüchow die Leitung in den Aemtern Lüchow und Wustrow und dem Gerichte Grabow hatte, waren 354 Nummern ins Register getragen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß eine Nummer mitunter eine ganze Dorfschaft umfaßt. Aus solchen Gründen würde es für uns zu weit führen, hier eine genaue statistische Aufstellung der erfolgten Ablösungen zu geben.

IV.

Eben so günstig wie das Ablösungsgesetz und die Gemeinheitstheilungen haben die Landwirthschaftsvereine gewirkt. War durch jene beiden und nach ihnen eine Besserung, eine Hebung der Wirthschaften möglich, so galt es nun die Lust und Liebe zu solcher Besserung durch Wort, Schrift und Vorbild anzuregen. Eine Sache, die bei unserm Wenden nicht leicht war. Nach seinem Karakter starr und fest dem Alten und Hergebrachten huldigend, gemessenen Schrittes der Spur seines Vaters und Großvaters folgend, ohne weiten Blick auf die Fluren anderer Gegenden ist er dem Wandel in seiner Sitte, in seiner Lebensart und in seiner Wirthschaft abhold. Bei ihm, der durch schlechte Volksschulen sich auf einer niedrigen Bildungsstufe befand, stand die Wissenschaft durch lange Zeit wenig in Achtung. Er gab nichts auf die Errungenschaften des Geistes, dagegen alles auf die augenscheinlichen Erfolge der Hand. Arbeiten war sein Wahlspruch, alles Uebrige sollte Gott für ihn thun. Mit Licht und Sonnenschein, Luft, Thau und Regen begnügte sich der Wende in seinen Ansprüchen auf die Gaben des Höchsten nicht. Er verlangte oder glaubte wenigstens, wenn er nur arbeitete, so müsse aus seinem geistigen Schlendrian und aus der größten Widersinnigkeit nur Gutes und Lohnendes hervorgehen. — Bei solchen Ansichten und solchen starren Grundsätzen mußte die Sache der Landwirthschaftsvereine hier schlechten Boden finden. Mußten wir doch auf Empfehlung unseres Vereins von einem alten Bauern mit höhnischen Mienen hören: „Err hick will se seggen, de ganze Ackerbu besteit hin

twe Saken „Schiet hun Fliet!“ (Herr ich will ihnen sagen, der ganze Ackerbau beruht auf zwei Sachen: „Dünger und Fleiß“!) Glücklicher Weise kam uns dieser Wende gelegen, denn wir konnten ihm mit Recht erwiedern: „un een bäten Kopp!“ Gerade dieser unser Widersacher, wie sein Vater und Großvater, vielleicht auch die Urväter bis in viele Generationen rückwärts, hatten auf ihren Höfen zwar mit unermüdlichem Fleiße aber ohne Verstand gearbeitet oder vielmehr geochst und waren trotz der Kraftanstrengungen, und ohne daß irgendwie Unglücksfälle dazwischen kamen, nicht allein nicht finanziell weiter, sondern eher zurückgekommen. Sie hatten Kraft und Zeit zwar angewandt, aber nicht richtig und in ihrem Nutzen verwerthet, sie blieben daher stets Sklaven der Arbeit. — Glücklicher Weise hat das Sprüchwort „Dumm Buur winnt meist Tüffel“ (der dumme Bauer gewinnt die meisten Kartoffeln) nicht immer Recht, die Klugen ernten auch sehr reiche Erträge davon. Gälte das Sprüchwort allgemein in seiner abstrakten Wortbedeutung, so wären unsre Bauern jetzt alle dummer, viel dummer denn je, denn sie gewinnen viel mehr Kartoffeln als früher.

Die Anregung zur Gründung von Landwirthschaftsvereinen konnte nach dem Dargelegten nur von den größeren Oekonomen und von den mehr gebildeteren Städtern ausgehen. Das war auch der Fall. — Die neue Lehre einer besseren Betreibung der Landwirthschaft mußte aber, sollte sie wirken, unter dem Landvolke Jünger und Apostel haben. Diese fanden sich glücklicher Weise wenn auch vereinzelt vor, und ihrem Wirken, ihrer Lehre, namentlich aber ihrem segensreichen Vorbilde ist der Haupterfolg unserer Vereine zuzuschreiben. Wie sie auf dem Acker ihre Bestrebungen begannen und eine neue Wirthschaftsmethode einführten, hatten sie in ihren Umgebungen einen schweren, harten Stand, sie waren so zu sagen auch eine Art Märtyrer, denn man sprach nicht allein spöttelnd über sie in Familienkreisen, sondern man zeigte auch nahezu mit Fingern auf sie und ging ihnen im starren Selbstbewußtsein scheu aus dem Wege. Das dauerte durch Jahre bis nach und nach das neue Gute siegte, die Spötter erst verstummten, dann allmälig in die Bahn der früher Verhöhnten einlenkten und ihr Wirken zum Vorbilde nahmen. Nach solchen Kämpfen, die freilich mehr oder weniger überall vorkommen, wo der Geist vorwärts will und dem Fortschritte huldigt, gewannen bei sonst günstiger Einwirkung und bei dem Umstande, daß sich zur Leitung des Strebens opferwillige und geistig befähigte Männer fanden, unsere Vereine immer mehr Halt und konnten segensreich wirken.

Die Gründung des Landwirthschaftsvereins zu Lüchow erfolgte am 4. Februar 1854 mit 94 Mitgliedern, welche je 1 Thlr. jährlichen Beitrag zahlten. Dies geschah, nachdem bei einer Vorversammlung zu Köhlen die Ansichten auseinander gegangen waren, ein Theil der Versammelten für einen Wanderverein, der abwechselnd Sitzungen zu Lüchow, Wustrow, Clenze und Bergen halten sollte, sich entschieden, während der andere Theil für den festen Sitz in Lüchow als Mittel- und Hauptverkehrspunkt des Bezirkes gestimmt hatte. Es zweigten sich darauf die Anhänger des Wandervereins zu einem eignen Verein unter dem Namen Landwirthschaftsverein für das Wendland ab. Wiederholt erfolgte Unterhandlungen wegen Vereinigung beider Vereine hatten lange Zeit hindurch keinen Erfolg. Der Verein zu Lüchow wuchs nun rasch empor. Er zählte am 1. Januar 1859 schon 201 Mitglieder. Mit unserm Nachbarvereine ging es nicht in eben demselben Maße vorwärts, aus welchem Grunde wohl es gelang endlich am 15. Juli 1860 im Interesse des von beiden Seiten vorgesteckten Zieles und Zweckes die Vereine zu verbinden, welche nun in ihrer Zusammensetzung den Namen „Landwirthschaftsverein für das Wendland zu Lüchow“ annahmen. — Treu dem alten Streben wuchs der Verein rasch auf

und zählte am 1. Januar 1863, 331 Mitglieder. Er steht mit dem Provinzialverein für das Fürstenthum Lüneburg zu Uelzen in inniger Verbindung und im regen Verkehr.

Thierschauen und Geräthausstellungen fanden in dem früher getrennten Wanderverein für das Wendland alljährlich statt; abwechselnd zu Wustrow, Clenze, Bergen und Köhlen. Der Verein zu Lüchow, aus dem später der Gesammtverein für das Wendland wurde, glaubte seine Kräfte nicht zu sehr zersplittern zu dürfen und hat bis jetzt nur zweimal eine Thierschau und Geräthausstellung mit Verlosung abgehalten. Das erste Mal am 4. Juli 1859, das andere Mal den 3. Juli 1862, beide Ausstellungen fanden auf dem Schützenplatze zu Lüchow statt und waren in ihrem Ausfalle höchst zufriedenstellend. Namentlich war die letzte Thierschau vom 3. Juli 1862 von Bedeutung. Sie wurde durch die Anwesenheit des Central-Ausschusses der Königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle verherrlicht, und da das vorliegende Werk seine Entstehung diesem Feste — und ein Fest für das ganze Wendland können wir diese Thierschau mit Recht nennen — verdankt, so wollen wir im Schlußworte die Tage des 2. und 3. Juli 1862 beschreiben. Die Erinnerung wird freilich auch ohne diese Worte lange bei unsern Wenden wach bleiben.

Ehe wir in unsrer Darstellung der Landwirthschaft im Wendlande weiter gehen, halten wir es für eine heilige Pflicht dem Andenken des Dr. med. Meyer zu Lüchow, gestorben den 1. Mai 1860, unsern Tribut der Anerkennung und der Verehrung zu zollen. Dieser Mann, der Gründer und langjährige Leiter des Lüchower Vereins hat mit solcher Liebe und Ausdauer für denselben gewirkt, daß ihm ein großer Theil der Erfolge, welche wir erstrebt haben, zuzuschreiben ist. Ein Akt der Dankbarkeit war es denn auch nur, daß man ihm in der Nähe des Schützenplatzes vor Lüchow einen Denkstein setzte.

V.

Von großer Wichtigkeit für das Wendland ist die Frage der Bewässerung und Entwässerung. Dieser Landestheil wird von der Jeetzel und ihrem Nebenflusse, der Dumme, auf eine große Längen-Dimension durchzogen, dabei ist die Breite der Niederungen dieser Flüsse durchgehends eine ausgedehnte, und nur an wenigen Stellen ist das Ufer mehr steil und das Strombett eingeengt. In der Richtungslinie, wo die Jeetzel und Dumme zusammenkommen, haben wir eine Breiteausdehnung von nahezu 5 Meilen. Dazu kommt noch, daß die Jeetzel und Dumme ein reiches Quellengebiet aufweisen, daß sich zahlreiche Bäche in sie ergießen, und dadurch den Flüssen mit niedrigem Ufer und trägem, schleppendem Laufe große Wassermassen zugeführt werden. Die Bewässerung der Wiesen an der Jeetzel und Dumme ist aus solchen Gründen eine natürliche und reicht selbst in Jahren, wo weniger starke atmosphärische Niederschläge stattfinden, aus. Wo das Land gegen die Wasserscheide ansteigt, namentlich im Westen, den Hügeln der Haide zu, spielt dagegen die Bewässerungsfrage eine bedeutende Rolle. Liegt das Land noch weniger hoch, ist die Oberfläche nur leicht und wellenförmig gebogen, so gibt es in den Mulden, die fast durchgängig in ihrer Tiefe Torf abgelagert haben, überall Moorwiesen, welche dem Landwirthe den größten Theil seines Heubedarfes geben. Der quellige Untergrund macht keine Bewässerung nöthig. Anders treten die Verhältnisse bei mehr und weiter in der Haide belegenen Ortschaften auf, wo die Höhen bedeutender und ausgedehnter sind, wo die Basis dieser Höhen den Flächenraum ganzer Feldmarken einnimmt, und die Abhänge wohl zum Ackerbau, aber nicht als Wiesenland benutzt werden können. Diese Abhänge fallen nicht bis zur Thalsohle hin, sondern werden durch neue Hügel- und Bergzüge in ihrer

Neigung unterbrochen. Hier ist eine Bewässerung schwierig, und wir begegnen Dörfern, welche keinen Morgen Wiesengrund ihr eigen nennen, welche sich theils durch Anbau von Futterkräutern, theils durch Bezug von Heu aus den Niederungen der Jeetzel und Dumme aushelfen. Eine Möglichkeit der Bewässerung und Anlage künstlicher Wiesen gibt hier nur die Fassung und Leitung der den Bergen entströmenden Quellen oder die Bohrung artetischer Brunnen, Wege, die schon durch ihre Kostspieligkeit von dem Projekte abschrecken lassen.

Treue naturwüchsige Fürsorger einer Bewässerung der Wiesen im Wendlande sind, wie wir schon erwähnt haben, die Jeetzel und Dumme. Sie schufen mit ihrem Quellengebiete einen solchen Flächengehalt von Wiesen, daß das Verhältniß derselben zu Ackerland hier durchgehends ein günstiges ist, ja daß häufig der Wiesenboden gegen den Ackergrund überwiegend auftritt, und daher die Viehzucht mehr als der Ackerbau Hauptgegenstand des Ertrages wird. Der reiche Segen, den das Wendland durch seinen landwirthschaftlichen Betrieb aufzuweisen hat, wird hauptsächlich durch den Einfluß, den die Jeetzel und Dumme beim Durchziehen des Gebietes geben, herbeigeführt. Was würde aus unsern Wiesen und Weiden, in einer Zeit wo die Kultur noch ruhete, und einzig das fürsorgende Walten der Natur herrschte, wo der Boden, der Gras tragen sollte und mußte, stiefmütterlich behandet wurde, und durch Jahrhunderte keinen Dünger sah, ohne die Bewässerung der Flüsse geworden sein? Der Regen, der von den hohen Rücken des Ackerbodens düngende Theile wegschwemmte, der lange und oft stagnirend, auf seinem Wege nach dem Flusse sich aufhielt, und nur die wässrigen Theile durch Verdunstung der Atmosphäre wiedergab, führte einen ziemlich konzentrirten flüssigen Dünger der Jeetzel und Dumme zu, welchen diese bei der Ueberfluthung im Herbste den Wiesen zubrachten, und der sich hier durch eine lange Zeit ablagernd, befruchtend niederschlug. Eine Analyse des Jeetzelwassers weist nicht allein einen ansehnlichen Gehalt an organischen Stoffen, an Stickstoff und Phosphorsäure, sondern auch an mineralischen nach, der Salzgehalt ist ganz bedeutend. Aus solchen Gründen sind die Ueberfluthungen der Jeetzel und Dumme für die Wiesen des Wendlandes durch Jahrhunderte ein Segen gewesen und haben durch den reichen Ertrag an Heu die Haltung eines großen Viehstapels, und dadurch einen erleichterten und ordentlichen Betrieb erst möglich gemacht. Wir haben vielfach Ursache diesen Segen festzuhalten. Aber mit dem Heil kam zeitweise auch Unheil über uns, und dies im Laufe der Jahre immer mehr. Die Ueberfluthung ist nämlich nur zur rechten Jahreszeit ein Segen für die Wiesen. Im Sommer ist sie der Ruin unserer ganzen Heuernte. Wenn dann die Gewässer durch Gewitterregen angeschwollen austreten und die großen Niederungen meilenweit und in Tiefen nach Fußen gemessen überschwemmen, dann ist die ganze Erntehoffnung eines Jahres verloren, und das bei heißer Witterung leicht faul und stinkend gewordene Gras hat fast keine andere Verwerthung als zu Streu. Treibt die Noth in solchen Jahren zur Verfütterung des schlechten Heues, wir sehen dann, wie das sonst gut genährte Vieh des Wendlandes abmagert, wie sich Krankheiten, ja Viehseuchen einstellen und die Wohlhabenheit des Landmannes untergraben. Es ist ein Bild des Jammers, wenn bei Sommerüberfluthungen die herrlichsten Wiesenflächen von dem zerstörenden Elemente des Wassers überzogen werden, und sich dem Auge statt grüner duftiger Kräuter und bunter Blumen nur eine weite öde Wasserfläche bietet; wenn die Sense tief unter den Wogen das Gras schneidet, und wenn sich die Landleute bis an die Brust im Wasser watend bestreben, das auf den Fluthen treibende Futter mit Kähnen auf die Höhen zu retten. Da schallt aus der mißmuthigen Brust des Schnitters kein heiteres Erntelied; keuchend und stöhnend geht er

seiner sauren, schweren Arbeit nach und kann froh sein, wenn die Strapatzen solcher Heuernte ihn nicht aufs Krankenbett und frühzeitig in die Grube bringen. — Gewiß ist die Winterüberfluthung unserer Wiesen ein Segen, aber die Sommerüberfluthung auch ein großes Unheil, ein Unheil, das immer drohender wird, denn nach den Verkoppelungen bei uns und unserer preußischen Grenznachbarn wird uns von oben mit der Jeetzel immer mehr Wasser zugeführt, und bei richtigen Abzugskanälen kommt dies daneben auch immer schneller heran. Die Gefahr des Hochwassers im Sommer bedroht uns daher häufiger, und sie droht uns auch in größeren Dimensionen als früher.

Fragen wir nun, gibt es denn kein Mittel diese Kalamität zu beseitigen? O gewiß! Wenn nur die Betheiligten darnach greifen wollen. Das erste Mittel, welches die Landleute als ihrem Verstande am Naturgemäßesten vorschlagen und ausgeführt haben möchten, ist ein freier Lauf der Flüsse, ist die Wegräumung der Mühlen, die das Wasser aufstauen. Geben wir zu, daß die Kammer, welcher die Mühlen in der Jeetzel gehören, bei Anrechnung der doch stets sich wiederholenden Reparaturen und Neubauten der Grundwerke, bei dem niedrigen Pachtzins, — hervorgegangen aus dem kleinen Gefälle der Jeetzel, dem daraus folgernden geringen Wasserdrucke und der winzigen mechanischen Arbeitsleistung der Werke und aus der Verpflichtung zum häufigen Schleusenziehen — wenig Nutzen aus den Mühlen zieht, so entspricht doch die Wegräumung derselben noch lange nicht allen Wünschen. Müssen sich die Schleusen bei Hochwasser öffnen, so ist damit, wie uns die Erfahrung gezeigt hat, nicht alle Gefahr beseitigt. Bei der schwülen Witterung der Monate Juni und Juli ist ein Stand des Wassers auf den Wiesen durch zwei Tage schon verderblich, und trotz geöffneten Schleusen, ja selbst wenn die Mühlen weggeräumt wären, kann das Wasser häufig nicht schneller abfließen, weil der Zufluß von oben rasch und stark, der Abzug nach unten, namentlich bei hohem Stande der Elbe nur ein träger ist. — Welche Mittel kann man nun ferner in Vorschlag bringen ohne die Schifffahrt auf der Jeetzel, welche Schifffahrt bedeutend in Frage kommt, zu beeinträchtigen? Der träge Lauf der Jeetzel hat seinen Grund hauptsächlich in den vielen Krümmungen dieses Flusses. Ein theilweiser Durchstich derselben würde schon viel nützen. Käme nun dazu noch eine Einwallung, so möchte damit manchem Wunsche genügt sein. Man muß bei einer Eindammung der Jeetzel nicht die Kosten der Elbeindeichung vor Augen haben. Bei dem schwachen Drucke der Jeetzel ist ein ganz einfaches, wenig kostspieliges Werk hinreichend, wobei der Umstand mitspricht, daß an manchen Stellen des Jeetzelufers natürliche und genügende Wallungen vorhanden sind. Man hätte ferner durch einzurichtende Durchlässe Gelegenheit sich auch den Segen der Winter- und Frühjahrsüberfluthung zu sichern, ein Segen, der bei dem Vorhaben keineswegs außer Acht zu lassen ist. Erfolgt nämlich durch die Ueberfluthung eine Düngung, ja bis jetzt fast die einzige Düngung, so können die naheliegenden Besitzer der Wiesen an der Jeetzel und Dumme, wenn die Flüsse in ihren Ufern bleiben und diese Düngung also wegfällt, allerdings leicht Ersatz geben, indem sie anfangen ihre Wiesen rationell zu behandeln und selbst zu düngen; ein geregelter Betrieb der Landwirthschaft, eine größere Düngergewinnung gibt ihnen Mittel dazu. Vergessen wir aber nicht, daß wir hunderte von Wiesenbesitzern haben, die von ihrem Eigenthum meilenweit entfernt wohnen. Für diese ist die Anfuhr des eignen Düngers schwer und lästig und diese würden eine Düngung durch Ueberschwemmung sehr vermissen. Dagegen muß man wieder und zwar richtig bemerken, daß sie entweder Stallmist aus der Nähe der Jeetzel und Dumme beziehen oder künstlichen Dünger z. B. Knochenmehl, welches sich auf Wiesen so ausgezeichnet bewährt hat, anwenden können, und daß

solcher Gestalt auch ihren Interessen beim Fesseln des Wassers in seinem Bette leicht gedient ist.

Was man in neuerer Zeit anstrebt ist eine rationelle Korrektion der Jeetzel, und der Lösung dieser Aufgabe gilt das Streben der Jetztzeit. Wird durch Anlage von Schleusen an geeigneten Stellen die Jeetzelschifffahrt sicher gestellt, so daß bei niedrigem Stande der Jeetzel im Hochsommer und in trockenen Jahren die nöthige Wasserhöhe künstlich hergestellt werden kann, so ist das Projekt für die Interessen der Inhaber von Wiesen an der Jeetzel durchaus zu empfehlen. Die Ausführung der Korrektion bietet keine zu große Schwierigkeiten, erfordert im Verhältniß zu dem Nutzen, der daraus entsteht, so winzige Opfer, daß es theilweise wohl nur Unverstand, theilweise das Moment der Trägheit, welches unseren Bauern fesselt, sein kann, was die Aufnahme und Durchführung des großen segenbringenden Werkes bis jetzt verschoben hat.

Werfen wir zur Entwickelung des Vorhabens einen Blick auf die Geschichte der Jeetzel-Korrektion. — Die Mißstände unzeitiger Ueberfluthungen sind schon im vorigen Jahrhunderte schwer gefühlt, und zur Abstellung derselben hatten schon 1780 bis 1784 Verhandlungen wegen Korrektion der Jeetzel und Entwässerung der Lucie statt. Im Jahre 1816 wurde, nachdem die Sache in der Usurpationszeit geruht hatte, von der Königlichen Domainen-Kammer in Hannover durch ein Reskript wieder auf diese Verhandlungen hingewiesen, und der damalige Wasserbau-Direktor Heye in Hitzacker zum Berichte über die Wasserverhältnisse in der Grafschaft Dannenberg aufgefordert. Die Kalamität der Ueberschwemmungen, die den Betrieb der Landwirthschaft und jede aufstrebende Kultur hemmte, die abseiten der Herrschaft bedeutende Erlassungen an Gutsleute und Pächter herbeigeführt hatte, fiel so grell ins Licht, daß man sich ihrer Abstellung wieder warm annahm. Nachdem vielfache Verhandlungen über die Entwässerungs-Pläne stattgefunden hatten, ist von dem königlichen Ministerium des Innern erkannt worden, daß es den Jeetzel-Interessenten der Aemter Wustrow und Lüchow gestattet sein solle die Korrektion auf ihre Kosten und gegen vollständige Entschädignng für Terrain-Verlust, so weit in das Amt Dannenberg fortzuführen, als erforderlich sein würde, um den Erfolg der Maßregeln für die oberen Bezirke zu sichern. Königliche General-Direktion des Wasserbaues hat sodann das sogenannte Stacket (wo die der herrschaftlichen Mühle zu Dannenberg das Wasser zuführende sogenannte Mühlenjeetzel aus der Hauptjeetzel abgeht,) als den Endpunkt bezeichnet, bis wohin die Korrektion, um den Erfolg zu sichern, fortzuführen sei. Gegen diese Verfügung ist später von mehreren Dannenbergschen Ortschaften protestirt; der erhobene Protest aber, auf den Bericht der zur Betreibung des Entwässerungs-Projektes ernannten Kommission, insbesondere des Wasserbau-Direktors Dodt, als unbegründet zurückgewiesen worden. Darauf ist das Korrektions-Projekt von einem großen Theile der im Jeetzelthale belegenen Ortschaften und Grundbesitzer in den dreißiger Jahren in Angriff genommen, und wuchs diese Theilnahme, als die nassen Sommer in der genannten Zeit den Zustand wahrhaft unerträglich machten.

Bis zur Ermittelung der Kosten des Konkurrenz-Verhältnisses, welche von dem verstorbenen Oberkommissair Pieper in den Jahren 1844 bis 1847 beendet wurde, dauerte der Eifer für die Jeetzel-Korrektion ungeschwächt fort. Gleich nach Eröffnung der Konkurrenz-Rolle im Termine am 26. Juli 1847 zeigte aber die große Mehrheit der Interessentenschaft der Kommission ihren Entschluß an, von der Theilnahme an der Korrektion der Jeetzel zurückzutreten. — Die für diesen Rücktritt angeführten Gründe waren durchaus nicht stichhaltend.

Das Mißlingen des Unternehmens ist wohl

hauptsächlich nur dem Mangel an Intelligenz bei unsern Landleuten zuzuschreiben. Der alte Schlendrian unsres wendischen Bauern sah wohl den Nutzen einer Korrektion ein, glaubte aber für diesen Nutzen sich nicht verpflichtet auch nur das kleinste Opfer zu bringen. Das ist einmal ein Hauptzug im Karakter des Wenden, daß er alles umsonst haben will. — Verkennen wir auch nicht, daß die Kosten der Voruntersuchung in Beziehung auf das auszuführende Werk sehr hoch waren und dadurch viele abgeschreckt wurden, nehmen wir selbst an, daß die Ausführung der Korrektion viel mehr Mittel erfordert, als veranschlagt ist, so bleibt der Aufwand an Kosten verhältnißmäßig doch so winzig klein, daß man nicht begreifen kann, wie Unverstand und Eigensinn die Ausführung des angebahnten Unternehmens verzögern konnten.

Nach der von Pieper aufgestellten Rolle ist der Betrag der konkurrenzpflichtigen Flächen zu 9052 Morgen mit einem Grundsteuer-Kapitale von 8859 Thaler ausgemittelt. Würden die Korrektionskosten nur 9052 Thaler betragen, so wäre der Morgen durchschnittlich mit 1 Thaler bezahlt. — Nach Piepers Ansicht würden nun aber wohl die Korrektions-Kosten das $1^3/_4$fache betragen, mithin zahle jeder Morgen durchschnittlich etwa 1 Thlr $22^1/_2$ Ngr. Ein Aufwand von Opfern, der, selbst wenn er das Drei- und Vierfache betragen sollte, schon in einem Jahre bei Beseitigung der Sommerüberfluthung reichlich und mehr als doppelt wieder gewonnen werden kann. Pieper berechnet, daß ein Vollhufner in Jeetzel 25 bis 28 Thaler, ein Halbhufner 3 bis 13 Thaler im Ganzen für Korrektions-Kosten zu zahlen hat. Das sind Beträge, die wenn sie auch wirklich wesentlich größer sein sollten doch nie so hoch werden können um bei der glücklichen Stellung unserer Landleute als unerschwinglich, ja selbst für den Unbemittelten als drückend, zu gelten. — Unbegreiflicher Weise ist dennoch der ganze Plan von den Interessenten zum größten Theile wieder aufgegeben worden, ungeachtet ein kleiner Theil fest dabei verharrte und bei der Landdrostei den Antrag stellte, daß die Zurücktretenden zur Ausführung gezwungen werden möchten.

Im Jahre 1861 ist von dem Landwirthschaftsvereine für das Wendland die Sache nochmals energisch aufgenommen und eine Kommission zur Betreibung der Angelegenheit niedergesetzt. Die Verhandlungen dauern noch heute fort und hoffentlich werden unsere starrsinnigen Wenden in der Mehrheit endlich einsehen lernen, was in ihrem eignen Vortheile liegt, und die Ausführung eines so wichtigen Werkes nicht länger zögernd hinhalten. Diejenigen, welche eine genaue Ansicht der Lage unserer Jeetzel-Korrektion haben wollen, verweisen wir auf die von erwähnter Kommission veröffentlichte Broschüre: „Zur Entwässerung des Wendlandes. (Lüchow, 1862 .A. Saur Ww.)“

Das einzige Entwässerungs-Projekt, welches in der ganzen Reihe von Jahren in Ausführung gekommen, ist der in Folge der Lucie-Theilung gezogene Lucie-Kanal, welcher die zur Theilung gebrachten Gründe zum größten Theile entwässert. Derselbe hat auf $2107^1/_4$ Ruthen Länge ein Gefälle von 8 Fuß. Das ganze Gebiet, welches der Kanal zur Zeit entwässern muß, beträgt 69,550 Morgen oder 3,31 geographische Quadrat-Meilen.

Drainanlagen in größerer Ausdehnung sind im Wendlande nicht vorhanden. Die Strecken, die drainirt sind, treten nur vereinzelt auf und haben keinen großen Flächeninhalt; es sind eben nur Versuche. Hoffentlich werden bald überall da, wo es der Vortheil erheischt, und eine vorhandene Vorfluth nur zuläßt, Anlagen dieser Art im umfangreichen Maßstabe nachfolgen. Ueber die durch solche Vorrichtungen erzielten Resultate ist bis jetzt nur die Stimme des Lobes und der Anerkennung laut geworden.

VI.

Neben der Eigenthümlichkeit im Karakter und der Lebensweise eines Volkes hat die Art und der Umfang des landwirthschaftlichen Betriebes Einfluß auf den Styl und die Einrichtungen der Baulichkeiten. Sind die Ansprüche der Landleute auf die Ausstattung ihrer Wohnungen durchgehends nur bescheiden, so treten auf einem Bauerngehöft die Räumlichkeiten für den Viehstand und für das Lager von Heu und Stroh in den Vordergrund, und auf eine dahin entsprechende Einrichtung der Gebäude wird vor allem Sorgfalt genommen.

Ergibt sich nun solcher Gestalt von selbst der Unterschied zwischen ländlichen und städtischen Bauten, so unterscheiden sich aber außerdem noch unsere wendischen Bauernhäuser in Konstruktion und Einrichtung wesentlich von den ländlichen Gebäuden benachbarter Volksstämme. — Wir haben schon in einer früheren Abtheilung unseres Werkes hervorgehoben, daß die wendischen Dörfer alle in der Runde, hufeisenförmig gebaut sind. Es ist nur ein Ein- und Ausgang vorhanden, wenn nicht durch den von einem Brandunglücke herbeigeführten Neubau des Dorfes eine Ausnahme von der Regel gilt. Die Hauptgebäude mit den Wohnräumen liegen mit der Giebelseite nach der Straße zu, dahinter die Scheunen und etwaige Nebengebäude. Auf solche Weise begrenzen sie den großen in der Mitte liegenden freien Dorfplatz. Auf diesem Dorfplatze ist entweder eine natürliche Senkung, welche als Wasserbehälter dient, oder diese Senkung, wenn sie nicht vorhanden war, ist ausgeworfen, und wird theils durch Quellen von unten, meist aber durch das Regenwasser gespeist. Mitunter ist solches Bassin nicht auf dem Dorfplatze, sondern unmittelbar vor dem Dorfe, je nachdem die Natur selbst gesorgt, oder die Lage des Ortes es erfordert hat. Dies Reservoir gibt das Wasser zur Tränkung des Viehes her, und muß bei Feuersgefahr auch dazu dienen die Nothkufen zu füllen, welche häufig frei daneben stehen. — Die Dörfer mit Bevölkerung sächsischer Abstammung sind einmal, wenn auch nicht immer in der Länge, so doch nie in der Runde gebauet, die Häuser liegen vereinzelt und mehr durcheinander. Sind die Hauptgebäude mitunter auch an der Straße belegen, so ist dieß doch der Langseite nach. Häufiger, namentlich in der angrenzenden Altmark liegen die Nebengebäude vorn, und durch ein Thor kommt man auf den Hof und an das hinten gelegene Wohngebäude, so daß dieß mehr stattlich gehaltene Wohnhaus verdeckt ist. Ein solches Dorf mit der Ansicht der meist verfallenen Stall- und Nebengebäude gewährt lange nicht einen so freundlichen Anblick als ein wendisches mit den hohen Gebäuden, die die reich ausstaffirten Giebelseiten alle in Paradestellung nach vorn haben. — Liegt das wendische Dorf in der Runde, so sind die Häuser am Eingange auf der Grenze gebauet, seitwärts des Hauses ist ein Hofraum mit der Auffahrt. Das nächste Haus bildet wieder die Grenze, und erst in der Mitte des Dorfes, wo die Nachbarn zusammen kommen, ist die Scheide gewöhnlich durch einen Zaun von Weidengeflecht gebildet.

Betrachten wir nun ein altes wendisches Dorf gegen ein durch Neubau verjüngtes; stellen wir die Bauernhäuser früherer Jahrhunderte, wie es solche noch vereinzelt gibt, gegen die in letzterer Zeit errichteten, so wird uns nicht allein klar, welchen Aufschwung der Landmann hier in Bezug auf Wohlhabenheit genommen hat, wie alles stattlicher, freundlicher, sauberer und bequemer geworden ist, nein, wir sehen auch deutlich die Fortschritte in der Landwirthschaft, in der Kultur des Ackers. Die Räumlichkeiten sind gegen früher bedeutend größer, das Haupthaus hat viel mehr Ausdehnung erhalten, und dennoch hat der durch Fleiß und Bildung gewonnene Segen keinen Raum gehabt, — zum Hauptgebäude ist in letzterer Zeit

eine Scheune, und sind Stall und Nebengebäude gekommen, welche früher ganz fehlten.

Hat man die Wenden von ehemals als schmutzig und verkommen verrufen, so waren demnach ihre Dörfer und ihre Behausungen auch unrein und voll Schmutz. Ein altes wendisches Dorf lag im wahren Sinne des Wortes im Drecke. Die Schwellen der Häuser lagen niedrig und hatten kein Fundament oder es waren nach dem Aufrichten nur einige Steine untergekeilt, eine Trägheit und Nachlässigkeit, die man bei dem früheren Reichthume an Granitblöcken, die hier überall auf dem Lande umherlagen und die Ackerkultur hemmten, nicht begreifen kann. Der Dorfplatz zeigte inmitten des Sommers so viel Koth und Schlamm, daß der Fußreisende kaum durchkommen konnte. Es schien als wenn der Dünger, der von dem Gehöfte wegtrieb nicht auf dem Acker, sondern im Dorfe zur Wirkung kommen sollte. Jetzt, nach den erfolgten Neubauten, liegen die Häuser alle hoch und haben ein mehr solides Fundament. Das Regenwasser und die Jauche der Düngergruben können die Schwellen der Häuser nicht mehr unterspülen; der Dorfplatz ist reinlich geworden, zum großen Theile, so weit nöthig, auch gepflastert. Ist die Bildung gestiegen, hat sich der Wohlstand gehoben, geschah dies nach und nach, so ist auch manches Dorf seiner Lage nach höher gekommen, ist 10 Fuß, ja mehr, über die Sohle einer früheren Versunkenheit emporgewachsen. Hoch, fest und reinlich stehen die Wohnungen der Dorfbewohner da, wo sie früher in Schmutz und Unrath steckten. Der daraus erwachsene Einfluß auf die Gesundheit von Menschen und Vieh ist nicht zu verkennen.

Sehen wir uns nun so ein altes Bauernhaus aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wie es vor uns steht, einmal genauer an. Wir sind in einem Dorfe, wo das Feuer ausnahmsweise wenig gewüthet hat. Die Straße des Dorfes ist auf Anregung der Straßenpolizei unserer Zeit erhöhet worden, weshalb wir dem Hause zu heruntersteigen müssen. Früher stand auch nur dies eine und einzige Gebäude, welches für Menschen und Vieh Obdach geben mußte, auf dem Gehöfte. Von der Schwelle sehen wir nichts und wüßten wir nicht, daß schon 200 Jahre seit Erbauung des Hauses verflossen sind, und daß es in dieser Zeit dem Sturme und Wetter getrotzt hat, wir müßten glauben, es wäre augenblicklich der Moment des Versinkens da, und es zöge uns mit hinunter. — Bei 5½ Fuß äußerer Ständerhöhe können wir das Dach fassen. Das Gebäude selbst, 66 Fuß lang und 38 Fuß breit, ist aus starken Hölzern, aber ohne alle Konstruktion gezimmert. Wir treten von der Giebelseite durch die „große Thür" — welche so breit und hoch ist, daß der volle Erntewagen bequem einlenken kann. Auf dem linken Flügel hat diese Thür noch einen Einschnitt, die „kleine Thür", die in der Regel so niedrig ist, daß man nur in gebückter Haltung durchkommen kann. Dieser Eingang führt uns auf die große Diele, 48 Fuß lang und 22 Fuß breit. Rechts und links zu beiden Seiten sind — jedoch nicht auf die ganze Länge der Diele hin — Stände für das Rindvieh, sechs Fuß breit, und so hoch, daß für die Höhe bis zum Bodenraum, welche von der Diele ab 13½ Fuß beträgt, noch Raum für die Hühner zum Nisten übrig bleibt. Nach der Giebelseite des Hauses zu sind die beiden Thüren für den Aus- und Eingang des Viehes, das mit dem Kopfe der großen Diele zu steht, von wo aus die Fütterung vorgenommen wird.

Gehen wir weiter, so sehen wir im Hintergrunde, an die Mitte der Dielenwand gelehnt, den Kamin, der seinen ganzen Rauch ungestört in den freien, großen Raum verbreitet, und wenigstens das Gute hat einen reichlichen Vorrath von Speck, Schinken und Wurst, der in unmittelbarer Nähe des Kamins an den Balken hängt, für späteren Bedarf zu konserviren. Dieser

Kamin, aus Lehmkluten aufgeführt, ist oben gewölbt, und hat hier in der Vorderwand Zuglöcher, durch welche der Rauch abzieht. An der in der Mitte von der Wölbung herunterhängenden Kette und an verschiedenen Kesselhaken, die eingemauert sind und zum Höher- und Niedrigerstellen Einschnitte haben, wird Speise und Trank bei offenem Feuer bereitet. In der Hinterwand, in der Brandmauer des Kamins findet sich die Oeffnung zur Heizung für den Kachelofen der Wohnstube. — Hinten im Hause liegen nun die Wohnräume, aber nicht in der ganzen Höhe der großen Diele, sondern niedriger. Ueber der großen Diele ist nämlich der eine und einzige Bodenraum, welcher vom Giebelbalken bis unter die Spitze des Daches reicht. Die Länge dieses Bodens geht nur bis zu den Wohnräumen. Der Raum über den Wohnräumen hat in seiner Höhe zwei Abtheilungen, zwei Böden bildend. Der untere Boden, der sich über der Wohnstube befindet, heißt „Pamöhs", und dient in der Regel als Kornboden. Man steigt mittelst der Leiter von der großen Diele zu ihm hinauf. Zur Seite der Tenne, insoweit der Raum nicht von den Viehständen oder von dem Seiteneingange nach dem Hofe hin weggenommen wird, befinden sich unten und oben Kammern. Früher, also ursprünglich, war in dem Hause, dessen Einrichtung wir beschreiben, auch der Pferdestall; er befand sich zur Seite des Rindviehstandes; jetzt ist er nach der Scheune hin verlegt. — Die Sparren der Bauerngehöfte stehen in einer Neigung von ca. 45°, so daß die Spitze des Daches annähernd einen rechten Winkel bildet. Der Giebel ist gerade, und nicht, wie das bei den Bauernhäusern in der Haide und an der Elbe fast durchgängig vorkommt, gewalmt. Der sparsame Wende würde ja dadurch an Raum verlieren, und das ist nicht seine Sache. — Alle Gebäude alter Zeit sind ausschließlich mit Stroh gedeckt und haben keinen Rauchfang.

Wandern wir nun durch ein Gehöft der Neuzeit. — Das Hauptgebäude ist in seiner Einrichtung den alten Häusern ziemlich ähnlich; Riß und Styl sind möglichst beibehalten, nur daß das Gebäude viel größer, stattlicher und wohnlicher ist. Die Breite beträgt 42 bis 46 Fuß, die Länge 80 bis 84 Fuß. Waren früher die Außenständer nur niedrig, bei unserm angeführten Beispiele nur $5\frac{1}{2}$ Fuß, so sind sie jetzt 12 Fuß. Die Tenne hat eine Höhe von circa 18 Fuß. Die Viehställe zu beiden Seiten der großen Diele sind breiter wie sonst, und etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß tiefer als die Sohle der Diele. Da die Ställe nicht täglich ausgekehrt werden, hält sich solcher Weise der Dünger besser und geht auch nichts verloren.

Wesentliche Aenderungen sind in der Herrichtung der Wohnräume vorgenommen. War früher nur die eine und einzige Stube vorhanden, so ist jetzt fast durchgängig noch eine kleine, daran grenzende da, welche bei festlichen Gelegenheiten den Ehrengästen eingeräumt wird. Der Kamin findet sich nicht mehr altväterisch im Hintergrunde der großen Diele, sondern es ist eine Küche vorhanden, welche neben der Stube liegt. Nach der Diele hin ist die Speisekammer und darunter der Keller. Die Rauchkammer liegt im hintern Giebel. Nicht mehr wie sonst steht dem Rauche der ganze Raum des Hauses, Wohnung, Viehstand und Böden frei; durch den Schornstein muß er jetzt seinen Weg nach Außen nehmen. — Zu den oben liegenden Kammern führt häufig statt einer einfachen und wegzunehmenden Leiter eine feste Treppe, die sich gallerieartig an beiden Seiten der Dielenwände bis zu den Viehständen hin erweitert. Mitunter ist auch wohl der Wohnraum durch eine Querwand von den Räumen für das Vieh getrennt. In dieser Querwand ist dann eine Thür, durch welche man auf den Vorplatz der Wohnräume kommt, wenn man es nicht vorzieht den Seiteneingang vom Hofe aus zu benutzen. In jedem wendischen Bauernhause ist nämlich außer dem Haupteingange, außer der großen Thür,

seitwärts, nahe den Wohnräumen ein zweiter Eingang, die Seitenthür, die „kleine Thür."

In der Ausstattung der Gebäude, sowohl der äußern als der innern Flächen derselben, hat der Wende starken Fortschritt genommen. Früher waren die Wände des Hauses höchstens mit Kalk übertüncht, die Ständer mit Kienruß und Leim. Jetzt ist das Gebäude von der Spitze des Giebels bis auf den Sockel mit Oelfarbe in den grellsten Schattirungen gestrichen. Die Stube inwendig gleichfalls bemalt; die kleine Gaststube mitunter auch tapezirt.

Wir deuteten an, daß die Baulichkeiten unserer ländlichen Bevölkerung durch ihre jetzige Ausdehnung auch Zeugniß von dem Fortschritt auf dem Acker ablegten, und das ist in der That so. Trotz der gegen früher größeren Hauptgebäude konnte bei Zunahme der Ackerkultur, bei Hebung der Viehzucht und daraus hervorgehendem Mehrgewinn an Heu und Stroh der Landmann dennoch nicht alle Vorräthe in dem einen Hause lassen; es mußte noch eine Scheune hinzukommen. Diese Scheune liegt hinten auf dem Gehöft und enthält häufig auch die Pferdeställe, wenn zur Unterbringung der Pferde sich nicht noch ein andres Gebäude auf dem Hofplatz befindet, welches dann zugleich das Backhaus, den Kornspeicher, den Holzstall ꝛc. enthält. Waren die Backöfen früher durchgängig runde Feldöfen, die frei, hinten im Garten, weit genug vom Hause entfernt, lagen, so stehen sie jetzt vielfach in einem massiven Gebäude mit Steindach. Häufig hängt auch die Kathe für die Miethsleute oder die Altentheiler daran. — Die Schweineställe baut man jetzt fast ausschließlich von Backsteinen massiv. — Auf jedem Gehöft befindet sich ein Brunnen, wenigstens da, wo man ohne allzugroße Schwierigkeiten auf Wasser stößt. Dieser Brunnen ist offen, ein sogenannter Ziehbrunnen, mit Stange und Baum.

Waren sonst die Gehöfte nur mit dem Geflecht der Weide eingefriedigt, so sieht man jetzt immer mehr massive Ummauerungen, oft mit stattlichem aus Sandstein oder auch nur aus Backstein architektonisch aufgeführten Portale ausgestattet, so daß man dahinter eine kleine Burg vermuthen sollte. — Wenn auch die Strohdeckung fast noch allgemein angewandt wird, da Stroh als schlechter Wärmeleiter und guter Wärmehalter für den Sommer sowohl als für den Winter viele Vorzüge gewährt, andrerseits auch kein Kalk wie bei den Ziegeldächern zwischen Heu und Stroh fallen kann, so bürgern sich doch, wenn auch schwer, die Steindächer immer mehr ein. In neuerer Zeit machen die stattlich aussehenden Schieferdächer den Ziegeldächern starke Konkurrenz. Wird die Strohdeckung auch hier mit der Zeit ganz verdrängt werden, so ist dies um so freudiger zu begrüßen, als sie trotz mehrfacher Annehmlichkeiten doch bei Feuersnoth viel zu gefährlich ist; sie macht das ganze Dorf zu einer leicht zu entzündenden großen Brandfackel, und wenn die Flamme auflodert, ist selten Rettung möglich; alles was im Bereiche des Feuers liegt muß Schutt und Asche werden.

VII.

War allgemein und überall, ehe sich der Ackerbau in einem spärlichen Umfange entwickelte und durch Jahrhundete auf einer niedrigen Stufe stand, die Viehzucht der einzige Erwerbszweig der wandernden Völkerschaften; bestand mit dem Nomadenleben der einzige Besitz, Reichthum, Ehre und Größe in der Kopfzahl der weidenden Thiere, die dieses oder jenes Familienhaupt sein eigen nannte, so blieb auch noch durch lange Zeit nachher, selbst da, als man schon feste Wohnsitze eingenommen hatte, die Viehzucht der Hauptzweig in der Thätigkeit unserer ländlichen Bevölkerungen. Erst bis in unsere Zeit herauf, vielleicht erst in der Periode, wenn wir einige Generationen rückwärts gehen, erhielt der Landbau etwas mehr Bedeutung; eigentlichen Flor bekam er erst in

allerneuester Zeit mit dem Ablösungsgesetz, den Gemeinheitstheilungen und durch den Einfluß und die Einwirkungen wissenschaftlicher Bestrebungen. Bis dahin stand für den landwirthschaftlichen Betrieb die Kultur des Ackers nur in zweiter Linie da, die Viehzucht aber in erster, oben an. — War dies allgemein der Fall, so erst recht in unserm Wendlande, das von der Jeetzel und Dumme durchflossen reiche Thalebenen mit üppigem Graswuchse hatte. Daneben zeigten sich große Bruchflächen, theilweise mit Erlen- und Birkenholz, auch wohl mit Eichen bestanden, wie z. B. in der Lucie. Die ausgedehnten Moorflächen ließen keinen geregelten Ackerbau zu und dienten einzig als Viehweide. Meilenweit wurden die Heerden in die Ebenen oder in den Wald hinausgetrieben. Wiese, Moor, Anger und Holz gehörten dem weidenden Vieh, und dem Auge zeigten sich nur kleine Ackerstrecken, die Hafer, Roggen und Flachs, später auch Gerste, Weizen und endlich Kartoffeln als Hackfrucht hergaben. — Begreiflich ist es daher, wenn die Viehzucht im Wendlande von Wichtigkeit war und in ländlichen Kreisen Hauptbeschäftigung und Haupterwerb bildete. — Mit den Gemeinheitstheilungen und mit der Zunahme der Ackerkultur wurden große Holz- und Angerflächen der Weide entzogen und dem Pfluge übergeben, und dennoch blühete bei Abnahme der Grasplätze die Viehzucht auf. Nehmen wir einige wenige Dörfer in der Lucie aus, so hat sich im Wendlande der Viehstand allgemein vergrößert, und dies wurde leicht möglich, wenn man erwägt, was jetzt Acker und Wiesen, die einer geregelteren Kultur unterliegen, hergeben. Was halfen die endlosen, weiten Strecken kahlen Angers, auf welchen das Vieh oft vergebens nach einem grünen, saftigen Halme suchen mußte? Oder was halfen die meilenweiten Sumpfniederungen, die nur Schilf und Binsen, aber kein nahrungsreiches Futter hergaben? Erst mit dem Fortschritt auf dem Acker, mit der Zunahme urbar gemachter Flächen entwickelte sich die Viehzucht zu einem segensreichen Gedeihen. Erst jetzt konnte einer rationellen Ernährung des Viehes Rechnung getragen werden. Die Aufzucht mußte zunehmen, zumal durch den erleichterten Verkehr die Preise gestiegen waren und um so mehr dazu verlockten. Wir sehen deshalb daß die Kopfzahl des Viehes trotz der Abnahme der Weiden zunimmt, und was noch mehr gelten will, die Güte, die Beschaffenheit der Thiere wurde veredelt, ihr Werth wurde von Jahr zu Jahr ein größerer. War in vergangener Zeit der Viehstapel mitunter eben so groß als er gegenwärtig ist, so muß man um den Fortschritt so recht augenscheinlich zu machen, das Aussehen der Thiere von sonst und jetzt vergleichen. Vier abgemagerte Gäule, klein und hinfällig, waren früher kaum im Stande den Pflug zu ziehen, und wenn der Bauer zur Stadt kam, gewährten durchgängig die vor seinen Wagen gespannten Pferde ein Bild des Spottes und des Jammers. — Dem Rindviehe, rauh, klein und mager, sah man es an, daß es eben nur zur Nothdurft Nahrung bekam und daher wenig Milch und keine kräftige Zucht hergeben konnte. Die Kopfzahl des Viehes war wohl da, aber die Ernährung nicht ausreichend, weshalb nur eine geringe Nutznießung resultirte. Waren früher für die Schlachter Kälber im Sommer nur schwer zu bekommen, so sind sie jetzt bei vielfach vermehrter Anforderung reichlich zu haben. Und dann weiter, wie hat sich die Schweinezucht gehoben, was wird jetzt nicht gegen früher bedeutend mehr ausgeführt. Diese vermehrte und bessere Zucht kam trotz der Verkoppelungen und dem Aufhören gemeinschaftlicher Viehweiden, kam bei Stallfütterung einzig und allein durch die erhöhete Kultur des Ackers und der Wiesen. Hat sich die Viehzucht im Wendlande, was Zahl und Güte des Viehes anbetrifft wesentlich gehoben, so haben die Landwirthschaftsvereine großen Antheil daran, indem sie für Einführung geeigneter Racen Sorge getragen haben. Der Hauptgrund dieses Aufschwunges bleibt aber

immer die Mehrgewinnung auf Acker und Wiesen, und eine bessere Pflege und Wartung des Viehes. Diese bessere Ernährung und Pflege hat unsern Viehstand durchgehends mehr veredelt als die Kreuzung mit anderen Racen.

Die Pferdezucht wird im Wendlande ziemlich umfangreich betrieben, ohne gerade an Bedeutung anderen, in dieser Hinsicht hervorragenden Gegenden unseres Königreiches gleich zu kommen. Die Aufzucht wird auch durch die Stallfütterung ziemlich erschwert, so daß allgemein die Zucht eher ab- als zugenommen hat. — Zur Beackerung seines Landes und zu den nöthigen Fuhren bedarf der hiesige Hofbesitzer gewöhnlich zwei bis drei Pferde. Diese sind in der Regel Stuten, die zugleich zur Zucht dienen. Wallachen kommen nur vereinzelt vor, höchstens dann und wann da, wo der Besitzer eines Hengstfüllen dies wegen Verkrüppelung oder schlechter Konjunktur nicht veräußern konnte oder wollte. Gewöhnlich gewinnt der Bauer im Wendlande alljährlich ein Füllen; in Ausnahmefällen, wo man aus Vorliebe oder weil hinreichende Weideplätze und starke Heugewinnung vorhanden ist, sich mehr auf die Zucht legt, auch wohl zwei. — Die Bedeckung der Stuten erfolgt theilweise durch die Hengste aus dem Landgestüte. Wir haben im Wendlande davon zwei Stationen, eine zu Krautze, die andere zu Bühlitz, beide haben je 3 Beschäler. Außerdem wirken die Privathengste des Grafen v. Bernstorf zu Gartow, zwei Hengste in Boitow und einer in Loge, die durch die Kommission geköhrt sind. — Die jetzige Race unserer Pferde liefert manches gute Luxus- und Kavalleriepferd; wenn es auch bei seinem zarten Knochenbau nicht als schweres Lastthier tauglich ist, so reicht es doch für die ländlichen Arbeiten vollkommen aus. Die Pferde im Wendlande sind jetzt durchgehends schöne, stattliche, wohlgebaute Thiere, die dem Kenner Wohlgefallen und Freude bereiten. — Ist das Füllen ein Stutfüllen, so wird es in der Regel aufgezogen, da der Landmann seinen Abgang an Pferden möglichst aus der eigenen Zucht ersetzt, und nur in Unglücksfällen zum Ankauf schreitet. Die Hengstfüllen werden, wenn sie ungefähr 6 bis 7 Monat alt sind, daher entwöhnt werden können, verkauft. Dies geschieht theils auf den Märkten zu Clenze und Lüchow durch Aufkäufer aus Sachsen und Mecklenburg, welche die Füllen nach diesen Ländern ausführen, theils auf dem Lande selbst; und bestimmt man dann Stationen, wo die Thiere abgenommen werden. In den letzten Jahren war der Preis der Füllen ein ansehnlicher, und kam dadurch viel Geld ins Wendland. Halbjährige Thiere wurden zu dem Preise von 8 bis 9, ja bis 10 Louisd'or verkauft, während Jahre hinter uns liegen, wo der höchste Preis 18 bis 20 Thlr. war, wobei schwächliche und unansehnliche Thiere zu 3, höchstens 5 bis 7 Thaler verkauft werden mußten. — Geben wir nun eine Statistik über die im Wendlande vorhandenen Pferde, so betrug die Zahl derselben im Amtsbezirke Lüchow nach der letzten Zählung 3986 Stück. Davon hatten ein Alter bis zu vier Jahren 987 Stück, zum größten Theile bestand diese Zahl aus Stutfüllen. Vom vierten bis fünften Jahre zählte man 17 Hengste, 62 Wallachen und 355 Stuten. Vom fünften bis zwölften Jahre 18 Hengste, 161 Wallachen und 1302 Stuten. Ueber zwölf Jahre 14 Hengste, 103 Wallachen und 967 Stuten.

Die Rindviehzucht hat sich hier sehr gehoben, ohne darum schon auf der Stufe zu sein, wohin sie nach vorhandenen Bedingungen zu bringen ist. Die Gewinnung eines bessern Heues durch Planiren, Ent- und Bewässern, namentlich aber auch durch Düngung; der vermehrte Anbau von Wurzelgewächsen zur Winterfütterung; eine bessere Pflege und regelmäßigere Wartnng des Viehes haben die Güte desselben wesentlich verbessert. Man sieht jetzt im Wendlande schon schönes Milchvieh, welches sich mit

den Thieren anderer geschätzten Racen messen kann, welches reichlichen Milchertrag liefert und zu hohen Preisen zu verwerthen ist. Zu den Hemmnissen, die der Aufzucht entgegenstehen, gehört einmal der Umstand, daß der Wende aus zu großer Liebe für Preußisch Courant, wenn er ein Kapitalstück Vieh hat, sich verlocken läßt es zu versilbern, dadurch werden uns die ausgezeichnetesten Exemplare von Kühen entzogen und ins Ausland geführt. Zweitens läßt man die Kuh, die sich zur Zucht und als Milchkuh bewährt hat, selten alt werden, sondern zieht zu dem Behufe wieder Jungvieh auf. Selten aber wird eine Ferse in jugendlichem Alter die Erträge liefern als wie eine ausgewachsene Kuh. Endlich nimmt man auf die Haltung und Pflege der Bullen zu wenig Rücksicht. Der Bulle geht in der Dorfschaft der Reihe nach von einem Bauern zum andern über. Zur Erhaltung und zum Ersatz für Fütterung und Pflege dieses Thieres ist bei der Gemeinheitstheilung eine Fläche, die sogenannte „Bullenwiese" reservirt. Nun ist nicht alle Zeit, sondern nur höchst selten der Halter des Bullens ein guter Verpfleger, vielmehr nimmt er allzuhäufig zuerst seinen speziellen, eigenen Vortheil wahr, und läßt an Fütterung und Pflege dem Thiere nicht das Röthige zukommen. Bedenkt man nun, daß oft der Bulle einer Heerde von 150 Stück und mehr gerecht werden muß, daß häufig die Kühe umbullen, so sieht man leicht ein, daß der Schöpfer einer jungen Generation, zumal bei schlechter Verpflegung, über Kräfte angestrengt werden muß und bald impotent wird. Ein anderer Umstand, der gegen die Erhaltung eines kräftigen, zeugungsfähigen Bullen auftritt ist der, daß man die Thiere allgemein zu früh, wenn sie noch lange nicht ausgewachsen und im Vollgenuß ihrer Kräfte sind, gebraucht; die Folge davon ist, daß sie früh untauglich werden. Wollte man den Bullen nicht mehr als Gemeindebullen hinstellen, sondern ihn in den Privatbesitz übergehen lassen, wollte man ein entsprechendes Sprunggeld, — aber mehr als die bisher üblichen $2\frac{1}{2}$ Ngr. — gewähren, der Halter des Bullen würde bei genügender Einnahme aus eigenem Interesse für Fütterung und Pflege des Thieres entsprechend Sorge tragen. Vom Landwirthschaftsvereine des Wendlandes hat man Versuche gemacht und gute Bullen an entsprechenden Stationen aufgestellt, zu welchen gegen Deckgeld Kühe der Vereinsmitglieder zugelassen werden. Bei schwer auszuführender Kontrolle möchte aber auch dieser Weg kaum zum Ziele führen. Eine Vornahme in einzelnen Dörfern, die dahin geht, daß man den Bullen nicht mit in die Heerde bringt, sondern im Stalle hält und die Kühe zuführt, hat sehr viel Gutes gezeigt. Es wird dadurch auch dem Stoßigwerden der Bullen, einer Ungelegenheit, die sich oft wiederholt und das häufige Abschaffen der Thiere zur Folge hat, vorgebeugt. Dies Stoßigwerden kommt hauptsächlich von den wiederholten Neckereien der Hirtenknaben und werden dadurch anfänglich ganz fromme Thiere bös und gefährlich gemacht. — In letzterer Zeit ist auch hier im Wendlande von Seiten der Regierung die Stierköhrung eingeführt. Erkennt man die gute Absicht an, so ist sich von der Einrichtung doch nicht eher Vortheil und Segen zu versprechen, als bis man bei Pflege und Gebrauch der Bullen mit Vernunft verfährt. — In den letzten Jahren ist hier viel Vieh friesischer, namentlich aber hoyascher Race eingeführt. Ueber Fortzucht und Kreuzung dieser Race dürfen wir bis jetzt kein bestimmendes Urtheil fällen. — — Die Hofbesitzer haben hier durchgängig 8 bis 15, selten 18 und mehr Stück Hornvieh, darunter sind 2 bis 4 Kälber zur Aufzucht. In der Farbe liebt man jetzt das schwarzbunte Vieh, früher war die rothe oder braune Färbung mehr beliebt. Nach den Gemeinheitstheilungen hat jeder Hofbesitzer seine eigne Heerde, die vom Altvater, dem jüngeren Sohne oder einem gemietheten Hirtenjungen gehütet wird. Anfänglich werden Moor- und Brachwiesen, dann

Stoppelfelder und nach dem zweiten Schnitt wieder die Wiesen als Weide benutzt. In letzterer Zeit hat die Aufzucht von Milchvieh stark zugenommen, da Jungvieh — dreijährige tragende Fersen — wie fünf-, sechs- und siebenjährige große schwere Kühe für die Priegnitz und die Altmark, neuerdings auch für Westphalen ein gesuchter Artikel ist. Es wurden Preise von 70 Thaler, ja bis zu 14 Louisd'or dafür angelegt. — Stiere werden selten aufgezogen, und dürften mit der Zeit Zugstiere einen bedeutenden Einfuhrartikel bilden. — Nach der letzten Zählung ergab das Amt Lüchow 15,874 Stück Hornvieh. Davon waren Kühe 14047 Stück. Bullen 222 Stück. Stiere und Zugochsen 1210 Stück. Mastkälber 395 Stück.

Die Schweinezucht ist im Wendlande von höchster Bedeutung. Die Ausfuhr in diesem Artikel hat einen solchen Umfang, daß sie gewiß einzig in ihrer Art dasteht. Da der Handel in Schweinen sich namentlich in Lüchow konzentrirt, wo sich von selbst aus jedem Wochenmarkte ein Schweinemarkt gebildet hat, so findet man hier Gelegenheit den Umfang des Geschäftes wahrzunehmen. Auf dem Schweinemarkte und auf den angrenzenden Straßen sind jeden Wochenmarktag durchgängig viele hunderte von Schweinen angetrieben oder zu Wagen gebracht. Die Zuzucht wird allgemein, auch von dem kleinsten Grundbesitzer betrieben, sie wird durch die stets vorkommenden vielen Abfälle im Haushalte und im Molkenwesen erleichtert. Die in den letzten Jahren durchgehends hohen Preise für Ferkel hatten zu viel Lockreiz, so daß bei gutem Absatze die Zucht immer zunahm. Der größte Theil der Ausfuhr geht nach Mecklenburg und nach der Priegnitz. — Bei den größeren bäuerlichen Grundbesitzern findet man zwei auch wohl drei Zuchtsaue, eine findet sich mindestens in jeder Wirthschaft. Die Schweineweide ist im Wendlande noch Gemeinheit, und bei der Theilung ausgeschieden, da unser Bauer allgemein und wie uns scheint den begründeten Glauben hat, daß ohne Schweineweide die Zuzucht nicht betrieben werden kann. — Das deutsche Schwein ist in dem letzten Jahrzehnt durch die englische Race (Yorkshire und Berkshire) fast ganz verdrängt, und kommt rein nur noch selten vor. Allgemein ist der Schlag aus der Kreuzung der heimischen mit der englischen Race, das sogenannte „halbenglische Schwein", die Halbrace gängig, doch findet sich auch vielfach ganz reine englische Race. Diese Racenumwandlung ist hier sehr schnell vor sich gegangen, ein Umstand, den man hauptsächlich den Bestrebungen des Landwirthschaftsvereins für das Wendland zuschreiben muß. Dieser Verein hat durch Jahre sein Hauptaugenmerk auf die Schweinezucht gerichtet und dafür bedeutende Geldopfer gebracht. — Wie beim Rindvieh spannt der Wende den Geschlechtstrieb der Schweine zu früh an. Es werden Säue in einem Alter von ½ Jahr schon zum Kämpen gebracht. Anderseits nutzt man die Tragfähigkeit einer guten Sau, welche bis ins zehnte und zwölfte Jahr als Mutterschwein dienen kann, nicht genug aus. Hat die Sau das zweite oder höchstens das dritte Jahr erreicht, wird sie zur Mast gestellt um dem Messer überliefert zu werden. — Erwähnenswerth ist auch die Mast der Schweine, die im Wendlande nicht unbedeutend betrieben wird. Es geht viel Mastvieh durch die Händler der benachbarten Altmark nach Magdeburg. Namentlich sind es die kleinen Grundbesitzer, Kossater und Anbauer, welche alljährlich ein Schwein oder auch mehr im Haushalte übrig haben und fett verkaufen. — Die Zahl der Zuchtschweine war im Amte Lüchow nach der letzten statistischen Aufstellung 5248 Stück. Die Zahl der Mastschweine 3544 Stück.

Die Schafzucht wird im Wendlande, wenn man den Distrikt, der mehr nach der Haide zu liegt etwa ausnimmt, nicht betrieben. Einmal tritt der kleine Grundbesitz, der keine ausgedehnten Weideflächen zuläßt, der Zucht entgegen. Ferner ist das Terrain zur Grasung durchgehends zu

niedrig gelegen um mit seltenen Ausnahmen einzelner Jahrgänge einen gesunden Viehstand erhalten zu können. Werden also Schafe gehalten, so ist es hauptsächlich zur Mast und der Wolle wegen. Wie schon mehrfach erwähnt werden im Wendlande viel selbstgewebte Wollstoffe, namentlich aber Halbwollstoffe, das sogenannte „Beiderwand" getragen. Zur Erhaltung der Wolle für solche Stoffe, die sich in der Tracht alljährlich abnutzen, werden auf den Wochenmärkten in Lüchow in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten Schafe mit Lämmern oder auch Hämmel eingekauft. Diese Waare ist größtentheils eine halbveredelte Landrace, Mischung von Haidschnucken mit edleren Thieren. Mitunter, wenn auch seltener trifft man das rheinische Schaf in reiner Race an, es wird aus Mecklenburg oder aus der Umgegend von Uelzen eingeführt, kommt aber auch schon rein erhalten auf der Domaine Warpke und dem Gute Schnega vor. Dann und wann findet man auch Schafe von Abstammung des Weserviehes. — Die wenigen Schafe, die aus obigen Gründen gehalten werden, gehen mit den Schweinen gemischt auf die Schweineweide, seltener zwischen den Kühen. In der Zeit zwischen Michaelis und Martini, wo die Thiere schon geschoren sind um die Wolle zu gewinnen, bringt man das Vieh, was nicht für den eigenen Haushalt benutzt werden soll, fett oder halbfett an den Markt zu Lüchow, seltener werden die verbleibenden Rückstände mit durch den Winter genommen.

Die Ziege ist ein gern gesehenes Hausthier der unteren Klassen unserer Bevölkerung. Bei wenig Anspruch gibt sie die nöthige Milchquantität für den Haushalt her, und wird von Jahr zu Jahr für kleinere Familien mit immer mehr Vorliebe gepflegt. Wurden früher die Abgänge aus den Heerden der Händler, die durchs Land zogen, ergänzt, so zieht man jetzt durchgängig eigene Aufzucht vor. Die Zahl der gewonnenen Ziegenlämmer ist bedeutend, wie sich dies aus der großen Ausfuhr von kleinen Lämmerfellen ergibt. Als Schlachtvieh hat die Ziege des strengen Geschmacks ihres Fleisches wegen wenig Verehrer, sie wird selten und nur in nöthigen Ausnahmefällen getödtet, hat dann auch fast immer für menschliche Nahrung keine Verwendung. So wird auch das Fleisch der jungen Ziegenlämmer allgemein nicht benutzt.

Die Gänsezucht, einst in den Niederungen der Jeetzel und Dumme, wie überhaupt im Wendlande groß, hat nach den Gemeinheitstheilungen bedeutend nachgelassen. Nur da, wo reichlich Schweineweide in der Gemeinheit vorhanden ist, trifft man noch eine bis zwei Zuchten Gänse an, und dies auch mehr für den eignen Verbrauch als für den Verkauf. — Dagegen ist die Hühnerzucht im Laufe der Zeit bedeutend gestiegen. Grund dazu gab der leichtere Absatz und die höhere Verwerthung von Eiern und Hühnern nach den größeren Städten, namentlich nach Hamburg. Die Vierländer durchstreifen das ganze Gebiet des Wendlandes, Hühner und Eier gegen Fische, mitunter auch hausirend gegen Kolonialwaren eintauschend. Die früheren Preise dieser ländlichen Artikel sind dadurch wesentlich erhöht, und man muß jetzt in unsern kleinen Städten und Flecken für die fraglichen Gegenstände fast dasselbe Geld anlegen, wie in der Residenz oder in den großen Handelsstädten. — Das deutsche Huhn trifft man am häufigsten an, in letzterer Zeit aber auch vielfach eine Bastardrace von Land- und Cochinchinahuhn. Spielarten des englischen und des türkischen Huhns kommen vereinzelt vor. — Enten werden nur hin und wieder gezüchtet; der Puter nur auf den größeren Gehöften.

Die Bienenzucht wird von den Wenden zwar betrieben, aber nicht in der Ausdehnung wie in den großen Landstrecken der Lüneburger Haide. Die Imkerei war schon seit alter grauer Zeit hier heimisch, wo die Vorfahren unserer Wenden den „Meth" als beliebtes Getränk bereiteten. — Die

Zählung von 1861 ergab für das Amt Lüchow 1401 Stock Bienen mit festem Bau und 37 Stock mit beweglichen Waben. — Fast in jedem Dorfe ist ein Imker, entweder ein heimischer oder ein fremder. Man hält die Regel fest durchgängig in jeder Feldmark nur eine Imkerei zu haben, und so dem allzu benachbarten Stand der Bienen vorzubeugen. Der Winterstand eines Bienenzüchters beträgt, wenn er sich hoch beläuft, 60 Korb, in der Regel nur ein „Lach" von 40 Körben. Auf die günstige Entwickelung der Brut kommt es nun an, wie hoch der Sommerstand steigt. Die Zucht wird hier allgemein mehr von den kleinen Leuten, welche Zeit darauf zu verwenden haben, betrieben als von den großen Hofbesitzern. Der Zuzug fremder Imker ist bedeutend; sie kommen aus der Haide 7 bis 8 Meilen hinter Uelzen her, selbst aus dem Amte Fallingbostel in diese Gegend. Zur Zeit der Rappsblüthe pflegen sie hier sich anzusiedeln, lassen dann die Blüthe der Weide, namentlich die der Elbweide (welche Blüthezeit eher eintritt) von den Bienen ausnutzen, verweilen während der Blüthe der großen Bohne, der Erbse, der Wicke und des Klees und gehen zur Zeit, wenn der Buchweizen und die Haide blüht, welche Blüthen reiche Bienennahrung geben, wieder zurück. Mit ihnen verlegen auch die wendischen Imker ihren Stand nach der Haide. — Man findet bis jetzt hier ausschließlich das alte System, doch sollen auch in letzterer Zeit einzelne Versuche mit dem Kastensystem des Pfarrers Dzierzon gemacht sein.

Lassen wir uns hier, als an uns geeignet erscheinender Stelle, über Fischerei und Jagd aus, so sind die Flüsse und Bäche des Wendlandes sehr reich an Fischen. Die meist träge Strömung unserer Gewässer mit ihren vielen Krümmungen, Buchten und Senken geben der Fischwelt einen willkommenen Aufenthalt, und von der nahen Elbe kommt auch mancher Fisch unsere Flüsse herauf um hier zu laichen, so namentlich der Aländer — welcher durch einzelne Tage in großen Zügen stromaufwärts aus der Elbe kommt um oberwärts in der Jeetzel und Dumme seinen Laich abzusetzen. Die Jeetzel hält Karpfen, wenn auch eben nicht viel; daneben den edlen Schlei; Hechte in großer Zahl und von großem Gewichte; Quappen, — und selbst Neunaugen, wenn auch letztere nicht in der Größe vorkommen, wie in der Elbe. Der Barsch und der Zander, die Brasse und die Rothfeder sind hier zu Hause. Aale werden in großer Menge gefangen. Mitunter, wenn auch selten, kommt die Lachsforelle vor. Die Jeetzel hält Krebse, mehr aber noch findet sich dieser Leckerbissen in der Dumme und sind die Krebse der Dumme ihres Wohlgeschmacks wegen berühmt. — Selbst größere Fische kommen zeitweise auf ihren irrsamen Zügen hier an. So wurde im Jahre 1810 bei dem Dorfe Weitsche ein Wels gefangen, der 120 Pfd. wog.

Die Jagd ist hier, trotz der eifrigen Ausübung derselben, trotzdem daß das Wendland manchen Nimrod hegt, und selbst bei den Bauern viel Liebe zum edlen Waidwerk herrscht, noch sehr gut. Hasen und Hühner finden auf den reichen Fluren des Wendlandes ausreichend Nahrung und Unterkommen, und halten sich in den üppigen Kornfeldern gern auf. Die Niederungen in der Jeetzel und Dumme sind der Sitz von Schaaren wilder Gänse und wilder Enten. Selbst der Schnepfenjagd kann der Jäger am Holze und im Bruche fröhnen. — Das Hochwild hat sich in den letzten Jahren eher vermehrt als vermindert. Die neuen, meilenweiten Tannenansamungen in der Lucie und im Gartowschen geben den Rehen in den Schonungen gesuchten Aufenthalt. Mitunter durchbricht auch der Hirsch, ein mächtiger Zwölfender, die Schranken der Einfriedigungen oder kommt aus den großen Waldungen Preußens und Mecklenburgs über die Grenze um Beute eines glücklichen Jägers zu werden. — Wilde Schweine, welche vor einigen Jahren aus dem

Wildparke des Grafen Bernstorf zu Gartow ausgebrochen sind, haben sich in den großen, schwer zu durchdringenden Tannenschonungen so vermehrt, daß man zu ihrer Ausrottung große Treibjagden anstellen muß.

Auch die Vogelwelt ist im Wendlande ausnehmend stark heimisch. Singvögel aller Art in den verschiedensten Gattungen, darunter die Königin, die Nachtigal, bauen in den reichen Ebenen des Wendlandes ihre Nester und beleben die Fluren mit Gesang. Wenn wir dies hier erwähnen, so geschieht es, weil diese Singvögel hier häufiger und zahlreicher auftreten, als in anderen Gegenden. Lerche, Fink und Hänfling, daneben Ammer, Zeisig und Drossel nisten und brüten hier in großer Zahl. Der Staar nimmt an Bevölkerung von Jahr zu Jahr zu, so daß man ihm in großen Zügen begegnet. Auf hohen Stangen, in Bäumen oder an Häusern befestigt der ihn liebende Wende gern seine Behausung, einen hölzernen Kasten, den der Staar häufig bei seiner Heimkehr im Frühlinge von einem unverschämten Spatzenpaar eingenommen sieht, und den er sich erst wieder zurückerobern muß. — Die Krähe nistet hier in zahlreicher Menge, und der Sperling vermehrt sich, nachdem man seinen Kopf nicht mehr als Tribut ans Amt liefern muß, stark. Man gönnt allen diesen Vögeln ihr Körnchen zur reichen Erntezeit, weiß man doch jetzt, daß sie alle in der Natur ihren Beruf haben, und daß ihre schlechten Seiten durch die guten reichlich aufgewogen werden. — Die Niederungen der Jeetzel zeigen höchst seltene Arten von Sumpf- und Wasservögeln, die die Zierden mancher zoologischen Sammlung sein würden. — Der langbeinige Storch, der „Heinotter", ist der vertraute Bekannte des Wenden und bauet sein Nest gern auf den friedlichen Häusern der Landbewohner, die ihn ehren und als Zeichen des Glückes gern sehen. — In den Mooren und an den Sümpfen baut sich die Schaar der Kibitze stark an.

VIII.

Ein Hauptfaktor im Betriebe der Landwirthschaft ist der Dünger. Ohne ihn liefert der Landmann schwerlich seine Produkte an den Markt. Wo dieser Faktor fehlt, sucht man ihn auf jede Art und Weise zu erlangen. Der natürlichste Haltpunkt der Düngergewinnung bleibt ein ausreichender und gutgenährter Viehstapel, und dieser ausreichende und gutgenährte Viehstapel stützt sich wieder hauptsächlich auf genügende und ertragsfähige Wiesen. Ein gutes Verhältniß zwischen Acker- und Wiesengrund gibt die gesundeste Basis zum ländlichen Haushaltsplane, und erleichtert nach allen Seiten hin den Betrieb, indem es weitläufige und beschwerliche Mittel Heu und Dünger zu ersetzen wegfallen läßt. Durchgehends ist im Wendlande dies Verhältniß ein gutes. Die Niederungen der Jeetzel und Dumme und die vielfach vorkommenden Moorwiesen in den kleinen Thalkesseln geben umfangreiche und schöne Flächen zur Heugewinnung, lassen in Folge dessen eine entsprechende Viehzucht zu und schaffen solcher Gestalt vollkommen ausreichende Düngermassen. So glücklich die Düngergewinnung im Wendlande allgemein liegt, so ist sie doch in verschiedenen Gegenden desselben auch sehr unterschiedlich. In den Niederungen ist oft der Wiesenboden an Flächeninhalt bedeutend größer als das Ackerland, an anderen Stellen sind in der Mehrzahl der Hofwirthschaften wenigstens hinreichende Wiesenflächen vorhanden. Der Grundbesitz ist nur ein kleiner. Der Acker, der dem Pfluge unterliegt und gedüngt werden muß, zählt nicht nach hunderten von Morgen, sondern nur von zwanzig bis höchstens 60 und 70 Morgen. Dabei ist ein gutes Spann Pferde, sind wohlgenährte Kühe vorhanden, und wird daneben die Schweinezucht umfangreich betrieben, so daß bei einer irgendwie nur weisen Haushaltung so leicht kein Düngermangel eintreten

kann. Anders ist dies bei den Landbewohnern im westlichsten Theile unseres Wendlandes, hier ist der Einzelbesitz einmal ein größerer, Wiesenflächen sind nicht ausreichend da oder fehlen ganz, und dazu soll noch alljährlich der strebende Landmann einen großen Theil Neuland düngen, alljährlich oder wenigstens nach und nach Haide umbrechen. Hier hat daher der Landmann zu denken und seine Kunst zu zeigen.

So günstig die Natur fast durchgängig das Wendland zur Düngergewinnung gestellt hat, so verschwenderisch ist man früher allgemein mit dem edlen und werthvollen Stoffe umgegangen. Trägt man ihn jetzt wenn auch nicht auf Händen so doch mit bloßen Händen von da, wo er nutzlos liegt, fort und zum Lande, zum richtigen Bestimmungsorte hin, so wurde früher der Dünger in unserer Landwirthschaft wie ein Bastard behandelt, hingeworfen um nur die Ställe zu reinigen blieb er sich selbst überlassen und allen Witterungseinflüssen ausgesetzt. Der Name „Dreck“ hatte damals wenig Achtung. Als gemeines Gut warf man ihn hin oder zog ihn aufs Feld, und doch war er berufen neben Fleiß und Verstand den Bauer zum Edelmann zu machen. Blicken wir mit der gegenwärtigen Generation in die Kindheit derselben zurück, so sehen wir einmal den Dünger da hingebracht, wo er am Wenigsten hingehört; er lag unter der Dachtraufe und in der Mittagssonne. Was diese Sonne mit ihrer Gluth nicht schon im Stickstoffnebel himmelan gezogen hatte, das führte ein kommender Platzregen, das Fundament des Hauses mit Jauche unterspülend, über das Gehöft nach dem Graben und mit dem Graben den Gewässern zu. Für den Acker ging ein großer Theil des Düngers verloren, floß nutzlos ab, und nur Enten und Gänse suchten schnatternd noch etwas davon für sich zu gewinnen. Das hat sich, nachdem die von manchem Empiriker verpönte Wissenschaft sich der Landwirthschaft annahm, wesentlich geändert. „Dreck“ ist ein achtbarer Geselle geworden, den der Landmann immer mehr schätzen lernt, und dem er gern eine trockene und sichere Stelle auf seinem Gehöfte anweist. Als wesentlicher Mitwirker im Geschäfte hat er das Bürger- oder vielmehr Bauerrecht gewonnen, und nicht mehr als Vagabonde treibt er sich schmarotzend umher. Der Dünger wird jetzt nicht allein fein sauber zusammengehalten, und gegen Sonne und Regen geschützt, sondern er wird auch rechtzeitig verfahren; man wendet alle Mittel auf um seine Kraft für den Boden zu erhalten. Sind auch gemauerte Düngergruben, welche gegen die Einflüsse der Atmosphäre schützen, das Sammelwasser von oben und das Quellwasser von unten abhalten, bis jetzt im Wendlande nur selten, so hat man doch einige Beispiele davon aufzuführen, und diese Beispiele geben mit ihren guten Resultaten eine anregende Aufmunterung, so daß ein Fortschritt bemerkbar wird. Bei einzelnen intelligenten Landwirthen finden wir sogar schon besondere Jauchgruben um den flüssigen Dünger, der sich trotz Aufmerksamkeit leicht einen nutzlosen Ausfluß sucht, zu fesseln und ihn mittelst Jauchpumpen entweder direkt aufs Feld zu fahren, oder zur Veredlung des festen Düngers zu benutzen. — Bis auf die neueste Zeit suchte man auf dem Lande die Aborte vergebens, und abgesehen von dem Uebelstande nach der Seite der Sitte hin, wurden die werthvollen menschlichen Exkremente verschleppt. Auch in dieser Hinsicht trat ein Wandel zum Bessern und Guten ein.

Sehr viel zur rationellen Düngergewinnung hat eine zweckmäßige Einrichtung der Viehställe beigetragen. Damit ist nicht allein der Dünger an Quantität größer, an Qualität besser geworden; auch für die Reinlichkeit des Viehes und somit für die Pflege desselben ist dadurch viel geschehen. Wenn früher die edelsten Stoffe in den Untergrund ziehend nutzlos verloren gingen und nachher bei ihrer Ausdünstung die Gesundheit der Thiere beeinträchtigten, so werden jetzt solche Fälle durch

Pflasterung und Mauerung und durch eine entsprechende Neigung der Sohle in unseren Ställen möglichst umgangen.

Der Strohverkauf im Wendlande ist ein bedeutender. Wir sahen in den letzten Jahren, und dies zunehmend, Fuder auf Fuder davon nach der Haide verfahren. Sind die Verkäufer davon auch größtentheils kleine Leute, welche für ihren wenigen Acker reichlich Dünger erzielen und Stroh im Ueberfluß haben, so ist doch auch darunter mancher größere Grundbesitzer, der nur um momentan Geld zu lösen ein so wichtiges Betriebsmittel weggibt, der noch viele Morgen sandigen und mageren Boden hat, die des Düngers nothwendig bedürfen, und der mit diesem Stroh noch manchen Morgen nutzlos als Haide daliegende Fläche nach und nach in Kultur setzen könnte. — In einem anderen Theile unseres Wendlandes, namentlich im Amte Gartow, in den Dörfern Breese, Lanze, Lomitz, Nehmitz 2c. 2c. verkauft man das Stroh nicht direkt, sondern als „Schöbe" zur Dachdeckung. Die Bewohner dieser Gegend, welche nach den Verkoppelungen ausgedehnte Flächen erhalten haben, müßten nach Gesetzen der Vernunft ihr Stroh für die eigene Wirthschaft und für die eigene Düngergewinnung mehr als nöthig haben. Sie verkaufen dennoch einen großen Theil des gewonnenen Strohes und haben als Ersatz dafür aus ihren Fichtenwaldungen die sogenannte „Siggel" trockene Fichtennadeln. Wir sehen in der betreffenden Landschaft ganze Berge dieses Dungmaterials vor den Bauernhäusern angehäuft.

Ist bei Gewinnung und Bearbeitung des Düngers ein großer Fortschritt bemerkbar, so ist das Verfahren doch noch lange nicht so rationell als es wohl sein könnte. Die richtige Komposition wird vernachlässigt, einem Verflüchtigen der edlen Stoffe nicht genug vorgebeugt. Gyps wird selten in die Ställe gebracht um den Ammoniak zu binden, ebensowenig in die Düngergruben, und doch ist der Bezug dieses Minerals hier unendlich viel leichter als anderswo. — Ist in der Nähe von den Städten Lüchow und Wustrow die Kultur am höchsten, ist die Düngergewinnung für den Betrieb schon an und für sich ausreichend, so machen daneben die umfangreichen Brennereien und Brauereien in Lüchow einen leichten Bezug flüssigen Düngers möglich. Die Tonne Jauche von ca. 1000 Pfd. Gewicht wird zu dem äußerst niedrigen Betrage von 2 ½ Ngr. abgegeben. Es wäre wünschenschenswerth, daß den entfernt liegenden Gegenden, wo der Düngermangel stärker auftritt, der Segen eines solchen Bezuges zugängig würde. Abdampfung und Binden des Ammoniaks durch Schwefelsäure oder Gyps gebe dazu Mittel an die Hand. Das Produkt brauchte dann auch nicht ängstlich nur bei Regenwetter aufs Land gefahren zu werden, sondern könnte, als der Verflüchtigung nicht unterworfen, jeder Zeit Anwendung finden.

Wie hervorgehoben ist, leidet der größte Theil des Wendlandes selten Mangel an Dünger, mitunter tritt sogar eine Ueberdüngung ein, und ließe sich nach der homöopathischen Liebig'schen Mineraldünger-Theorie ein Auffahren von Sand zur Erzeugung von Kieselsäure stellenweise sehr empfehlen.

Für den sandigen Boden und für die Höhen ist auch hier die Lupine als Düngungsmittel mit Erfolg angewandt, und breitet sich der Anbau derselben zu solchem Zwecke immer mehr aus.

Da der Boden des Wendlandes durchgängig schon in hoher Kultur ist und auch nach Lage und Klima sich wenig kaltgründig zeigt, so sind Reizmittel zur Erwärmung des Ackers, als Kalk und Mergel, nicht nöthig und werden auch allgemein nicht angewandt. Nur in den Feldmarken der an der Haide und höher gelegenen Ortschaften als Gabbau, Kiefen, Bischof, Beseland, Selwig, Kühlitz 2c. hat man das Bedürfniß gefühlt, Mergelungen vorzunehmen.

Die Anwendung von künstlichem Dünger ist hier nur eine sehr beschränkte und liegt nur in

der Hand der vorgeschrittenen Landwirthe. Theils ist die Gewinnung des eigenen natürlichen Düngers ausreichend, theils steht der Bauer hier noch vielfach in dem Glauben, daß alle künstlichen Düngungsmittel nur Reizmittel sind, also keine normale Düngung hergeben. Theils aber ist auch der Landmann in der Anwendung des künstlichen Düngers zu ungeübt, und so ist es gekommen, daß man stellenweise keinen Nutzen davon gehabt hat; der Stickstoffgehalt des Guano und des Chilisalpeters wurde der Sonne preisgegeben. Einzelne rationelle Landwirthe haben nach dem sauren phosphorsauren Kalke (aufgeschlossenem Knochenmehl) aus der Lüchower Fabrik den besten Erfolg gehabt und wenden ihn auch jetzt noch zu ihrer vollen Zufriedenheit an.

Lobenswerth und hervorzuheben ist es, wie man in der letzten Zeit angefangen hat sich der so vernachlässigten Wiesen anzunehmen. Die Düngung der Wiesen greift erfreulicher Weise immer mehr um sich, und damit steht ein erhöheter Heuertrag, sowohl der Quantität als der Qualität nach im Zusammenhange.

IX.

Nach Art der Vertheilung des Grundbesitzes, so daß selten größere Ackerflächen in einer Hand sind, und dem sich daraus ergebenden kleinen Betriebe der Wirthschaft findet im Wendlande die Anwendung von Ackermaschinen und neuen Ackergeräthen nur im kleinen Maßstabe statt. Man muß hier bei unsern Bauern keine Mustersammlung solcher Maschinen suchen, sie kommen, wenn sie vorhanden sind, nur einzeln vor und müssen dann schon durch Jahre erprobt sein. Das Neue in diesem Fache wird entweder in einzelnen Mustern durch den Landwirthschaftsverein herangezogen und vorgeführt, oder wir haben Gelegenheit es in den großen Betrieben unserer Güter und bei den Brauern unserer Städte und Flecken, welche neben ihrem Braugewerbe umfangreichen Ackerbau treiben, zu sehen. — Der Wende, wenn einmal sein Betrieb wenig dazu angethan jedes neue Ackergeräth und jede neue Maschine versuchsweise anzuschaffen, ist daneben, wie dies aus seinem Karakter hervorgeht, äußerst mißtrauisch, so daß er die Instrumente und Geräthe, die er mit Vortheil statt der alten bisher gebrauchten verwenden könnte, erst dann sich zuletzt und in Angriff nimmt, wenn er sich durch eine lange Zeit von der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit derselben überzeugt hat. Dennoch ist in dieser Hinsicht in den letzten Jahren ein auffallend rascher und für hiesige Verhältnisse eifriger Fortschritt bemerkbar geworden, und man sieht in den Betrieben unserer Bauern manches Neue und Gute. Der Sinn dasselbe zu erproben scheint auch merklich gestiegen zu sein.

Führen wir nun die im Wendlande üblichen Ackergeräthe und landwirthschaftlichen Maschinen vor, so ist auf die Art derselben nicht allein der Umfang des Betriebes, sondern auch das Verhältniß der Bevölkerungszahl und die Bodenbeschaffenheit von Einfluß gewesen. — Bei der durchgehends starken Bevölkerung unserer Gegend ist sehr viel Ackerland in der Hand der kleinen Leute, welche es pachtweise benutzen. Daraus und aus dem starken Anbau des Flachses folgt die ausgebreitete Anwendung des Spatens. Es wird im Distrikte des Wendlandes im Verhältniß zu andern Gegenden sehr viel Land mittelst der Hand, durch menschliche Kraft, mit dem Spaten umgegraben. — Der Haken, vor dem man noch hin und wieder in der Uelzener Gegend das Joch Ochsen ziehen sieht, ist im Wendlande bei unser jetzt lebenden Generation gänzlich verschwunden. Statt dessen hatte sich der alte deutsche Pflug mit Vordergestell und hölzernem Mullbrett allgemein eingebürgert. Dieser ist in neuerer Zeit mehr und mehr durch den Schwingpflug verdrängt. Der Kampf zwischen beiden war ein harter. Der wendische Landmann kann sich schwer daran

gewöhnen mit einem Pfluge ohne Vordergestell zu arbeiten. Bei Anschaffung eines neuen Pfluges wählt man daher durchgängig den eisernen Schwingpflug mit Vordergestell. — Von den anderen zahlreichen Pflügen, die man jetzt in Mustersammlungen und auf größeren Oekonomien sieht, hat im Wendlande nur der Untergrundpflug Anerkennung gefunden, und wird hin und wieder von intelligenten Landwirthen auch im kleinen Betriebe angewandt. — So findet man auch schon, wenn auch immer nur vereinzelt, den Kartoffelhackpflug.

Die neueren Eggen sind hier zwar alle versucht, doch nicht in Anwendung bei den Landwirthen. Es wird nur die einfache Balkenegge benutzt. Waren deren Zähne früher von Holz, so verschwindet diese sogenannte „hölzerne Egge" immer mehr; man greift bei neuer Anschaffung zur „eisernen Egge" zur Egge mit Zähnen von Eisen. Diese Egge ist, nachdem die von Holz abgeschafft, in zwei Größen und Schweren vorhanden. Die größere, schwerere Egge dient zum Bearbeiten des Ackers nach dem Pflügen und zum Queckenziehen; die kleinere, leichte Egge statt der bisherigen Egge mit Zähnen von Holz, zum Unterbringen des Samens. — Erfreulicher Weise sieht man die Walze immer mehr als Ackergeräth in Benutzung kommen; ihre Anwendung wird bei unseren Landwirthen von Jahr zu Jahr beliebter.

Als Werkzeuge zum Schneiden der Gräser und des Korns bedient man sich der einfachen Sense ohne Baum. Man schwadet bei Winterkorn gewöhnlich an, worauf die hinter dem Schnitter gehende Binderin die Garbe abnimmt und bindet. Die Sensenklingen wurden früher von den Schmieden im Wendlande und der nächsten Umgebung desselben in ausgezeichneter Qualität angefertigt, so daß sie sich weit und breit eines guten Rufes erfreueten; jetzt wählt man vielfach die rheinische Gußstahlklinge.

Das Dreschen des Getreides geschieht bis auf die Neuzeit noch durchgehends mit der Hand, mit dem Flegel. — Um mit dem Dreschen schnell fertig zu werden und an die Arbeit des Spinnens gehen zu können, mußten von allen Seiten in ein- und derselben Zeit alle vorhandenen Arbeitskräfte herangezogen werden. Diese Gewohnheit bringt viele Mißstände mit sich, indem in der eiligen Zeit des Dreschens nur schwer und bei hoher Vergütung Arbeiter zu haben sind, zumal die kleinen Leute auf dem Lande, wenn die Verpflichtung als Miether sie nicht zwingt dem Bauer auszuhelfen, lieber ihre Kräfte und ihre Zeit dem eigenen Acker und dem eigenen kleinen Betriebe widmen. Aus solchen Gründen ist mancher Landwirth gezwungen sich nach Hülfe umzusehen. Da nun die Dreschmaschinen diese Hülfe gewähren und Menschenkräfte ersetzen, so ist damit ihre Einführung in hiesige Gegend wesentlich gefördert, und die Noth wird manchen Bauern treiben, sich ihrer zu bedienen. In der That wird die Anwendung der Dreschmaschinen hier auch immer allgemeiner. Sie sind theilweise schon im Besitze einzelner Landwirthe, welche einen größeren Betrieb haben; theilweise werden sie von mehreren Grundbesitzern zusammen, zu gemeinschaftlicher Benutzung angeschafft, und nach Verlauf kurzer Zeit dürfte jede Dorfgemeinde ihre Dreschmaschine haben. Diese Dreschmaschinen sind Werke für Pferde- und Ochsenkraft und haben als Vordermaschine den Göpel. — Seit dem Herbste des Jahres 1862 arbeitet im Wendlande auch eine Locomobile an der Dreschmaschine. Beide, englisches Fabrikat, und durch die Handlung von C. W. Runde in Hannover bezogen, gehören einer Aktien-Gesellschaft, welche aus Landwirthen der Stadt Lüchow und Umgegend besteht, arbeiten für diese, werden aber auch auf Lohn an Fremde verdingt. Die Leistungsfähigkeit dieser Maschinen ist trotz der Neuheit in der Art des Arbeitens und der daraus hervorgehenden Ungeübtheit der Bedienung, zufriedenstellend. — Von allen Ma-

schinen des landwirthschaftlichen Betriebes erfreuen sich die Kornreinigungsmaschinen der größten Verbreitung, und dürfte sich bald in jedem Dorfe wenigstens eine solche finden.

Säemaschinen und Mähemaschinen kamen bis jetzt im Wendlande nicht in Wirksamkeit. — Die einfache Häckselschneidelade wird zuweilen, namentlich da, wo wegen der Dreschmaschine Thier- oder Dampfkraft angewandt werden muß, durch die Häckselschneidemaschine ersetzt. — Im Milchwesen zieht man in neuerer Zeit die gläsernen oder die eisernen, inwendig verzinnten Satten den irdenen Gefäßen vor. Statt der früheren, hohen Stoßbutterfässer, wo die Sahne durch Stoßen auf Butter verarbeitet wurde, welches Geschäft mühsam war, und wo die hohen, wenig Durchmesser haltenden Fässer sich schwer reinigen ließen, sind jetzt allgemein die Eimer- oder Tonnenfässer mit durchgehender, liegender Welle, Flügelwerk und Kurbel zum Drehen in Anwendung.

Bei der Flachsbereitung, welche im Wendlande eine bedeutende Rolle spielt, hat man bei einzelnen Arbeiten nach und nach die Handmaschinen eingeführt. Früher wurde der Rohflachs mittelst des Hammers und des Blockes mit der Hand gebrochen und die Schäbe mußte dann durch Scheuerbretter entfernt werden, jetzt vollbringt man diese Arbeit allgemein durch die Brachmaschine, welche in ihrer Haupteinrichtung aus drei horizontal liegenden, geriffelten Walzen von Holz besteht, durch welche der gerottete und getrocknete Rohflachs geht, und welche mittelst einer Kurbel in Bewegung gesetzt werden. — Obgleich man für das Schwingen des Flachses Handschwingemaschinen mit zwei und mehr Schlagflächen hat, kommen diese doch nur höchst vereinzelt zur Anwendung.

X.

Bei der großen Vertheilung des Grundbebesitzes, die im Wendlande fast allgemein herrschend ist, kommen Hofesregulirungen fast gar nicht oder nur vereinzelt auf den größeren Haidhöfen vor. Damit zusammenhängend ist die Fruchtfolge auch keine streng geregelte, sondern wechselt vielfach nach den einzelnen Ansichten der Landwirthe und nach örtlichen Verhältnissen ab. Bei dem Wenigen an Ackerland, das der Wende sein nennt, wäre es durchaus nicht angebracht, die kleine Fläche in so viele Stückchen zu zerschneiden. Sind dennoch Hofesregulirungen vorgenommen, so ist es nur immer da, wo der Grundbesitz schon größer ist und eine Fläche von ca. 100 Morgen oder darüber zählt. Hier sind dann solche Regulirungen aber auch stets mit Vortheil und zur Zufriedenheit der Landwirthe ausgeführt. Diese Regulirungen sind theils durch den Provinzialverein zu Uelzen, theils selbstständig durch Vermittelung der hiesigen Landwirthschaftsvereine vorgenommen. Nach der Theilung der Lucie finden sich auch dort Höfe, die ihrer Größe nach sich für eine Regulirung eignen würden, indeß treten wieder andere hemmende Umstände auf, die davon abrathen, wenigstens vorerst die Sache beruhen lassen müssen. Diese großen Flächen, welche oft an hundert Morgen für einen einzelnen Besitzer betragen, liegen entweder in Niederungen, die der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, oder bestehen aus Moorsand, der der Kultur schwer zugänglich ist. Welche Fruchtfolge könnte man hier einführen? Man würde, sollte das Werk in Angriff genommen, d. h. sollten so viele hundert Morgen rohen Bodens bewirthschaftet werden, — man würde den Muth und die finanziellen Kräfte des Landwirths übermäßig anstrengen, denselben ermüden, ja wohl gar in Gefahr seiner Existenz bringen. Es heißt also hier — abwarten und sehen wie die Entwässerung

und wie eine allmählig fortschreitende Kultur wirkt. Man kann den Landwirthen dieser Gegend nur empfehlen, ihre starke Viehzucht beizubehalten, ja wo möglich noch zu erhöhen, und diese Viehzucht vorerst als Hauptstützpunkt ihrer Wirthschaft zu betrachten. Nach und nach wird sich dann finden, durch den praktischen Sinn der Wenden von selbst finden, welcher Boden und wie viel in der Zeit mit in den Ackerbau hereinzuziehen ist.

Ist keine geregelte und streng gegliederte Fruchtfolge im größten Theile des Wendlandes vorhanden, so bestrebt man sich doch immer mehr den nöthigen Wechsel in den Fruchtarten festzuhalten und Besserungen einzuführen. Man hat auch ohne Kenntnisse in der Chemie zu besitzen, doch in den Verhandlungen der Landwirthschaftsvereine gehört, welche Pflanzen namentlich Kalk absorbiren, und sucht sie nicht hintereinander zu bauen. Man weiß, wie sehr die Halmfrüchte der Kieselerde bedürfen, und wie ein ewiger Anbau dieser Früchte hintereinander nicht zuträglich sein kann. Man fängt ferner schon beim intelligenten Theile unserer Landwirthe an zu erkennen, welche Rolle die wirksamsten Bestandtheile des Düngers, Stickstoff und Phosphorsäure spielen, und welcher Art überhaupt die Bestandtheile der Pflanzen sind, welcher Art die Ausnutzung des Bodens ist. Dazu kommt der in letzterer Zeit stark vorgeschrittene Anbau von Hackfrüchten, der noch von Jahr zu Jahr zunimmt und der einer Ueberanstrengung des Bodens nach einer Seite hin, nach der Seite des stetigen und zu häufigen Anbaues der Halmfrüchte, vorbeugt. Solcher Gestalt sind wir auf dem Wege nach und nach eine vernünftige Fruchtfolge anzubahnen, wenn wir auch noch Gegenden haben, wo auf den Sandfeldern Jahr für Jahr Roggen und nur Roggen gebaut wird. Dabei sind die Landwirthe dieses Distrikts sehr mit ihrer Art und Weise in Bestellung der Frucht zufrieden, und ernten auch allerdings bis jetzt sehr gute Erträge. Wie sich die Sache für kommende Generationen macht, ist eine andere Frage, um welche sich die Grundbesitzer von Lanze und Umgegend aber wenig kümmern. Der Boden ist nämlich augenblicklich erst kurze Zeit in Kultur und kann bei guter Viehzucht regelrecht gedüngt werden. Von einer baldigen Ausnutzung des Ackers durch den ewigen Roggenbau wird also vorerst keine Rede sein können. Ob aber für die Zeit dies System stichhaltig ist, das muß die Vernunft verneinen. Hat doch die Geschichte ernste und warnende Beispiele, wie durch überangestrengten Bau einer Fruchtart, durch Ausnutzung des Bodens an den nöthigen Zeugungsstoffen, durch das sogenannte Raubsystem, die herrlichsten Fluren wüste gemacht sind. Ehe es aber dahin kommt, haben hoffentlich weiterdenkende Enkel der jetzigen Generation längst einen Wechsel des herrschenden Systems eingeführt.

Wenn wir nun die Art der Wirthschaftsmethode feststellen sollen, so müssen wir in der Größe der Höfe einen Unterschied machen. Die Landwirthe mit kleinem Grundbesitze kannten hier keine Brache und kennen sie auch heute noch nicht, wenn auch vereinzelt ein Ackerstück ruhen bleibt. Bei der kleinen Fläche, die man besitzt, ist alles in der Wirthschaft nöthig, und muß der kleinste Fleck alljährlich und wenn möglich doppelt benutzt werden. Hackfrüchte wurden früher viel weniger gebaut als jetzt, so namentlich keine Runkelrüben. Klee gar nicht. Daraus ergibt sich der vorherrschende Anbau von Halmfrüchten. War hier früher die sogenannte Dreifelderwirthschaft, so hat sich diese im Laufe der Zeit etwas gemodelt, indem man immer mehr Weizen als Winterfrucht und auch immer mehr Hackfrüchte anbauete. Die frühere Dreifelderwirthschaft hatte nun folgende Reihenfolge: Erstes Jahr: Winterfeld — Weizen und Roggen. Zweites Jahr: Sommerfeld — Gerste, Kartoffeln, weißer Kohl, Wurzeln. Drittes Jahr: Sommerfeld — Hafer, Flachs, Erbsen, Bohnen 2c. In der neuen Eintheilung, nachdem

der Weizenbau mehr vorwiegend geworden ist, stellt sich die Fruchtfolge für den Weizenbauer folgendermaßen: Erstes Jahr Weizen; Zweites Jahr Roggen und Gerste; Drittes Jahr Hafer, Flachs, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln 2c. Dabei sucht man unter den verschiedenen Fruchtarten des Sommerfeldes wieder möglichsten Wechsel einzuführen, so daß man nicht nach Bohnen — Erbsen, nach Kartoffeln — Runkelrüben baut. Namentlich sieht man sehr darauf, daß der Flachs sich nicht innerhalb einer bestimmten Zeit wiederholt. — Die Art der Düngung richtet sich nun nach der Vorfrucht, so würde Weizen als erstes Feld immer sehr stark und voll gedüngt, wenn nicht etwa bei der Vorfrucht, z. B. bei weißem Kohl, eine sehr starke Düngung nöthig war. Je nach der Art der ersten Düngung und der Frucht wird nun das Land in den folgenden Jahren ungedüngt oder gedüngt bestellt.

Aus einer anderen Gegend des Wendlandes, wo der Grundbesitz schon größer ist, und wo die Brache eingeführt war, gingen uns über die alte Eintheilung der Felder und die beobachtete Fruchtfolge von der Hand eines geehrten Freundes folgende Notizen zu:

1. Das gedreiete Feld. (Dreifelderwirthschaft.)

Der erste Theil wurde besäet:
im ersten Jahre mit Roggen,
im zweiten Jahre mit Gerste und Hafer,
im dritten Jahre lag er brach.

Der zweite Theil:
im ersten Jahre mit Gerste und Hafer,
im zweiten Jahre lag er brach,
im dritten Jahre mit Roggen.

Der dritte Theil:
im ersten Jahre lag er brach,
im zweiten Jahre mit Roggen,
im dritten Jahre mit Gerste und Hafer.

2. Das sogenannte gevierte Feld.

Der erste Theil wurde besäet:
im ersten Jahre mit Roggen,
im zweiten Jahre mit Gerste und Hafer,
im dritten Jahre mit Weizen,
im vierten Jahre lag er brach.

Der zweite Theil:
im ersten Jahre mit Gerste und Hafer,
im zweiten Jahre mit Weizen,
im dritten Jahre lag er brach,
im vierten Jahre mit Roggen.

Der dritte Theil:
im ersten Jahre mit Weizen,
im zweiten Jahre lag er brach,
im dritten Jahre mit Roggen,
im vierten Jahre mit Gerste und Hafer.

Der vierte Theil:
im ersten Jahre lag er brach,
im zweiten Jahre mit Roggen,
im dritten Jahre mit Gerste und Hafer,
im vierten Jahre mit Weizen.

Läßt nun die Fruchtfolge, ehe sie hier geregelt wird, noch manchen Wünschen Raum, so ist der eifrige Betrieb des Samenwechsels der höchsten Anerkennung werth. Nicht allein, daß man den Saatroggen von den Sandfeldern des Gartower Distriktes mit Vorliebe verwendete, man bezog auch immer mehr ausländisches Saatkorn, so namentlich in letzterer Zeit den Probsteier Roggen. Das Quantum von Rigaer Säe-Leinsaat, das alljährlich ins Wendland kommt, ist ganz bedeutend.

XI.

Die Frucht- und Getreidearten, die im Wendlande gebaut werden, hängen mit der Art der Bodenbeschaffenheit zusammen und sind daher höchst

verschieden. Sie waren früher vielfach, ja durchgängig an allen Stellen anderer Art und zeigen uns die Uebergänge von dem rohen Urzustande der Haide, des Bruches und des Angers zur fortgeschrittenen und endlich höchsten Kultur, indem die Arten der Frucht edler wurden. Während man jetzt auch noch im Neuland vorzugsweise den bescheidenen, dabei den Witterungseinflüssen trotzenden, selbst im rohen Boden immer noch gedeihenden Hafer oder den Buchweizen baut, so zeigten gleichfalls die jetzt herrlichen Fluren des Wendlandes, die in weiter großer Fläche ein üppiges Weizenfeld mit wogenden Aehren bilden, früher weniger reiche Bilder; und an vielen Stellen sah man in der vergangenen Zeit statt dessen nur Hafer, Roggen und Buchweizen. Dies Bild stetig fortschreitender Kultur, die Hebung der Bodenverhältnisse und den Wechsel in der Fruchtart haben wir noch heute vor Augen, indem große Landschaften, viele zahlreiche Gemeinden, welche vor einem kurzen Zeitraume nur Hafer und Roggen auf ihrem Boden erzeugen konnten, jetzt Gerste und den schönsten Weizen reifen lassen; und während man vor wenig Jahren noch glaubte, der weiße Kohl könne bei uns nur auf den üppigen Feldern einzelner Distrikte gedeihen, so daß man seinen Bedarf davon im Herbste auf dem Wochenmarkte zu Lüchow im Tauschhandel nahm, ist diese Frucht jetzt fast allgemein zu Hause und wird wenigstens zur Nothdurft fast überall in der eigenen Wirthschaft gewonnen.

Unter den Getreidearten, die im Wendlande von Bedeutung sind, steht der W e i z e n oben an. Er bildet einen Hauptausfuhrartikel des Wendlandes und mit seinen Erträgen eine Hauptstütze unserer Wirthschaften. Die reichen Weizenernten bei hohen Preisen gründeten den Wohlstand unserer Bauern, der dadurch in den letzten zwanzig Jahren bedeutend zunahm und fast ein allgemeiner zu nennen ist. Wo der Boden für den Weizenbau zuträglich, und das ist er im großen Theile des Wendlandes, da baut man diese Getreideart mit Vorliebe. Wir sehen hier viele Weizenfelder, die vielfach im Frühjahre wegen allzu üppigen Wuchses geschnitten werden müssen, und wo der Schnitt dann als sogenanntes „Weizengrus" ein fettes Viehfutter abgibt, so daß man es in dieser Zeit den Thieren ansehen kann, daß sie eine besonders gute Ernährung haben. Wählt man für die Weizenfrucht den besten Boden aus, so läßt man es daneben nicht an starker Düngung fehlen, und war nicht etwa Rappsaat die Vorfrucht, so gibt man dazu dem Boden die erste, reiche Düngung. Trotz des fleißigen Jätens, dessen sich hier im Wendlande auch die Kornfelder zu erfreuen haben, wuchert bei nassen Jahren das Unkraut stark auf, und anderseits wird die Weizenernte durch das hier so stark auftretende Lagern des Getreides häufig beeinträchtigt. — Der wendische Weizen, auf dessen Reinheit beim Sieben immer mehr Sorgfalt verwandt wird, ist von ausgezeichneter Güte. Er hat ein bedeutendes Gewicht und liefert ein feines weißes Mehl, das von den Bäckern besonders geschätzt wird. Im Großhandel rivalisirt er mit dem berühmten Warener Weizen (Waren ein kleines Städtchen in Mecklenburg), wird dem Magdeburger bedeutend vorgezogen und steht ihm an Qualität das in den benachbarten Elbmarschen und in der Altmark gewonnene Produkt sehr nach.

R o g g e n wird da, wo starker Weizenbau betrieben wird, wenig kultivirt; hauptsächlich nur für den Bedarf der eigenen Wirthschaft, so daß die betreffenden Landwirthe bei Mißernten noch häufig zukaufen müssen. Dagegen ist der Roggenbau in dem Distrikte der Feldmarken, die der Haide zu liegen, und in den Bezirken des Gartowschen Holzdistriktes, wo vorherrschend Sandboden ist, im kleinern Maßstabe auch theilweise im Lemgo und in den angrenzenden Feldmarken des Oering ein ausgedehnter. Diese Sandfelder liefern ein schweres Produkt, welches auch als

Saatkorn sehr geschätzt ist. — Nach Art dieses Fruchtbaues von Weizen und Roggen unterscheiden sich die Bauern hier selbst in Weizen- und Roggenbauern, und fehlt es nicht an Neckereien zwischen beiden. In letzterer Zeit kann nämlich der sogenannte Roggenbauer eben so gut, wenn nicht mehr mit harten preußischen Thalern klingeln und großthun, wie der sonst zumeist prahlende Weizenbauer. Ihm steht der größere Grundbesitz zur Seite, und bei der, durch höhere Kultur zunehmenden Ertragsfähigkeit seiner Ländereien sieht er jetzt schon häufig seinen großthuenden Kollegen über die Achsel an, wird auch zweifelsohne im Laufe der Zeit immer mehr Berechtigung dazu haben. Natürlich bezieht sich das Gesagte nur auf die Vermögenszustände der beiden Geschilderten, und müssen wir selbstverständlich bei unseren Vergleichen den Karakter derselben außer Acht lassen, der im Felde und Hause wie im öffentlichen Leben seine Licht- und Schattenseiten hat.

Von Sommerkorn wird **Hafer** in dem Distrikte, wo der Weizenbau zu Hause ist, nicht stark angebaut, nur soviel, als der eigene Viehstand verschlingt und als ein nothwendiger Fruchtwechsel und etwa gemachtes Neuland es wünschenswerth erscheinen läßt. Was davon aus dieser Gegend an den Markt kommt, ist durchgängig von den kleinen Landwirthen, die ihre Ackerbestellung durch Kühe verrichten, gewonnen. — Ein ausgedehnter Haferbau findet nur in den Haiddörfern statt, und diese müssen mit ihren Erträgen den Ausfall decken, der fast durchgängig für den Bedarf des Wendlandes in dieser Getreideart da ist.

Gerste wird neben Weizen auf dem fruchtbaren Boden des Wendlandes vielfach gebauet; in neuerer Zeit nach dem ausgedehnten Kartoffelbau auch immer mehr auf den Sandfeldern und auf den Feldern der Höhen, die lehmigen Sandboden oder sandigen Lehmboden haben. Sie ist von guter Beschaffenheit und steht an Güte viel, viel höher als die Gerste unserer altmärkischen Nachbarn, dagegen steht sie der Saalgerste und der Gerste der Magdeburger Gegend, wo viele Rübenzuckerfabriken sind, und in Folge des Rübenbaues auch der Bau der Gerste stark betrieben wird, nach. — Die Ausfuhr von Gerste, wenn wir das Quantum, was nach Uelzen und Dannenberg geht, abziehen, ist elbniederwärts nach Hamburg hin unbedeutend, und kommt diese Ausfuhr nur periodisch in einzelnen Jahren vor. Dagegen werden große Quantitäten an die Brauereien im Wendlande geliefert, so daß mittelst des edlen Gerstensaftes der Wende einen großen Theil der gewonnenen Frucht selbst konsumirt.

Die **Feldbohne**, und von dieser Gattung die große Feldbohne, die sogenannte „Saubohne", wird im Wendlande überall da, wo sich der Boden dazu eignet sehr stark gebaut. Diese Frucht gibt einen wesentlichen Bestandtheil des nothwendigen Viehfutters her, indem sie als Schrotmehl verwandt, allein oder in Mischung mit andern Früchten den Zug-, Zucht- und Mastthieren gereicht wird.

Die **Felderbse** säet man behufs Verwendung zum Viehfutter gleichfalls, wenn auch nicht in dem Umfange wie die Feldbohne. — Weniger sieht man auf unsern Fluren die **Wicke**. — Die **Linse** sowohl wie das **Hirsekorn** wird für den Tisch des Landmanns in kleinen Parzelen bestellt.

Der **Buchweizen**, diese Hauptfrucht der Lüneburger Haide fand sich in alter Zeit, als die Kultur hier noch nicht so hoch war, auf unsern Feldern mehr wie jetzt. Man sieht ihn nur selten, er wird immer mehr durch edlere Kornarten verdrängt, und größere Flächen räumt man ihm nur ein, wo er in seiner Bescheidenheit sich mit magerem Sand- und Haidboden, auch wohl mit dem rohen Neuland begnügt. — Der Buchweizen, der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch Kreuzfahrer in diese Gegend gekommen ist, wird, wo er einzeln mehr gebaut wird, hauptsächlich als Vieh-

futter verwandt. Seine Verarbeitung auf Grütze ist nur beschränkt und klein. Die Liebhaber der gekochten dicken Buchweizengrütze, des Buchweizenpfannkuchens und der „Buchweizenklütken" wie sie das edle Land Muffrika und die schweigsame Haide bei Soltau und Bergen kennt, finden ihre Nationalspeise wenig auf dem Tisch der Wenden, denen die leichte Kost bei schwerer Arbeit nicht angemessen erscheint.

Die Lupine hat sich in den letzten Jahren auf den Fluren unsers Wendlandes, da wo sie Berechtigung für ihren Anbau hat, also auf den Sandflächen, die noch wenig Kultur haben, überhaupt auch schwer kulturfähig sind, immer mehr eingebürgert. Sie wird hauptsächlich des Körnerertrages wegen angebaut, weniger zum Grünfutter und zur Düngung. Man ist auch hier mit der Kultur dieser Pflanze sehr zufrieden.

Von allen Früchten steht der Flachs wegen seiner großen Bedeutung, die er für das ganze wirthschaftliche Leben des Volkes hat, bei uns oben an. Ist im vorigen Abschnitte die Wichtigkeit der hiesigen Linnenindustrie und die Größe derselben nachgewiesen, so stützt sich dieser Erwerbszweig auf die Gewinnung, auf den Anbau des Flachses. Das Material zur Linnenfabrikation wird hier nämlich ganz und gar selbst erzeugt, ja man darf annehmen, daß noch Ueberschuß vorhanden ist, und durchschnittlich alljährlich davon ausgeführt wird. Der Anbau des Flachses ist ein allgemeiner, der sich vom kleinsten Tagelöhner des Dorfes, ja selbst der Stadt, bis auf den größten Grundbesitzer erstreckt, damit für den ersteren im arbeitslosen Winter Beschäftigung am Spinnrade und Webestuhle da ist, für den letzteren Arbeitsthätigkeit des Gesindes, wenn der Betrieb auf dem Felde ruht. — Der starke Flachsbau, welcher im Wendlande schon seit Jahrhunderten betrieben worden ist, hat den günstigsten Einfluß auf die rasche Entwickelung der Bodenkultur gehabt und hat ihn auch heute noch. Die Zahl der kleinen Leute ist hier groß, alle müssen Flachs bauen, und beträgliche Ackerflächen dienen dem Bau dieses Gewächses. Wo kein eigener, oder kein ausreichender Grundbesitz vorhanden ist, da wird Pachtland zugenommen. Weite Flächen werden zu diesem Behufe von größeren Grundbesitzern gedüngt und gepflügt in kleinen Parzelen an die Pächter überlassen. Die Bestellung des Ackers für den Flachsbau ist nun eine sehr sorgfältige. Der gepflügte Boden wird mit dem Spaten aufmerksam und tief umgearbeitet und von Quecken möglichst gereinigt. Ist die Pflanze einige Zoll hoch, geht es ans Jäten, eine Arbeit die viel Zeit und Mühe erfordert aber auch durchgehends sehr gründlich vorgenommen wird. Solcher Gestalt wird der Acker nicht allein durch den Flachsbau gut bearbeitet, sondern auch von Unkraut gereinigt; und da im Wechsel der Jahre nach und nach fast die ganze Bodenfläche einer so gediegenen Bearbeitung und einem solchen Fleiße unterworfen wird, so ist begreiflich, welchen günstigen Einfluß der Flachsbau auf die Kultur des Bodens ausübt und ausüben muß.

Von den Hackfrüchten ist die Kartoffel für den hiesigen landwirthschaftlichen Betrieb von höchster Bedeutung. Sie wird allgemein stark angebaut, und bei dem, was der eigene Tisch des Landwirthes verbraucht — und dies ist bei dem starken Konsum der Wenden an Pellkartoffeln ein großes Quantum — bei der Masse dieser Frucht, die in großen und kleinen Haushaltungen für die Mast der Schweine aufgeht, bei dem starken Verbrauch unserer Brennereien werden dennoch alljährlich viele Schiffsladungen nach Hamburg ausgeführt. Ist der Vierländer in Lüchow, behufs Einkauf von Kartoffeln eingerückt, sei es im Herbst gleich nach der Ernte oder im Frühjahr, so eröffnet sich ein reges Leben; die Wege sind mit Fuhrwerken bedeckt, und am Ladungsplatze der Jeetzel reiht sich Wagen an Wagen die der Abnahme ihrer Ladung harren. — Durchgängig ist es die

sogenannte „Eierkartoffel", welche in ausgesucht großer Waare gern von den Vierländern genommen wird, welche diese Frucht des Wendlandes besonders schätzen und sie der anderer Gegenden vorziehen. — Die Summen, die aus dem Verkauf der Kartoffeln ins Wendland kommen sind ganz beträchtlich, und hauptsächlich werden sie einer Klasse von Landwirthen, den Kossatern und kleinen Anbauern zu Theil, welche sonst außer dem, was der Flachsbau und die Milchwirthschaft hergeben, wenig Erträge ziehen können. — Es ist fast ausschließlich nur Sandboden, oder Boden, der doch nicht hoch in Kultur ist, welcher die Erträge an Kartoffeln hergibt und dem Anbau dieser Frucht dient. Selten würde der dazu benutzte Acker Ernten im gleichen Geldwerth durch Bestellung mit anderen Früchten hergeben. Und was mehr gilt, durch diese Hackfrucht ist die Kultur einer großen Gegend, welche früher wenig kultivirt war, ja wo der Boden durchgängig noch roh lag, wenn nicht einzig und allein möglich gemacht, so doch wesentlich gefördert. — Es ist erst eine kurze Zeit her, daß die edle Frucht der Kartoffel, welche Franz Drake übers Meer brachte, ins Wendland kam. Sie wurde im Jahre 1742 durch einen wendischen Soldaten, der aus den Niederlanden heimkehrte, im Tornister eingeführt und begannen dann die Versuche des Anbaues.

Von anderen Hackfrüchten wird der weiße Kohl im verhältnißmäßig großen Maßstabe angebaut. Wo der Boden sich dazu eignet, sieht man große Flächen dieser Frucht. Es wird dazu stark gedüngt und gut geackert. Die Pflänzlinge werden selten selbst gezogen, sondern meist aus den Gärten der nahen Städte bezogen. Namentlich stark in der Kultur der Kohlpflanzen ist das Städtchen Wustrow, dessen Bevölkerung darin einen Haupterwerbszweig findet und fast den ganzen Samen für den Kohl des Wendlandes legt. — Der wendische Bauer macht zur Zeit gleich nach der Kohlernte weite Geschäftsreisen, indem er mit seinem Produkt nach entfernten Städten fährt. Sollte er auch wenig klingende Münze heimbringen, der Trieb andere Städte zu sehen, namentlich aber die Eisenbahn, entschädigt ihn reichlich für den Ausfall in seiner Kasse, und diese Reisen wiederholen sich alljährlich.

Neben Kohl wird die Steckrübe zum Verkauf, für den eigenen Haushalt und zur Winterfütterung stark angebaut. Eben so die Runkelrübe, und zwar die rothe. Futtermöhren werden nur in geringem Maßstabe gebaut, mehr schon die weiße Felbrübe.

Klee wird selbst da, wo hinreichend Wiesen vorhanden sind, bedeutend, mehr denn früher bestellt und durchgängig als Grünfutter benutzt. Samengewinnung findet nur bei einigen größeren Grundbesitzern statt. — Der Bastardklee ist an einigen Orten eingeführt und hat sich die vollkommenste Zufriedenheit der Anbauer erworben. — Spörgel wird ziemlich viel gebaut, hauptsächlich da, wo Mangel an Heu ist.

Die Einführung und Verbreitung sonst wenig bekannter Fruchtarten ist bis jetzt nur gering gewesen. — Maiskulturen behufs Gewinnung von Grünfutter finden nicht statt, und vereinzelt dastehende Versuche mit dem Anbau der Serradella haben kein günstiges Resultat gehabt.

XII.

Die Arbeitsthätigkeit des Menschen, sein Betrieb, geht nach Lust und Willen, nach vorhandener Kraft und vorhandenen Mitteln, nach Art der Geburt, der frequentirten Wissenschaft und der erlernten Kunst oder des erlernten Gewerbes einem bestimmten, ziemlich genau abgegrenzten Ziele nach. Dabei sind alte Gewohnheiten, Nationalsitten, örtliche und klimatische Verhältnisse als Hebel dieser oder jener Thätigkeit mitwirkend. Die Wahrheit dieses Satzes kommt uns überall und alltäglich vor Augen. Selbst in der Land-

wirthschaft, wo der Boden doch so vielfältig verschiedene Früchte trägt, und die Flur in hundert und tausend und mehr sich unterscheidenden Blüthen ihre Pracht abspiegelt, geht der Erwerb und damit die Arbeitsthätigkeit bestimmt vorgezeichnete Wege, welche theils durch Klima und Bodenverhältnisse, theils durch Gebrauch aus alter Zeit örtlich und lieb geworden sind. Geht man gern starr nach einer durch ihr Alter ehrwürdig gewordenen Schablone, so sieht man das neue Modell mit fremden, mißtrauischen Augen an, ja selbst die Form, die ehedem gebraucht wurde und unsern Vätern Segen gebracht hat, ist sie einmal in die Rumpelkammer gekommen, man sucht sie unter wieder günstig auftretenden Umständen schwer hervor, und bringt sie selten zur Anwendung. — Die Nothwendigkeit einer geregelten Fruchtfolge für die Landwirthschaft schreibt eine Art des Wandels im Landbau vor und drängt dazu, sonst würde dieser mit Vorliebe nur Roggen, jener nur Weizen und der dritte nur Flachs bauen, oder doch im Wechsel möglichst wenig Elemente für die Variation hinstellen. Zeugniß für die Beharrlichkeit der Landwirthe im alten Gleise fortzuarbeiten gibt uns der Umstand, daß hier wie anderswo wenig Lust und Trieb vorhanden ist lohnende Handelsgewächse anzubauen. Es gibt unter diesen Handelsgewächsen Arten, die nicht allein für ihren Bau höchst bescheidene Ansprüche machen, leicht und gut fortkommen, sondern auch einen reichen Ertrag geben und überall einen raschen gesicherten Absatz ermöglichen. Gibt es andere Gewächse der Art, die nur temporär, durch einen gewisse Zeitperiode hohen Gewinn geben und von Konjunkturen abhängen, so sind sie doch durchgängig der Beschaffenheit, daß sie leicht in das vorgeschriebene System des Landbaues, selbst in eine geregelte Fruchtfolge eingeschoben und bei ungünstigen Verhältnissen wieder entfernt werden können. Ihr Anbau nimmt daneben nur immer kleine Strecken in Anspruch, und wird selten oder nie den Körner- und Fruchtbau und damit die Viehzucht beeinträchtigen. Erfordern einzelne Handelsgewächse mehr Aufwand an Dünger, mehr Aufsicht und viele Arbeit, so ist größten Theils im Wendlande kein Düngermangel vorhanden, und sind die Arbeitskräfte bei der starken Bevölkerung durchgehends ausreichend um auch diese Pflanzen, wenn sie entsprechenden Nutzen geben, anbauen zu können. Daß wir uns bei Empfehlung den vorgeführten Zweig des Landbaues zu kultiviren dennoch an Oertlichkeiten und Verhältnisse zu halten haben, wird jeder Einsichtsvolle als selbstverständlich annehmen. Mitunter ist die Möglichkeit des Anbaues von Handelsgewächsen von vorn herein ausgeschlossen; häufiger aber ist diese Möglichkeit und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges vorhanden, selten wäre wenigstens von einem Versuche abzurathen. — Was wir unter Handelsgewächsen verstehen? — Alle Produkte des Landbaues, die in den Handel gebracht werden müssen, die im eigenen Haushalte keine eigene Verwendung finden und nicht durch die Hausthiere nach der Seite der Viehzucht oder der Fleischproduktion eine Umwandlung erleiden können.

Wir rechnen dahin einmal die Oelsaaten, als den Raps mit seinen vielen Unter- und Spielarten, als Winter- und Sommerraps, Awel, Winter- und Sommerrübsen, Winter- und Sommersaat; wir rechnen dahin den Mohn und müßten den Flachs dahin rechnen, wenn dieser nicht durch Verwendung der Faser anderweitig eine Hauptrolle spielte und die Samengewinnung nur nebenbei in Betracht käme. — Es gab eine Zeit, wo der Raps hier ziemlich häufig angebaut wurde, so daß der jährliche Ertrag für das Wendland die Höhe von ziemlich 300 Wispel, wobei wir das, was Domainen und Güter gewonnen haben, ausschließen, erreicht hat. Bei alledem war die Kultur dieser Pflanze nur ein Versuch. Die Gewinnung des nöthigen Strohquantums und der

meist kleine Grundbesitz ließ nur eine Bestellung von höchstens einigen Morgen zu. Selbst wenn der Erfolg des Rapsbaues anhaltend und dauernd gewesen wäre, hätten doch keine größeren Flächen von unseren kleinen bäuerlichen Grundbesitzern bestellt werden können; ein ausgedehnter Anbau dieser Pflanze liegt nach auftretenden Verhältnissen hier einzig und allein in der Hand der Güter und größeren Grundbesitzer. — Es gab Jahre, wo der Rapsbau sehr lohnend und darum sehr verlockend war. Reichliche, ja nur mittlere Erträge gaben bei hohen Preisen eine hohe Bodenrente. Dabei konnte der nothwendige größere Düngeraufwand, den dieser Bau erforderte, von vielen Landwirthen beschafft werden, zumal er für kommende, nachfolgende Bestellungen mit ausreichte. Man gewann daher Lust und Liebe zum Anbau der Rapspflanze. Aber diese Lust und diese Liebe blieb nicht anhaltend, als man nachher sich in seinen großen Erwartungen getäuscht sah, und der Rapsbau ließ wieder nach. Theils fehlte der Muth unter ungünstigen, aber vorübergehenden Verhältnissen auszuharren, theils überschritt der Unverstand die natürlichen Grenzen und achtete wenig auf die Erforderniße eines sichern Anbaues. So ist nicht selten zwei und drei Mal Raps hinter einander gebauet, bloß weil zufälliger Weise Einzelne Nutzen daraus zogen. Die Rapspflanze ist leicht den Witterungseinflüssen unterworfen, sie hat daneben viele Feinde in der Thierwelt, und ihre Kultivirung ist nicht so sicher, wie mancher durch glückliche Jahre bestochene Landwirth annahm. Ferner will die Pflanze gern auf reiner Brache gebaut sein, wie dies im Mecklenburgischen allgemein der Fall ist, und womit dort eine gewisse Sicherheit im Anbau gegeben wird. Zur Ruhe hat aber ein großer Theil der wendischen Landwirthe bei dem geringen Grundbesitze wenig oder gar kein Land übrig. — Wie nun durch Jahre Mißernten kamen, hörte der eben erst aufstrebende Rapsbau nach und nach wieder auf und sinkt immer mehr auf seinen früheren Stand, Gewinnung des Samens für den eigenen Oelbedarf, zurück. Die Täuschung unserer Landwirthe ist um so größer, als sie im Anfange der Versuche häufig fabelhaft große Erträge gehabt haben. — Bei Schätzung des Rapsstrohes lebte man hier allgemein der irrigen Meinung, daß dieses Stroh keinen oder nur geringen Werth hätte, und doch hat es, obgleich nicht auf Heckfel verwendbar, unter den Stroharten den meisten Stickstoffgehalt, und darum den höchsten Düngerwerth. Nicht allzu lange ist es her, daß selbst größere Güter ihre ganze Rapsstrohernte auf den Scheiterhaufen brachten. — Die Besitzer von Torfmooren waren im Wendlande eifrige Anhänger des Rapsbaues und lösten zur Zeit der Ernte volle Beutel klingender Münze, scheel aber sah nachher der betrübte Oelmüller drein, wenn die dicke, volle Schale des Rapses dieser Moorbrenner keinen Oelkern hatte. — In größeren Flächen wird der Raps nur noch auf den Gütern gebaut, und selbst diese sind durch die Mißernten der letzten Jahre und durch den nicht entsprechenden Preis, — welcher mit dem Ersatz des Oels durch anderes Leuchtmaterial nicht unwesentlich zusammenhängt — von dem starken Anbau mehr und mehr zurückgekommen.

Der Mohn wird freilich im Wendlande allgemein angebaut, doch nur auf Flächen von solchem Umfange, die eben für den eignen Bedarf des Haushaltes ausreichen. Da man für wenige Groschen allmonatlich seinen Bedarf an Mohnoel vom Krämer beziehen kann, so muß der Anbau des Mohns, gesetzt er wäre auch zur Gewohnheit geworden, doch einträglich sein, sonst hätte ihn der spekulative Wende längst aufgegeben. Und das ist er in der That. — In der Nähe der Handelsstadt Magdeburg, wo die Frage nach Mohnsamen beim Lesen der Berichte des Getreide- und Fruchtmarktes aufmunternd ins Auge und ins Nachdenken fällt, wird der Mohn in Flächen nach Morgen gemessen angebauet und gibt größere Er-

träge als der Getreidebau. Die Bedingungen für den lohnenden Anbau des Mohns im Großen dürften auch im Wendlande vorhanden sein, und es käme auf Versuche an um Resultate festzustellen.

Ein anderes Handelsgewächs, welches hier viel, wenn auch hauptsächlich nur im Kleinen angebaut wird, ist die Zichorie. Bei der Vorliebe der Wenden für den Kaffee und bei der Schwierigkeit für die untern und mittleren Stände diesen edlen Trank rein und ungemischt zu genießen, wurde die Zichorie ein Hauptsurrogat. Könnten wir in das Lob derselben mit einstimmen, wir thäten es ihrer volksthümlichen Verbreitung wegen gern. Wenn es aber ein skrophulöses Gesindel gibt, so ist die Zichorie gewiß hauptsächlich mit Schuld daran. Sie wird durch alle Schichten der Bevölkerung auf dem Lande und in den Städten angebauet, selbst geschnitten und getrocknet, wo dann zur entsprechenden Zeit die herumziehenden Zichorienbrenner das Produkt brennen und vermahlen. Der dem Kaffee ähnelnde Geruch zeigt schon in weiter Entfernung an, wenn und wo ein solcher vagabondirende Geschäftsmann seine Niederlassung genommen und seine Apparate aufgestellt hat. — Aus dem häufigen Anbau der Zichorie möchte es auch kommen, daß dieselbe mehr als anderswo überall wild an den Wegen wächst. Ein großer Anbau dieses Wurzelgewächses zum Behufe des Verkaufs an die Fabriken findet nur noch in einem Theile des Wendlandes, namentlich in der Dorfschaft Kiefen statt, deren Bewohner und das früher mehr als jetzt, ihr Produkt nach Uelzen verfahren. Als vormals in Lüchow noch Zichorienfabriken bestanden, wurde das Gewächs auch hier in der nächsten Umgebung als Handelsartikel vielfach angebaut.

Mit dem Kümmelbau scheinen unsre Landwirthe wenig vertraut zu sein. Außer daß von einigen größeren Oekonomen einzelne Versuche gemacht worden sind, ist uns über den Anbau dieses Handelsgewächses nichts bekannt. Nach allen Nachrichten ist der Kümmel hier nie heimisch gewesen. Ein ziemlich ausgedehnter Anbau findet in der angrenzenden Altmark, im Kreise Salzwedel, und mehr noch höher hinauf um Magdeburg und Halberstadt statt. Die Kultur des Kümmels erfordert für unsere Bauern zu viel Aufmerksamkeit und weitergehende Vornahmen um die Erlangung von Versuchen leicht zu machen, obgleich auf entsprechendem Boden der Ertrag dieses Gewächses durchaus lohnend ist.

Mehr als den Kümmel möchten wir den Senf zum Anbau empfehlen. Ist er mit leichtem Boden schon zufrieden, so erfordert er ferner durchaus keine Pflege. Von seiner Entwickelung bis zur Reife wuchert er unbeirrt um Unkraut und Witterungseinflüsse und ohne fernern Eingriff menschlicher Arbeitsthätigkeit fort, und nur in der Reife will er Schutz und Aufmerksamkeit gegen anhaltenden Regen, soll ein Theil der Körner nicht ausgeschlagen oder ausfallend verloren gehen. Zugegeben, daß der Senfbau den Boden ungemein aussaugt, so gewährt er dabei aber auch bedeutende Ernteerträge. Uns sind Fälle bekannt, wo ein Morgen einen Ertrag von 120 Thaler gegeben hat. Gedeiht der Senf leicht und gut, ist er der Mißernte selten unterworfen, so ist der Ertrag auch jeder Zeit leicht im Großhandel abzusetzen. Was den Vorwurf betrifft, daß er fortwuchert und das Land unrein macht, so ist dieser Vorwurf nur zum Theil begründet, denn besamt er sich auch von selbst wieder, so haben wir aber auch gefunden, daß er bei richtiger Behandlung des Ackers sehr leicht wieder zu entfernen ist. Der Anbau des Senfes erfolgt im Wendlande, wenn auch allgemein, doch nur im sehr kleinen Maßstabe der Flächenausdehnung. Im Garten und auf dem Felde finden wir überall kleine Fleckchen damit bestellt, die einen Ertrag nach Pfunden oder höchstens nach Metzen geben, welchen die Hausfrau, soweit sie ihn nicht selbst braucht, als ihr eigen, beim Krämer oder Apotheker versilbert.

In früheren Zeiten hatte das Wendland auch einen ansehnlichen Tabacksbau aufzuweisen. Nachrichten aus dem Jahre 1785 besagen, daß das Gewächs um diese Zeit noch in ganzen Feldstücken gebauet wurde. Bei der weitläufigen Prozedur der Tabacksgewinnung, bei den früheren niedrigen Preisen und der Konkurrenz, die die besseren amerikanischen Blätter machten, hauptsächlich aber auch wohl durch die steigenden Getreide- und Fruchtpreise ist man nach und nach von dem Anbau des Tabacks wieder abgekommen, so daß wir die Tabackspflanze hier jetzt nur noch in Gärten sehen. Bei den bedeutend gesteigerten Preisen des Tabacks wären mit Recht neue Anbauversuche zu empfehlen.

Von Wichtigkeit für das Wendland ist der Hopfenbau. Er wird hier, wenn auch nicht so stark wie im Amte Dannenberg, doch im höchst ansehnlichen Maßstabe betrieben, und zwar nur in einer geschlossenen Kette, in den nördlichen und nordöstlichen Gegenden, namentlich den Lucie-Dörfern. Es sind immer nur bestimmte Ortschaften, welche sich der Kultur dieser Pflanze seit Jahren mit Vorliebe hingeben. Trotz der großen Erträge, die aus Hopfen gewonnen wurden, indem schon der Zentner mit 100 Thaler bezahlt ist, und trotz der lockenden Aufmunterung, die daraus erfolgen muß, haben die Dörfer, die an die Ortschaften grenzen, wo dies Gewächs vorzüglich und viel gebauet wird, sich nicht bewogen finden lassen mit dem Anbau des Hopfens vorzuschreiten. Wir haben sehr viele Gegenden im Wendlande, die sich für einen solchen Bau nach Boden und Lage eignen, bei dem starken und zunehmenden Absatz dieses Artikels steigert sich der Durchschnittspreis alljährlich; und treten auch nur selten solche günstige Jahrgänge auf, wie wir sie neuerdings gehabt haben, so ist doch der Hopfenbau im Allgemeinen ein lohnender, und nicht genug ist von allen Seiten auf die Verbreitung dieses Betriebes hinzuwirken. Der Acker wird dabei wenig in Anspruch genommen, Körner- und Fruchtbau brauchen darunter nicht zu leiden. — Der wendische Hopfen ist von mittlerer Qualität, jedenfalls aber besser wie der in der Altmark. Verwendete man auf den Hopfenbau die Sorgfalt und Pflege, die der gute Ertrag daraus verdient, so würde die Qualität noch besser ausfallen. So sollte man einmal mehr auf bairische Pflänzlinge geben. Die vor Zeiten von Spalt eingeführten dieser Art haben die besten Resultate geliefert. Leider ist der alte Schlendrian der Wenden wieder davon abgekommen. Dann wird ferner beim Pflücken der Dolden und beim Trocknen derselben zu wenig Sorgfalt verwendet; man achtet nicht genug darauf, daß letzteres auf hinreichend trockenen, luftigen Böden geschieht. — Zu den Hopfengärten wählt man einen warmen, humusreichen Boden, der gegen Wind und Wetter möglichst geschützt ist. Die in letzterer Zeit erfolgten häufigen und umfangreichen Abholzungen treten dem Erforderniß einer geschützten Lage sehr hinderlich in den Weg. — Als Unterfrucht für den Hopfen nimmt man Braunkohl, große Bohnen oder Krupbohnen.

Der Kuriosität wegen wollen wir noch erwähnen, daß man in früherer Zeit versucht hat den Weinbau hier einzuführen. Ueberlieferungen besagen, daß unter anderen bei Hitzacker, am sogenannten Weinberge, und bei Lüchow am Kolborner Berge, und zwar am Südabhange desselben die Rebe gebaut nnd gepflegt ist. Zu gleicher Zeit oder vielmehr schon früher wurden Versuche mit dem Weinbau in der Altmark gemacht. Die Geschichte sagt, daß es die nach dem Kriege hier eingewanderten Flamänder waren, welche den Weinbau einführten. Das hiesige Bier hat ihrem Gaumen nicht gemundet und sie veranlaßt Versuche mit der Rebe zu machen. Unsere Berge werden aber wohl ein eben so schlechtes Produkt geliefert haben, als die schlesischen, und der Wein hat dem berüchtigten Grüneberger wohl in nichts nachgestanden, wenn nicht gar ihn übertroffen;

wenigstens hat man das Gelüste hier Trauben zu keltern bald wieder aufgegeben.

XIII.

Wie überall, so hat auch hier der Wald der Ackerkultur weichen müssen. Von den großen Urwäldern der alten Wenden ist, nachdem auch der „schmucke Baum" seine Krone in den Staub senkte, kein redendes Zeichen mehr übrig, höchstens zeugen noch davon die riesigen Baumstämme, die man modernd vielfach im Moore und im niedrigen Wiesengrunde findet. Außer wenigen Eichen, die vereinzelt auf dem Gehöfte der Bauern stehen, und die ein Alter von einem Jahrhundert und mehr haben mögen, sind die Denkmäler der Baumwelt so ziemlich niedergekommen, fielen der Axt anheim und liegen und stehen nun zersägt in den Wohnungen der jetzigen Generation, wenn sie nicht durch die früheren häufig vorkommenden Brände längst in Schutt und Asche verwandelt, von den Ruinen entfernt, befruchtend einer neuen Pflanzenwelt Keim und Leben gaben. — Mit unsern Eichenwäldern sieht es traurig aus, sie sind zu einem Eichenkamp zusammengeschmolzen. Selten ist eine Gemeinde da, die noch eine Eichenholzung, das heißt eine mit Eichen bestandene größere Fläche hat. In der Regel finden wir diesen Baum nur in einzelnen Gruppen, wie er von der Verkoppelung her stehen geblieben ist, an den Ackerrändern, auf den Wallungen oder auf den Hügeln, die mitten im Felde auftauchen. Bei dem Wiesenhofe, hinter dem Hause, hat der Wende häufig einen kleinen Holzbestand bis zu höchstens ein paar Morgen Ausdehnung. Mitunter ist er noch dicht mit Eichen, Buchen und Eschen bestanden, mitunter aber auch schon gelichtet, und die Stämme stehen vereinzelt da, der Sonne den freien Blick auf den untenliegenden Wiesenplan gönnend. Hier wird manche schmucke Eiche für ein kommendes Brandunglück, für den Neubau des Hauses, namentlich für die, wenn irgend möglich aus einem Stücke zu fertigenden Giebelbalken geschont und gespart. — Größere Eichenbestände finden wir nur in den Königlichen Forsten, bei Blütlingen, im Gain, den Planken, im Zweierfürstenholz und theilweise in den Lucie-Forsten; im kleineren Maßstabe auch in den Forsten der Platoschen Güter zu Grabow. Sie sind entweder mit Buchen gemischt, oder wechseln auch je nach Beschaffenheit des Bodens mit Nadelholzungen ab. Die jährlichen Auktionen zur Schlagzeit geben den Zimmermeistern und den bauenden Privatleuten hauptsächlich die Gelegenheit sich mit Eichenbauholz zu versorgen. Daneben wird ein Theil der Eichen auf Bohlen verschnitten nach Hamburg gesandt. — Von Erlen und Birken finden wir kleinere Bestände im Besitze der Landwirthe; größere kommen mischweise in den Königlichen Forsten vor und bilden einen nicht unwesentlichen Theil des zu Brennholz bestimmten Standes.

Die Fichten- und Furenholzungen, selbst die der Gemeinden, sind im Wendlande schon viel ausgedehnter als die Laubholzungen und zeigen einen zusammenhängenden Bestand. Der leichte und sterile Sandboden an vielen Stellen, sowohl in den östlichen und nordöstlichen, als in den westlichen Gegenden des Wendlandes und auf den Höhen der Haide hat große Flächen als für den Ackerbau weniger ertragsfähig erscheinen lassen, und man hat diese Strecken, zumal die betreffenden Landwirthe bei ihrem größeren Grundbesitze noch Acker genug besitzen um ausreichenden Körner- und Fruchtbau zu treiben dem Waldbau übergeben oder, wo sie schon diesem Zwecke dienten, dem Waldbau überlassen, denn theils sind die Flächen unserer Nadelhölzer schon von Alters her mit Fichten bestanden gewesen, theils sind sie erst nach den Verkoppelungen besamt. Wir haben augenblicklich ziemlich allgemein, namentlich aber im westlichen Theile des Wendlandes einen ganz bedeutenden jungen Anwuchs von Fichtenholz,

der mit der Zeit auch aus der westlichen Richtung, woher bislang wenig Holz an den Markt gebracht wurde, einen starken Zuzug von Bau- und Brennholz verspricht.

Zum großen Theil wird in den Privatforsten schon ein ziemlich rationeller Waldbau betrieben, zum Theile liegen, vorzüglich auf den Höhen der Haide, aber auch noch ganze Strecken leer und öde da, und es bleibt einzig der Natur überlassen, ob und wie sie eine Besamung vor sich gehen läßt, und welchen Holzbestand sie schafft. Von der Domainen-Kammer sind in letzterer Zeit umfangreiche Haideflächen zum Preise von durchschnittlich 10 Thaler pro Morgen angekauft und den Forsten zugelegt. — Einen schlagfähigen Fichtenbestand, insoweit er in Händen von Privaten ist, haben meist nur die Dorfschaften im Amte Gartow, allenfalls auch noch einzelne daran grenzende Gemeinden des Amtes Lüchow. Die Nadelholzbestände dieser Ortschaften liefern Bauholz, Bretter und Latten, sowie große Quantitäten Brennholz in die holzarmen Gegenden des Wendlandes und lassen auch noch durch Vermittlung der Elbe bedeutende Versendungen in diesen Artikeln stromabwärts nach Hamburg zu. Umfangreicher noch ist der Waldbau und dadurch der Holzhandel im Besitzthume des Grafen v. Bernstorf, in den gräflich bernstorffschen Forsten, wo alljährlich große Flächen abgeholzt werden, und viele Hunderte von Arbeitern mit Fällung der Bäume, Bretterfägen und Holzspalten Beschäftigung finden.

Die bäuerlichen Grundbesitzer im Amte Gartow, namentlich in den Dörfern Trebel, Gädelitz, Nehmitz, Lomitz, Lanze, Prezelle, welche sämmtlich sehr viel Holzbestand haben, so daß dieser in ihrem wirthschaftlichen Betriebe wesentlich mitspricht, und der Erlös daraus für ihren Haushalt und ihre Existenz nicht unwichtig in Betracht kommt, befolgen in ihrem Waldbau seit Jahren ein Raubsystem, das für das Gedeihen des Holzes nur sehr nachtheilig sein kann. Haben sie viel Ackerboden, und haben sie daher viel Dünger nöthig, so verkaufen sie nichtsdestoweniger einen großen Theil des gewonnenen Strohes und ersetzen den Ausfall durch die Ziggel, durch die trockenen Fichtennadeln, welche sie bis auf die Moosdecke aufscharrend aus dem Holze holen. Der Wald wird also zu Gunsten des Ackers beeinträchtigt, was denn auch den üblen Einfluß hat, daß die Stämme durchgängig als verkrüppelt erscheinen. Wenn man eine Wanderung in dieser Gegend macht, so sagt uns immer gleich das Auge, wo die gräflich bernstorffschen Forsten, welche daran grenzen, theilweise auch dazwischen liegen, und in welchen dies Raubsystem nicht in Anwendung kommt, beginnen. Wahrlich der magere Boden hat den Dünger, den ihm die Natur verleiht, und der der einzige ist, welcher ihm zukommt, zum kräftigen Gedeihen des Holzes nöthig und läßt den Baum nicht schnell und kräftig aufkommen, nicht regelrecht an Höhe und Umfang zunehmen, wenn man ihm alljährlich ohne Unterlaß die nothwendigste Nahrung entzieht. Diese Methode des Ziggelholens ist seit Jahren hergebracht, und noch mancher Mahnruf muß erschallen, ehe der Landwirth den alten Brauch lassend seinen wahren Vortheil im Auge hat.

Im Allgemeinen ist die Kultur der Bäume im Wendlande eine vernachlässigte. Manche Stelle, wo ein Baum stehen könnte, bleibt durch Jahre unbepflanzt. Die Wege sind häufig, ja durchgängig kahl; auch da, wo es durchaus keine Beeinträchtigung für den Ackerboden wäre, wenn Bäume angepflanzt würden. Bequemt man sich hin und wieder ein Bäumchen zu setzen, so ist es meist, fast einzig der Fürsorge der Natur überlassen; die nachhelfende Hand und Pflege, so leicht sie auch in Mußestunden wäre, bleibt aus. Der Wald ist ein vernachlässigtes Kind in der Landwirthschaft, sein Bruder, der Acker, und seine Schwester, die Wiese, sind die Lieblinge und die Bevorzugten bei den Wenden. Wächst der Baum

wild auf, wird er verkrüppelt, so verlangt man von diesem Krüppel eben auch nicht mehr als er hergibt. Hoch schätzt daher der Wende auch den Weidenbaum, der keine sorgfältige Hand verlangt und ohne besondere Pflege aufwächst. Gibt er auch verhältnißmäßig wenig Nutzen, so steht doch an der Stelle ein Baum. Aus ähnlichen Gründen finden wir die genügsame Birke und an Ufern und im Bruchboden die Erle. Auch die Pappel erfreut sich als Alleebaum in letzterer Zeit wegen ihres raschen Wachsthumes und der Stattlichkeit, die sie den Wegen und Straßen gibt, besonderer Bevorzugung; wir finden sie namentlich in der Nähe der Städte und der größeren Gehöfte.

Diese Vernachlässigung der Bäume beschränkt sich nicht allein auf den Wald- und Feldbaum, sondern erstreckt sich im gleichen Maße auch auf den Obstbaum. Die Obstbaumzucht steht im Wendlande auf keiner besonders hohen Stufe. Wohl wurde mancher edle Baum gepflanzt; wir sehen hier manchen Stamm edler Gattung, mit dem Pflanzen war aber auch immer alles gethan. Hinter dem Gehöfte wuchsen die Bäume wild auf, der unterliegende Rasen wurde nie aufgebrochen und gelockert, noch weniger gedüngt; keine sorgsame Hand pflegte die jungen Sprößlinge; dicht gedrängt und knorrig wuchs Ast an Ast ohne der Sonne den gehörigen Eingang frei zu lassen fort; das wilde Holz wurde bald von Moos schmarotzerhaft umstrickt; von einer geordneten Krone war keine Spur. Wie wenig der Obstbaum gepflegt wird und wurde, davon legt schon die Thatsache Zeugniß ab, daß man auf dem Lande lange einen Menschen suchen muß, der die einfache Operation versteht durch Pfropfen oder durch Okuliren einen Stamm zu veredeln. — Steht der Zwetschenbaum häufig in dem Kohlgarten, so hat er dadurch einen Vorzug, indem des Kohlbaues wegen gegraben und gedüngt werden muß, andere Aufsicht, Pflege und Fürsorge fehlt ihm aber gleichfalls gänzlich. — Allerdings ist in neuerer Zeit von Einzelnen dem Obstbau mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und durch Vermittlung der Landwirthschaftsvereine werden nur edle Sorten kultivirt; die Behandlung des jungen Baumes blieb aber dennoch eine vernachlässigte. Man kümmert sich um ihn, wenn er einmal gepflanzt ist wenig. Bei dem leichten Absatz der Obstfrucht nach Hamburg und bei den guten Erträgen, die edle Obstbäume geben, sollte man meinen, daß auf diesen Zweig der Landwirthschaft, der anderswo so segenbringend ausgebeutet wird, auch hier mehr Lust und Liebe verwandt würde, es scheint aber des Landes hier nicht Brauch zu sein; der Apfel ist keine Kartoffel, der Birnbaum gibt keinen Flachs und auf dem Zwetschenbaume blüht kein Weizen. — Wir finden in dem Hofgarten unsrer Landleute Apfel- und Birnbäume. Unter den Birnen ist es die Bergamotte, die häufig vorkommt, und deren Frucht hochbezahlt, ausgeführt wird. Apfel- und Birnbäume treten aber zurück gegen den Anbau der Zwetsche. Der Zwetschenbaum nimmt die erste Rolle ein, und Zwetschenstämme findet man im Wendlande zehnfach mehr als Apfel- und Birnbäume. Die Frucht wird hauptsächlich auf Zwetschenmuß verarbeitet, und gefüllte große Kessel davon werden durch Tage lang eingekocht und für den Winter aufbewahrt. Ist die Kartoffel gut gerathen, so kennt man nur ein dreifaches Abendgericht, Kartoffel mit Zwetschenmuß, Kartoffel mit ausgebratenem Speck, und Kartoffel mit Hering. Mit diesen drei guten Dingen als Zugemüse, legt sich der Wende allabendlich stramm gefüllt auf sein Lager oder setzt sich ans Spinnrad. Bei der schlechten Behandlung der Obstbäume ist hier die Frucht der Zwetsche nur klein und tritt zurück gegen die der Elbgegend, mehr noch gegen die der besser kultivirten in Böhmen und Franken. — Ein Theil der gewonnenen Ernte wird gedörrt, und da man vielfach noch nicht reife Frucht, selbst Fallobst verwendet und die Arbeit nicht auf zweckmäßig eingerichteten Obst-

darren, sondern in Backöfen vornimmt, so ist das Produkt ein schlechtes. Gleiches kann man dem Backobst aus Aepfeln und Birnen nachsagen, ja man nimmt sich häufig, theils aus Mangel an Zeit, theils aus Mangel an Lust nicht einmal die Mühe das Obst zu schälen. — Die Kirsche wird mit Ausnahme einer einzigen Gegend auf dem flachen Lande wenig kultivirt, und man trifft sie höchst selten im Obstgarten an. Viel trägt dazu bei, daß durchgehends der geeignete Boden fehlt, so daß der Stamm, wenn er auch kümmerlich vegetirt, nur eine kurze Lebensdauer hat. — Edleres Steinobst, wie Pfirsiche und Aprikosen, erscheint dem Gaumen des Wenden zu luxuriös, man sucht es auf den Dörfern lange vergebens. — Der Maulbeerbaum und damit zusammenhängend die Seidenraupenzucht ist hier nicht zu Hause, und sind vereinzelte Versuche nur von Bewohnern der Stadt gemacht.

Ist der Obstbau ein vernachlässigter, so fehlte ein Gemüsegarten bis auf neuere Zeit den Landbewohnern ganz. Die Kunst der Köchin kannte außer der Kartoffel nur den Kohl, sowohl den weißen als den braunen. Dieser letztere war früher Nationalgericht der Wenden und wurde als Früh- und Mittagsmahl durch alle Tage der Woche eingenommen. Die Steckrübe als durch den Feldbau gewonnen kam gleichfalls auf den Tisch. Daneben die Vitsbohne und das trockene Obst. Nach und nach ist darin eine Aenderung eingetreten. Hin und wieder sieht man bei den Gehöften schon einen recht hübschen Gemüsegarten. Die Gartenerbse und die Stangenbohne sind darin zu finden, ja der Salat mundet schon dem Gaumen der Wenden, und selbst die Gurke wird gezogen. — So leicht es wäre Stachel- und Johannisbeerenbüsche zu ziehen und zu pflegen, so betteln sich doch fast durchgehends die Landfrauen in der Zeit wo diese Früchte reif sind, dieselben von den Brauern, Kaufleuten und anderen Gewerbtreibenden in der Stadt um ihre Kleinen damit zu beglücken. — Selbst für Blumen haben unsere Landleute Sinn, namentlich für große mit grellen hervorstechenden Farben; die Bauernrose zieht man auf dem Lande häufig in dem kleinen Garten beim Hause. Zur Zeit der Bauerbiere und Erntefeste muß aber wieder die Stadt aushelfen und den schmucken Strauß hergeben, je voller und dicker, farbengreller, je weniger sinnreich derselbe ist, desto glarrer — schmucker — erscheint er.

XIV.

Der Fortschritt, den die Landwirthschaft durch die Hülfe der Chemie und Technik seit einer kurzen Reihe von Jahren genommen hat, ist ein enormer, und er kam dabei rapid schnell. Diesem Fortschritt gemäß war die Hebung der bäuerlichen Interessen, die Hebung im Werthe des Grundbesitzes und damit im Werthe der Höfe überhaupt eine große und schnelle. — Lassen wir Zahlen reden und führen Beispiele der Werthänderung unserer Höfe an, so müssen wir diese Beispiele nach Zeitperioden klassifiziren. Auf die Entwerthung der Höfe hatten Kriegsereignisse ihren großen Einfluß, indem sie den Preis derselben in Folge der darauf ruhenden Kriegslasten drückten. Dennoch ist in der großen Preissteigerung innerhalb der letzten dreißig Jahre der Einfluß gehobener Kultur des Ackers und allgemein die bedeutende Hebung im Betriebe der Landwirthschaft augenscheinlich. — Wir wollen in unserer vergleichenden Aufstellung drei Zeitperioden machen. Einmal die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege; zweitens die Periode kurz vor und in der Usurpationszeit, und endlich drittens die Periode nach den Befreiungskriegen bis auf zwanzig Jahre vor unserer gegenwärtigen Zeit. — Unsere Angaben, die fast sämmtlich durch Urkunden dokumentirt werden können, geben über erfolgte Werthänderung der Höfe im Wendlande folgenden Aufschluß:

Im Dorfe Zargleben lebten auf einem Voll-

hofe ein Paar alte Leute, welche die ländlichen Arbeiten nicht mehr verrichten konnten und den Hof deshalb um das Jahr 1652 oder 1653 unter der Bedingung ausboten, daß der Uebernehmer die schon alten Leute zu verpflegen habe. Trotz der günstigen Aussicht zur baldigen Erlangung eines bedeutenden Besitzthums fand sich lange Zeit Keiner, der dazu Lust hatte, bis der Müller in Zeetze die Bedingung einging. — Jetziger Werth des Hofes ca. 7000 Thaler.

Der vormalige Wahl'sche Doppelhof zu Sarreitz, zu welchem nach der Gemeinheitstheilung und Verkoppelung ein Grundbesitz von ca. 409 Morgen gehörte, wurde nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, und nachdem derselbe mündlichen Ueberlieferungen zufolge längere Zeit als wüster Hof liegen geblieben war, endlich für Tragung der Lasten desselben von einem gewissen Dietz in Lefitz in Besitz genommen und bebauet. Später, und zwar in der Zeit von 1810 bis 1814 wurde dieser Hof mit sämmtlichem Inventar zu dem Preise von 430 Thalern verkauft. Im Jahre 1860 war der Kaufpreis 5000 Thaler.

Ein anderer Doppelhof zu Sarreitz, bei welchem sich gegenwärtig 454 Morgen Grundbesitz befinden, und der gleichfalls nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges viele Jahre lang lediglich nur gegen Uebernahme und Tragung der Lasten bewirthschaftet wurde, ist vor etwa hundert Jahren von dem Großvater des jetzigen Besitzers für die Summe von 250 Thalern angekauft. Dieser Hof hat nach jetzigen Preisen einen Werth von mindestens 5 bis 6000 Thaler.

Die vormalige Königliche Domaine Dommatzen und das derzeitige Vorwerk Kiefen sind ganz eingegangen, weil Niemand als Pächter hat darauf bestehen können. Während dann aus der Domaine die Dommatzer Höfe gebildet wurden, zertheilte man den Grundbesitz des Vorwerks Kiefen in 13 Kossatereien und überließ solche ohne Kapitalzahlung gegen Uebernahme einer jährlichen geringen Abgabe den dazu sich meldenden Personen als Eigenthum. Ein Hof in Dommatzen kostet nach jetzigen Preisen allermindestens 7 bis 8000 Thaler, wogegen eine Kossaterei in Kiefen ein Kapital von 2000 bis 2500 Thaler vollauf verzinsen kann.

Die etwa 2 bis 3000 Morgen große Feldmark des während des dreißigjährigen Krieges wüste gewordenen Dorfes Prezier wurde damals durch Schenkung Eigenthum des Dorfes Guhreizen, weil sich Niemand gefunden um dort wieder anzubauen.

In Zargleben stand der Hof des jetzigen Vollhufners Hinrichs vor ungefähr 80 Jahren jedermann für die Lasten zu Gebot. Der Halbhufner Thies, der ihn übernommen, ist froh gewesen ihn wieder los zu sein, als er einmal hat herrschaftliche Fuhren leisten sollen. Jetziger Preis circa 7000 Thaler.

In Mammoißel ist in den Jahren 1780 bis 1790 eine Halbhufe zum Preise von dreißig Thalern verkauft, diese hat jetzt den Werth von 3500 Thalern. — Ein anderer Halbhof dort, jetzt im Besitze des Müllers Müller zu Zeetze, ist 1809 für 450 Thaler veräußert.

Im Jahre 1790 verließ der Halbhufner Voß in Schweskau seinen Hof, weil er die Abgaben nicht leisten konnte. Dieser Hof, 125 Morgen Grundstücke haltend, ist zwei Bauern in Schweskau unentgeltlich überlassen, wobei sie noch durch 3 Jahre von Lasten und Steuern frei blieben. — Welchen Werth die Grundstücke zu jener Zeit hatten, erhellt daraus, daß eine Fläche von zwei Morgen des besten Weizenbodens eine jährliche Pacht von fünf Schock Wallnüssen gab.

Ein Hof in Puttbal von 120 Morgen Grundbesitz befand sich in den Jahren 1770 bis 1780 unter Vormundschaft. Die Einnahmen deckten die Ausgaben nicht, und die Vormundschaft ließ den

Hof deshalb feil bieten. Denselben übernahm ein Schneider Namens Schulz und erhielt noch 50 Thaler zu.

1817 wurde in Jeetzel ein Hof für 800 Thaler verkauft. Behufs der Ablösung veräußerte später der Besitzer das alte Haus zu 900 Thlr., nur 10 Morgen vom Grundbesitze zu 1100 Thlr.

1820 wurde ein Hof in Schweskau mit 68 Morgen Grundstücken zu 800 Thalern verkauft. Jetziger Preis circa 4000 Thaler. — Im Jahre 1824 ist ein Halbhof in Volzendorf für 1400 Thaler verkauft. Jetziger Werth 7 bis 8000 Thlr. — 1830 wurde ein Halbhof zu Lefitz mit sämmtlichem Inventar zu 600 Thaler angekauft; 1855 derselbe Hof ohne Inventar zu 3000 Thalern wieder verkauft. — 1836 war der Kaufpreis eines Halbhofes zu Gr. Sachau 1250 Thaler. Jetziger Werth circa 3000 Thlr. — Ein Halbhof in Bussau vor ungefähr 20 Jahren für 1300 Thaler angekauft, hat jetzt den Werth von 5 bis 6000 Thalern. — 1843 wurde ein Halbhof in Schweskau mit 130 Morgen Grundbesitz zu 3800 Thalern verkauft. Jetziger Werth 8000 Thaler. — Aehnliche Beispiele einer großen Zunahme im Werthe der Höfe könnten wir noch vielfach anführen.

Man muß nun bedenken, daß im Kaufpreise der Werth der Baulichkeiten, oft selbst des Inventars mit einbegriffen war; und befanden sich diese Baulichkeiten auch früher durchgängig in schlechtem Zustande, weil die Mittel zur Reparatur und zum Neubau fehlten, so sind sie doch immer in Rechnung zu bringen, so daß man nach Abzug auch des kleinsten und niedrigsten Werthes derselben bei unsrer obigen Aufstellung häufig nicht weiß, ob man etwas, und wie viel für den Werth des Grundes und Bodens annehmen kann. — Was nun das Inventar eines Hofes in früherer Zeit anbetrifft, so war dies nach allen Seiten hin höchst dürftig. Das Nothwendigste war im allerschlechtesten Zustande vorhanden, und die wenigen Ackergeräthe nicht solide, sondern nur billig gebaut. Der Viehstapel war klein und die Thiere schlecht genährt. — Eine gerichtliche Aufnahme des Inventars gibt uns vergleichende Anhaltspunkte, in welcher Weise auf dem Hofe und Acker unserer Wenden alles größer, weiter und werthvoller geworden ist, indem der jetzige Werth des Inventars eines Bauerhofes den von früher oft um das Zehnfache übersteigt. Auf einem Hofe in Lütenthien, wo freilich außer 3 Pferden nur 3 Stück Hornvieh und 4 Schafe vorhanden waren ergab der gerichtlich taxirte Werth des Hausviehes und des Feldinventars im Jahre 1818 nur 168 Thlr. In neuerer Zeit hatten die gerichtlich taxirten Werthe des Inventars bei Halbhufnern schon die Höhe von 2000 Thlr. und darüber.

Ist der Werth des Geldes auch im Laufe der Zeit gesunken, so ist dies Sinken doch nur ein allmähliges gewesen, wenigstens können wir den Werthunterschied der Höfe vor ca. 30 Jahren und jetzt nicht damit in Einklang bringen. Was dagegen zur Wertherhöhung des Grundbesitzes wesentlich beigetragen hat, ist außer der erhöheten Kultur, welche die Produktion des Bodens steigen ließ, der gegenwärtig höhere Preis aller Fruchtarten und des Viehes. — Interessant dürfte es für unsere Leser sein, wenn wir die Preise früherer Zeit in einigen Zahlen vorführen.

Im Jahre 1478 hat man in Dänemark gekauft und nach hier gebracht: Ein Paar Ochsen zu 24 Schillinge. Eine feiste Kuh zu 10 Schillinge. Eine Tonne Butter zu 3 Mark. 1 Last Malz zu 2 Mark. 1 Tonne Bier zu 4 Schillinge. 1 Elle vom besten englischen Tuch zu 8 Schillinge. — Im Jahre 1489 hat zu Lüchow ein Schaf 4 Witten oder Dreier gekostet. Eine Kuh 5 lübische Gulden. Eine Mandel Eier (15 Stück) 1 Pfennig. 1 Scheffel Roggen 11 Pfennige. 1 Tonne Bier 4 Schillinge. 1 Pfund Butter 2 Pfennige. Ein Arbeiter hat neben Kost täglich 3 Heller erhalten. — Nach Nachrichten aus der

Probstei zu Lüchow hat im Theuerungsjahr 1508 1 Scheffel Weizen 22 Ggr., 1 Scheffel Roggen 16 Ggr., 1 Scheffel Gerste 7 Ggr. und 1 Scheffel Hafer 4 Ggr. gekostet. Ein Hellerbrod wog 14 Loth, über welche Theuerung die armen Leute bitter geklagt haben.

XV.

Bei der Hinneigung der Wenden zum Aberglauben liegt es auf der Hand, daß sie auch bei Bestellung des Ackers und beim Wirthschaften auf dem Hofe und im Hause ihre guten und bösen Zeichen haben, und daß auch hier im Wendlande die sogenannten „Bauernregeln" zur Geltung und in Anwendung kommen. Ist sehr viel von diesen Bauernregeln Gemeingut des deutschen, wenigstens des norddeutschen Volkes, und liegen die Sprüche der Landwirthe in Mecklenburg, Holstein und Niedersachsen auch größten Theils auf dem Munde der Wenden, so wollen wir namentlich nur das hervorheben, was den letzteren vorzugsweise spezifisch eigen ist.

Dem Monde wird bei unsern Bauern viel Einfluß auf die Saaten zugeschrieben. Durchgängig nimmt man an, daß es nicht günstig wirkt bei zunehmendem Monde zu säen. Man bestelle den Acker und den Garten lieber bei des Mondes Fülle oder wenn er im Abnehmen ist. Alle Wurzelgewächse, welche bei abnehmendem Monde gesäet sind, schießen nicht leicht in Saat. — Wichtig, sehr wichtig ist, in welchem Sternzeichen zur Saatzeit der Mond steht. Wenn der Mond im Widder steht, soll man Gerste säen. Ist derselbe aber im Stier, so ist gut Roggen, und im Krebs gut Roggen und Weizen zu bestellen. Daneben ist es vortheilhaft allerlei Getreide zu säen, wenn der Mond in der Wage, in den Zwillingen oder auch in der Jungfrau sich befindet. Roggen und Gerste ist auch gut in die Erde zu bringen, wenn der Mond im Zeichen des Löwen steht. Wenn man Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Leinsamen im Skorpion ausstreut, hat man eine reiche Ernte zu erwarten. Im Schützen soll man nicht säen, dagegen erhält man für Roggen im Steinbock einen guten Schnitt. Kartoffeln dürfen nie im Zeichen des Krebses gepflanzt werden. — Bestellt man am Mittwoch, so leidet das Feld nicht durch Vögel. Auch ist es gut beim Säen stillschweigend ein Blatt von dem am Ackerrande sich befindenden Bäumen oder Büschen in den Mund zu nehmen; die Vögel werden durch solche Sympathie vom Lande und seiner Frucht abgehalten.

Die verschiedenen Quatember finden bei dem wendischen Landwirthe große Beachtung. Allgemein nimmt man an, daß, wenn die Quatember steigen, die Fruchtpreise auch steigen, dagegen wenn sie fallend sind, die Preise fallen. So würde der Quatember wenn er auf den 1. bis 10. des Monats steht, ein niedriger, ein fallender, auf den 20. bis letzten des Monats, aber ein hoher, ein steigender sein. Wind und Wetter am Quatember sind von Einfluß. Man achtet darauf, ob es stürmt und regnet, und woher der Wind weht. Westwinde am Quatembertage sind günstig und deuten auf fruchtbares Wetter, wogegen Ostwinde, namentlich wenn sie kalt und dürre sind, als Zeichen kommender Unfruchtbarkeit gelten. Vor allem nimmt man den Michaelis-Quatember scharf ins Auge. Weht der Wind an diesem Tage aus Abend, so stehen billige Preise in Aussicht, bei Ostwind Theuerung.

Führen wir die wichtigen Kalendertage der Reihe nach vor, so gibt es, wenn Lichtmeß die Sonne so viel scheint, daß ein Reiter sein Pferd satteln kann, und die Tropfen im Zaune hängen, d. h. wenn die Sonne Reif und Eiszapfen schmelzen kann, ein gutes Bienenjahr. Eine andere Regel sagt: Lichtmessen hell un klar, kleit sick de Buer in de Haar! Mit anderen Worten, es gibt für ihn eine magere Ernte. Dagegen geht auch hier der Spruch: Lichtmessen dunkel,

ward de Buer een Junker. — Wenn das Korn am Fastnacht-Dienstag in die Erde kommt, gibt es reiche Ernten. — Wenn es am Aschermittwoch regnet, hält das Land keine Frucht. — Wenn viele Eiszapfen im Frühjahre vom Dache hängen, gibt es ein gutes Flachsjahr. — Der grüne Donnerstag ist ein guter Tag zum Flachssäen. Andere Landwirthe suchen möglichst am hundertsten Tage des Jahres den Leinsamen in die Erde zu bringen. — Mathies (Matthias) brickt dat Is, fündt he keen, so makt he Is! — Friert es in der Nacht auf Marientag, so hat man noch 40 Tage Nachtfröste zu erwarten. — Zur Haferbestellung ist die beste Zeit, wenn das Laub der Birken hervorbricht, und wenn der Mond im ersten Viertel steht, nicht allzu neu ist. — Alles Korn, was in des Maien Fülle gesäet wird, liefert gute Erträge. — Die Zeit vom 18. April bis 9. Mai ist die geeignetste für die Bestellung von Sommerfrucht. — Regnet es Medardus, so hat man noch durch lange Zeit ungünstiges Wetter. — Am Johannistage vor dem Scheinen der Sonne, in der Morgenfrühe sind die nöthigen Arzneikräuter einzusammeln. — Regnet es auf Sieben Brüder so regnet es noch anhaltend sieben Wochen. — Hat man am Jakobstage Regen, so wird das Obst wurmstichig und fällt. Das Gleiche gilt von den Eicheln. — Um diese Zeit betrachtet man die Aehren. Sind viele hochaufgeschossene Aehren da, welche das Feld überragen und keine Körner enthalten, sieht man die sogenannten „Aufkäufer", so besagt dies kommende Theuerung. — Ist Bartholomäus trocken, geht der Hirsch trocken auf die Brunst, so hat man nachher durch lange Zeit feuchte Witterung. Geht er aber naß auf die Brunst, so steht ein trockener Herbst zu erwarten. — Michael gibt Anhaltspunkte für die Stellung der Getreidepreise. Man sieht nach Wind und Wetter aus. Winde aus Abend bringen billige Preise. Winde aus Morgen hohe.

Die Christnacht ist für den wendischen Bauern einflußreich, und knüpfen sich daran viele Regeln und sonderbare Gebräuche. Man merke sich wohl, woher der Wind am Christabend kommt und die Nacht hindurch weht, denn es ist gut, wenn man das Getreide bei solchem Winde säet, gleichviel ob er aus Morgen, Mittag, Abend oder Mitternacht kommt. Besonders gilt diese Regel dann, wenn man in der Christnacht schönes Wetter hatte. War es am Christabend bis zur Mitternacht dunkel, so nimmt man an, daß die frühe Saat stecken bleibt und nicht gut gedeiht, wenn andererseits nicht während der Dunkelheit der Wind aus Süd geweht hat. War es jedoch vor Mitternacht hell und klar, so ist dies ein Zeichen, daß die frühe Saat fortkommt und gut wird. Uebrigens hält man eine dunkle und finstre Christnacht allgemein, zumal wenn der Wind nicht aus Morgen oder Mittag weht, für ein ungünstiges Zeichen und erwartet ein nasses und unfruchtbares Jahr. Man achtete früher auch sehr darauf, ob und wann mit dem Winde, der in der Christnacht geweht hatte, die Maikäfer zugeflogen kamen, und säumte nicht den Samen schnell in die Erde zu bringen. — Sehr achtsam waren unsere Alten darauf, wann der erste Schnee auf das zu bestellende Ackerfeld gefallen. Man säete dann auf denselben Tag und mit dem Winde, der in der Christnacht geweht, im Namen Jesu, und hatte nun die Zuversicht, daß der Acker von Unkraut frei bleiben und reiche Frucht tragen würde.

Der Christabend und die Christnacht sieht auf dem Felde und auf den Gehöften unsrer Wenden noch sehr dem Aberglauben huldigen. So wird alles Ackergeräth, was etwa bis zu dieser Zeit auf dem Felde war, am Tage vor Weihnachten bis Sonnenuntergang hereingebracht, und sollte man es auch aus Schnee und Eis heraushauen müssen. Es wird am Christabend alles wohl verschlossen gehalten und das Ausgeliehene zurückgefordert, damit alles zur Zeit beisammen

und unter Schloß und Riegel ist, denn käme etwas abhanden, es brächte für den Haushalt Unheil, während es dem Diebe Segen bringen würde. Deshalb legt man um Entwendungen zu verhüten auch wohl Sensenklingen in die Futtervorräthe. — Vor Feierabend, ehe die Vesperglocke läutet, schüttelt man die Bäume, welche tragen sollen. Um die Bäume, wird auch ein, mit dem Wasser, worin die Christbohnen gekocht sind, befeuchtetes Strohband gewunden und dahinter eine kleine Münze gesteckt. Es soll dies ein Schutz gegen Diebe sein. — Die Christbohnen, welche am Abend vor Weihnachten gekocht werden, spielen eine Hauptrolle. Menschen und Vieh nehmen davon zu sich und gedeihen danach gut. Für die Hühner formirt man auf der Lehmdiele — mit dem Gurtband der Frauen — einen Kreis und streut die Christbohnen in denselben hinein.

Als Wetterprophet gibt der Wende sehr genau Acht auf den Stand des Mondes. Steht die Mondsichel, so gibt es trocknes, liegt sie, so gibt es nasses Wetter. Zahlreich fallende Sternschnuppen bekunden kommendes stürmisches Wetter. Auch sieht man danach, wie die Sonne untergeht, und ob der Mond einen Hof hat. — Wenn die Kühe bölken, die Hähne krähen und die Enten im Trocknen watscheln und sich im Sande baden, bekommen wir Regen; wenn die Hühner schreien, Wind. Gehen die Hühner bei Regen hinaus, so hält der Regen noch lange Zeit an, steigen sie aber hoch, so ist er bald vorüber.

Bei Neumond zieht man kein Zuchtvieh auf, die Race wird schlecht. Dagegen geschieht dies gerne beim zunehmenden Monde, namentlich aber bei Vollmond. Die aufgezogenen Kühe werden dann ganz vorzügliches Milchvieh. — War das beim zunehmenden Monde auf die Welt gekommene Thier männlichen Geschlechts, so bleibt es bei der Mutter für nachkommende Fälle so, sie gebiert nur Männchen; beim abnehmenden Monde ist die Geschlechtsart der Geburt dem Wechsel unterworfen. — Die bei Vollmond geborenen Thiere zeichnen sich durch üppigen Körperbau und durch reiche Nachkommenschaft aus. Eigenthümlicher Weise nimmt der Wende eine ähnliche Erscheinung auch bei sich im menschlichen Kreise an und macht vielleicht bei Verheirathungen seine Maßnahmen, denn nichts ist ihm unangenehmer als reicher Kindersegen, und er weiß sich auch auffälliger Weise durchgehends sehr gut fern davon zu halten.

Schlusswort.

Ehe wir von unsern Lesern scheiden, müssen wir auf ein Fest hinweisen, das die Veranlassung zu diesem Werke war, und die Anregung gab das hannoversche Wendland zu beschreiben. Es war dies das Fest des Landwirthschaftsvereins für das Wendland am 2. und 3. Juli 1862, wo bei Anwesenheit der Mitglieder des Central-Ausschusses der Königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle auf dem Schützenplatze vor Lüchow eine Thierschau und Gerätheausstellung abgehalten wurde. Ein solches Fest, so voll Bedeutung für die ganze Gegend und von so allseitiger Betheiligung ist hier wohl noch nicht gefeiert worden, es war ein Fest, das die neue Zeit verherrlichte, eine Triumphfeier des Riesengeistes unserer Gegenwart und die feierliche Zeugnißablage von dem glücklichen Ringen und Streben eines Volkes, das noch vor einem Vierteljahrhundert auf einer niedrigen Stufe stand.

Die Herren vom Central-Ausschusse, die Gelegenheit hatten die verschiedensten Gegenden unsers Königreichs zu sehen, und denen der Betrieb der Landwirthschaft in allen Provinzen vorgeführt ist, werden als unpartheiische Richter erkennen müssen, daß der Wende auf seinem Felde und auf seinem Hofe nicht so sehr gegen die Bewohner in anderen Theilen unseres Königreichs zurücksteht, als man dies bei Beurtheilung seines sittlichen Karakters vielfach noch anzunehmen scheint. Von einer Verkommenheit und einem Drucke der Noth haben sie gewiß keine Eindrücke verspürt, und das ihnen vorgeführte Bild von den Fluren des Wendlandes, von dem Wirken seiner Bevölkerung, von Tracht und Lebensweise der Wenden ist nicht so trübe und häßlich, wie es uns das Album der Gemälde von Völkerstämmen in früheren Jahrhunderten aufweist.

Als am 2. Juli vorigen Jahres die Reisegesellschaft den freundlich und zum Empfange festlich geschmückten Flecken Clenze verließ und nun die üppigen, der Schnitter harrenden Fluren des Wendlandes übersehen konnte, wie die großen Flächen wogender Aehrenfelder vor ihren Blicken lagen, wie alles von dem höchsten Fleiße und der größten Ordnung Zeugniß gab, da ist nach Mittheilung der Anwesenden manches Wort des Lobes über die Wenden aus dem Munde unserer Gäste

geflossen. — Wie man nun in dem Dorfe Lensian Gelegenheit hatte die Dreschmethode unsrer Gegend in Augenschein zu nehmen, wie die sechs kräftigen Drescher im raschen Takte und mit nerviger Hand dreinschlugen, daß die beiden Umwenderinnen kaum folgen konnten, da mußte man sich sagen, daß die Wenden ein fleißiges Völkchen voll Kern und Kraft sind. Noch mehr würde diese Arbeitsleistung zur Geltung gekommen sein, hätten es die Umstände erlaubt solcher Prozedur durch eine Nacht zuzusehen, in welcher Zeit so häufig hier das Dreschen mit der größten körperlichen Anstrengung vorgenommen wird. — Auch das Bild der Flachsbearbeitung und der Linnenweberei wurde den Gästen in verschiedenen Tableaux vorgeführt. In dem auf der Reiseroute liegenden Dorfe Güstritz sah man in vier Bauerhäusern die verschiedenen Manipulationen, die zur Herstellung des Linnens nöthig sind, und zeigte, auf welche Art und Weise der für das Wendland so höchst wichtige Betrieb vor sich geht. Man sah die hier gängige Art der Verarbeitung des Rohflachses, ferner das Spinnen und Weben. Wie unsere Gäste in die Behausungen der Wenden traten, wo alles, selbst das männliche Geschlecht, am Spinnrade thätig war, Magd und Knecht, ja sogar der greise Altvater, wo man mit beiden Händen an doppelspuligen Rädern zupfte und mit rührigem Fuße das Rad drehete, da wurde es klar, in welcher Länge die Fäden durch die Tage und Nächte des Winters ausgesponnen, und wie die Millionen Ellen von Linnen an den Markt gebracht werden können.

Der Reisezug bewegte sich in Abschweifung über Wustrow nach der Domaine Königshorst, wo das herrliche Milchvieh allseitige Anerkennung fand, und traf gegen Abend aus 24 Wagen bestehend in Lüchow ein.

Die alte Wendenstadt hatte sich festlich geschmückt, so festlich wie noch nie. Es galt der Sache der Landwirschaft, dem Lebensnerv ihres Strebens und der Stütze ihrer Existenz. Es galt den wendischen Bauern zu zeigen welchen Empfang Lüchow ihren Vertretern in dankbarer Anerkennung eines rührigen Verkehrs zwischen Stadt und Land zu bereiten wisse. Die ganze Stadt glich einer großen Laubhalle. Guirlanden und grüne Arkaden zogen sich über und an den Straßen hin. Aus den Häusern weheten zahlreiche Flaggen und Wimpel. In den Tagen der Vorbereitung und der Ausschmückung herrschte in Lüchow ein so reger Wetteifer, wie man ihn nie gekannt, und wenn größere Städte bei festlichen Gelegenheiten ein luxuriöseres Gewand hatten, einer so allgemeinen Ausschmückung, die sich auf jedes Haus erstreckte begegnete man wohl selten.

Der Hauptfesttag war der 3. Juli. Der seit langer Zeit trübe Himmel war dem lichten Sonnenschein gewichen. Heiter und strahlend lachte die Sonne dem Festtage entgegen, und nun erst bei dem schönen Wetter kam so recht die üppige Ausschmückung der Stadt zur Geltung. Schon in der Morgenfrühe strömte es zu Fuß, zu Roß und Wagen der Stadt zu, und diese hat wohl nur in seltenen Fällen eine solche Menge Gäste von Nah und Fern in ihren Mauern gesehen. Meilenweit waren die Besucher, selbst aus dem benachbarten Preußenlande und aus Mecklenburg herangekommen, und alles strebte durch die Straßen der Stadt dem Schützenhofe, dem Festplatze zu. Hier waren die sinnigsten Anstalten getroffen den Tag auch auf seiner äußerlichen Seite zu verherrlichen, es fehlte nicht an Laub- und Blumenschmuck, an allegorischen Figuren, Emblemen und Flaggen, und bald verbreitete sich über den Platz im Wogen der Menschenmenge ein rühriges Leben. Aus den schattigen Alleen tönte das Wiehern der Pferde, das Brüllen des Rindviehes, das Blöcken der Schafe untermischt mit dem Grunzen der Schweine und dem Krähen und Gegacker des Hühnervolks. Blicken wir träumerisch in die alte Zeit zurück und sehen das Vieh unsrer Vorfahren,

wie es auf dürrer Weide geht, schlecht genährt und gepflegt — welch ein Unterschied, welch ein Fortschritt in der Viehzucht steht vor unsern Augen, wie schnell hat sich Race und Aussehen der Thiere veredelt und verbessert! Und wie unter schmetterndem Trompetenschalle die preisgekrönten Thiere vor die Festtribüne geführt wurden um Kranz und Preis zu erhalten, da drang uns der jedesmalige Trompetentusch wie ein Triumphschall und Siegessignal des gekrönten Ringens unserer Zeit durch das Ohr ins Herz.

Die Geräthеausstellung zeigte zahlreiche Ackerwerkzeuge und Maschinen, die der Landwirthschaft dienen, zeigte recht deutlich welche kräftige Hülfe der Geist unsrer Zeit der früher allein wirkenden Menschenhand beigeordnet hat, und wie es möglich wird die aus der höheren Kultur entspringenden größeren und umfangreicheren ländlichen Arbeiten leicht, schnell und sicher zu verrichten. Da hatte auch die heimische Industrie manches Neue und Gute ausgestellt, worunter natürlich die Erzeugnisse unsrer berühmten wendischen Linnenindustrie nicht fehlen durften. Auf dem großen Festplatze arbeiteten Dreschmaschinen, die theils durch Göpelwerk, theils durch zwei Locomobilen, welche Art von Maschinen hier noch nicht gesehen waren, in Bewegung gesetzt wurden, und welche daneben auch noch Werke anderer Art in Betrieb setzten. Wie nun die Rauchwolken der Dampfkessen durch den Schlot ausgespien wurden, wie die siedenden Dämpfe zischten, die Ventile abbliesen, die Riemen sich streckend anzogen, die Räder rasselten und die Schläge in der Dreschtrommel erschallten, wie die Ventilatoren brüllten und heulten, wie bald der Rumpf in kurzer Zeit ein ganzes Fuder Korn aufgenommen hatte und durch verhüllte Machinationen das reine Getreide nach Nummern geordnet in Säcken sich präsentirte, da brach auch der starre Sinn des eigenwilligsten Wenden, und man war sich klar, daß auf dem Felde der Landwirthschaft ein herrliches Morgenroth aufgeleuchtet, und ein neuer Tag im Werden sei. Der Spott des auf die Kräfte seiner Hände sich so selbstgefällig stützenden Wenden verschwand und machte dem freundlichen Lächeln der Bewunderung und der Anerkennung Platz.

Nachdem Fortuna manchem Glücklichen aus ihrem Füllhorn von der ausgestellten und zur Verlosung gekommenen Gegenständen eine Gabe des Festes und des Andenkens gespendet hatte, ließ man sich in der großen Festhalle, welche aufs Herrlichste ausgeschmückt war, in bunten Reihen zum Festessen nieder. Da saß der Bürger neben dem Bauern, der Mann der Wissenschaft neben dem Pflüger und Säemann, der Gutsbesitzer neben dem Kossaten, und theilte in heiteren Gesprächen unterbrochen vom Klange der Musik seinem Nachbar die Eindrücke des Tages und die gemachten Beobachtungen, Dieses und Jenes preisend, mit.

Gegen acht Uhr Abends hatte sich auf dem geräumigen Marktplatze vor dem Rathhause zu Lüchow eine große Menge Menschen, die nach Tausenden zählte, angesammelt und harrte eines heiteren Festzuges. Bald bewegte sich denn auch die Stufen des Rathhauses herab ein imposanter, phantastischer Zug; ein wendisches Brautpaar mit stattlichem Gefolge von Trauführern und einem hübschen Kreis wendischer Brautjungfern in der eigenthümlichen, von uns im ersten Theile dieses Werkes beschriebenen Tracht, zog, die Musik voran nach der Festhalle und führte vor den Gästen, die bei den Hochzeiten üblichen Ehrentänze auf. — Nachdem diese originellen Aufführungen zu Ende waren, gab sich alles einer ungestörten Heiterkeit beim Tanze hin, und unsere Wenden schoben wie daheim auf den Lehmdielen ihre Ehehälften oder die jungen stattlichen Dirnen in den ihnen eigenen gemüthlichen Bewegungen. Bis spät zum Morgengrauen dauerte die Festlichkeit und zeugte von der allgemein gehobenen Stimmung.

Wenn wir damit eine kurze Festbeschreibung gaben, so thaten wir es, weil diese Tage der

Thierschau das ganze Volk des Wendlandes bewegten und noch lange in allgemeiner Erinnerung bleiben werden. Der größte Theil der Bevölkerung, Jung und Alt, wer sich nur irgend losreißen konnte, war dem festlichen Lüchow zugeeilt und betheiligte sich bei einer Feier, die dem ganzen Wendlande galt. — Manche hübsche Episode können wir aus diesen Festtagen beschreiben, sie legen Zeugniß ab von der Begeisterung, die hier allgemein geherrscht hat. Hier nur einige Beispiele. Ein höchst betagter, alter Mann hatte den Weg von einer Meile zu Fuß nicht gescheut um dem Feste beizuwohnen. Abends heimgekehrt sitzt er in seinem Ruhesessel, die kurze dampfende Pfeife im Munde und erzählt seiner Alten und der ihn umkreisenden Jugend, wie herrlich die Feier war, was er erlebt, und wie er sich freue vor seinem Lebensende ein Fest mit begangen zu haben, wie er es in gleicher Weise noch nicht gesehen. Wie er beseligt auserzählt hat, lehnt er sich zurück und schläft den ewigen Schlaf, — er war todt! — Ein andrer Bauer, der am frühen Morgen der gehabten Eindrücke voll zurückkehrt, ruht nicht eher, als bis er seine Ehehälfte auf den Wagen geladen um ihr wenigstens noch die festlich geschmückte Stadt zu zeigen. — So hat das Fest allseitig eine freudige und gehobene Stimmung hervorgerufen, wie es auch auf der realen Seite das herrlichste Zeugniß von dem Fortstreben der Wenden ablegte. Daß dieser Fortschritt andauern wird, dazu sind die besten Anzeichen vorhanden, und so wird auch hier bei unserm Volke der thätige Geist durch fleißige Hände unterstützt, immer mehr reiche Frucht tragen und Segen und Wohlfahrt verbreiten. Möge dieser Segen durch nichts getrübt werden, und noch lange ungestört der Pflug — dies Schwert des Friedens — den reichen Boden für reiche Ernten durchschneiden.

Lüchow, im Erntemonat 1863.

K. Hennings.

Buchdruckerei von A. Saur Wwe. in Lüchow.